Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

IN MEMORY OF

FRANKLIN TEMPLE INGRAHAM

CLASS OF 1914

SECOND LIEUTENANT
COAST ARTILLERY CORPS
UNITED STATES ARMY

WELLESLEY, MASSACHUSETTS
MAY 23,1891 APRIL 11,1918

TIFFANY & CO.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

März

Eine Wochenschrift

Gegründet von Albert Langen und Ludwig Thoma

Geleitet von Dr. Theodor Heuß

Achter Jahrgang 1914

Vierter Band

(Oktober bis Dezember)

März-Verlag
G. m. b. H.
München

Digitized by Google

HARVARD COLLEGE LIBRARY
INGRAHAM FUND
OCT 30 1946

Digitized by Google

Inhalt des Vierten Bandes 1914

Hauptteil

Seite

Aram, Kurt: Rußland und die Juden 16, 61
Bermann, Richard A.: Indien vor dem Weltkrieg — und nachher 73
Irland und wir 216
Bernstein, Max: Vierzeiler 257
Bonus, Arthur: Offener Brief 70
Braun, Felix: Russische Kanonen vor dem Arsenal 116
Briefe und Karten schwäbischer Soldaten 40
Charmatz, Richard: Die große Stimmung 1
Oesterreich-Ungarn gegen Rußland 237
Corbach, Otto: Die Volksernährung im Krieg 18
* * *: Der „ungediente Landsturm" 199
Francé, Raoul H.: Der kulturelle Niedergang Frankreichs 35
Friedemann, Hermann: Der Krieg und die Wahrheit 6
Die Immobilisierung der Geister . . 209
Funcke, Max R.: In Reims 242
Godwin, Catherina: Der ewige Krieg 298
Gothein, Georg, M. d. R.: Der Freiherr vom Stein über die Wiederherstellung Polens 193
Großmann, Stefan: Versperrte Aussicht 224
Georg Brandes und sein stolzes Gemüt . . 255
Hatvany, Ludwig: Deutschland und die französische Revolution . 275
Haußmann, Conrad, M. d. R.: Englands falsche Rechnung . . 97
Weihnachtsbrief 1914 261
Die Zukunft 285
Helmolt, Hans F.: Die drei Rückversicherungsverträge Italiens . 169
Hesse, Hermann: Der Brunnen im Maulbronner Kreuzgang . . 66
Heuß, Theodor: Der bedrohte Burgfrieden 78
Das Parlament und der Krieg 213
Holdermann, Friedrich: Das Dorf in der Kriegszeit 146
Höllriegel, Arnold: Ein paar Tage in Budapest 55
Horn, Hermann: Jean Wuhuu 250
Huebner, F. M.: Das deutsche Antlitz 81

Digitized by Google

Seite

Jaques, Norbert: In Tschangscha 85, 108, 132, 150, 177, 202
Janſſon, Wilhelm: Ruſſiſche Revolutionäre? 33
Im Felde — Die 119er 112
Klette, Werner: Maſſenquartier und Perſönlichkeit 300
Konsbrück, Hermann: Mein Schiff 101
Korn, Walter Achilles: Die Bedeutung der Zahl im Krieg . 140
Korodi, Lutz: Polen und Rumänien 106
Loſch, H. J.: Englands Verrat an Europa 141
Michel, Albert: Der Sterbende 182
Pernerſtorfer, Engelbert: 1871—1914 25
Feinde und Feinde 189
Perſius, L.: Die Lehre von „U 9“ 29
Riegelberger,: Japan und Deutſchland 121
Rutra, Arthur: Krieg 280
Schickele, René: Folgen des Kriegs 174
Nachbarn 229
Schücking, Levin L.: Zur Pſychologie des engliſchen Volkes . . 9
Schuſſen, Wilhelm: Soldatenlied 233
Siebert, Margarete: Gebet 211
Stavenhagen, W.: Die uneinnehmbare Feſtung 53
Die Einſchließung von Paris 1870/71 220
Steiger, Edgar: Die Sümpfe von Maſuren 21
Deutſchlands gute Freunde vor 100 Jahren . . 128
Stetten, Freiherr von: Der tote König 49
Lüge als Kampfmittel 206
Thoma, Ludwig: Schützenvereine 291
Ullmann, Regina: Ein Erblindeter 304
Winnig, Auguſt: Die Arbeiter und der Krieg 165
Woldt, Richard: An Bord eines Linienſchiffes 246, 271, 296
Zeh, Paul: Und die Nacht grub Gräber 279
Zoff, Otto: Der Soldat 89
* * *: Pariſer Kriegspanorama 266

Digitized by Google

Glossen

Seite

Ehrenstein, Albert: Neueste Kriegslyrik 117
Fridolin: Potsdam gegen Potsdam 235
Friedemann, Hermann: Milchmädchenrechnungen 183
Gottschalk, Hermann: Aesthetenkrieg 46
Englischer Kuchen 162
Großmann, Stefan: Karlsbader Gäste 281
Hansen, N.: Japan und die Türkei 72
Hesse, Hermann: Etwas für Weihnachten 236
Irland 259
Dürers Zeichnungen 307
Heuß, Theodor: Was zuviel ist 93
Lujo Brentano 258
Von ein paar Büchern 283
Huebner, F. M.: Der Künstler und der Krieg 212
Kalkschmidt, Eugen: Geistige Grenzsperre 184
Kersten, Kurt: Eucken in einem Vortrag 48
Ostwald predigt 94
Ein Zurückgebliebener 144
Lapp, Adolf: Swerbejew 280
Lipp, Franz: Vallona und Saseno 161
Molo, Walter von: Herzog Utz 119
Matonek, Hans: Der negative Mensch 185
v. S.: Geistige Franktireurs 24
Unsere Sorge um Amerika 92
Gegenstrenge 142
Die erwachte Türkei 160
Russische Balkangeschäfte 234
Krieg und Frieden 305
Saager, Adolf: Die Wahrheit ins Volk 143
Schumann, W.: Theodor Lipps † 187
Spier, J.: Kennt uns das Ausland? 94
Stössinger, Felix: Soldatenlieder 305
Tannenbaum, Eugen: Brahm als Kritiker 120
Wirth, Richard: Wissenschaft und Patriotismus 22

Digitized by Google

Digitized by Google

Die große Stimmung

Von Richard Charmatz, Wien

Eine wahnwitzige Hoffnung wurde rasch zu schanden: der Krieg sollte Oesterreich-Ungarn in Trümmer legen, noch ehe er recht begonnen hatte. Das war die eitle Meinung der verblendeten Panslawisten. Ihre Siegesgewißheit stieg nicht aus dem eigenen Kraftgefühle auf, sondern aus der törichten Vorstellung, daß sich zwischen den grünen Sudeten und den glitzernden Wogen der Adria ein morscher Staat ausbreite, zu schwach, um zu leben und reif zu sterben. Nicht mit dem Kampfe gegen Oesterreich-Ungarn, sondern mit dem Bruderkampfe in der Habsburgermonarchie rechneten die eitlen, hochfahrenden Herren an der Newa, Seine und Themse, die da meinten, nur das Signal geben zu müssen, um Oesterreich-Ungarn der Auflösung zuzuführen. Heute aber steht das oft totgesagte Reich in jugendfrischer Kraft da, bereit mit starker Faust, voll unbeugsamer Zuversicht gegen eine Welt von Feinden zu streiten und, mit Deutschland treu und fest vereint, Europa den milden Segen eines dauernden Friedens zu erringen. Alle Völker, alle Schichten, alle politischen Gruppen haben aufgehört, Teile zu sein, ein Sonderdasein zu erstreben, denn es gibt jetzt nur ein Ganzes, wie nur ein Wille, eine Zuversicht die Menschen bewegt. Der Krieg hat einen innerpolitischen Gottesfrieden gebracht und ungeahnte Kräfte, die früher durch kleine Streitigkeiten gebunden waren, für das gemeinsame Vaterland frei gemacht. In dem Reiche der elf Nationen, der hundert Parteien und Parteichen, der Schlaffheit in ruhigen Zeiten, leuchtet und strahlt nun etwas aus Millionen Augen, durchglüht etwas Millionen Menschen, so ungekannt, so mächtig, so wunderbar, daß

Digitized by Google

man erst die Worte suchen muß, um das gewaltige, schöne Erlebnis auszudrücken. Ich möchte es als die große Stimmung bezeichnen.

*

Oft hat man sich nach ihr gesehnt, oft sind die Ereignisse genug wuchtig gewesen, um Hochgefühle wachzurufen. Nie aber ist der Habsburger Monarchie die große Stimmung beschieden gewesen, die jetzt ihre Gefilde durchströmt. Als Kaiser Josef II. mit edler Begeisterung einen Staat der höchsten Vernunft schaffen wollte, stieß er auf mehr Widerspruch als Zustimmung. Das Jahr 1809, das viel Heldenmut erglühen sah und die Massen zum Sturme gegen die Fremdherrschaft Napoleons aufrief, vermochte nicht alle mit gleicher Hingabe zu erfüllen. Neben viel freudiger Teilnahme gab es viel beklagenswerte Stumpfheit. Die große Stimmung, die heute Wirklichkeit ist, klang damals bloß durch das anfeuernde Lied. Nicht anders war es in den Tagen der Revolution, da der Wunsch nach Freiheit die Bevölkerung hinriß und zugleich spaltete. In einzelnen Städten erstaunliche Regsamkeit und Tatkraft, daneben viel träge Interesselosigkeit!

Auch keiner der Kriege, die Oesterreich-Ungarn im vorigen Jahrhunderte zu bestehen hatte, war imstande, jene prächtige Geschlossenheit, Zuversicht und Bewußtheit der eigenen Sendung auszulösen, die heute die Herzen höher schlagen läßt. Im Jahre 1859 zogen die besten Männer mit der Konkordatsverdrossenheit ins Feld, traten die Magyaren mit den Wunden in den Kampf, die der Absolutismus ihnen geschlagen hatte. Als dann bald nachher die Frage der Vorherrschaft in Deutschland zur blutigen Lösung gebracht wurde, fehlte wieder das Schlagwort, das jedem im Staate gleich verständlich war und alle in demselben Maße zu entzünden vermochte. So ist es erst unserer Generation beschieden, das Wunderbare zu erleben, das in der Einmütigkeit der Gesamtheit liegt und das noch dadurch verstärkt wird, daß es sich in Oesterreich-Ungarn eigentlich um einen Staat von Staaten, um ein Volk von Völkern handelt.

Digitized by Google

Die Habsburger Monarchie vermied seit mehr als einem Jahrhundert jeglichen Eroberungskrieg. Zum letzten Male griff Kaiser Josef II. nach fremdem Lande; er ließ sich zu seinem eigenen Unheile von Rußlands philosophischer Kaiserin zum Kampfe gegen die Türkei verleiten. Seither griff Oesterreich-Ungarn bloß dann zum Schwerte, wenn es seinen eigenen Besitz oder seine althergebrachte Stellung in der Welt zu verteidigen hatte. Wohl dachte man zur Zeit des Krimkrieges daran, das heutige Rumänien dauernd an die Erbländer anzuschließen; doch als die kaiserlichen Heere die Grenzen überschritten, geschah dies lediglich zu dem Zwecke, Rußland eine Paroli zu bieten. Und das Zarenreich gab wieder unmittelbar den Anstoß zur Besetzung Bosniens und der Herzegowina, ebenso wie es die Annexion dieser Provinzen in feierlichen Verträgen und in verbindlichen Unterredungen zugestanden hat. Nicht vergessen darf auch werden, daß Englands berühmter Staatsmann Lord Salisbury auf dem Berliner Kongresse den Antrag stellte, Oesterreich-Ungarn mit dem „europäischen Mandate" zu betrauen.

Die Habsburgermonarchie war also ein Hort des Friedens. Sie hatte mit sich selbst genug zu tun und brauchte Zeit und Muße, um — ein Europa im Kleinen — sich allmählich ein wohlgeratenes Heim zu schaffen. Auch der Krieg, der jetzt einen ganzen Weltteil in Mitleidenschaft zieht, wurde weder in Oesterreich noch in Ungarn herbeigewünscht. Kaiser Franz Josef durfte in seinem Manifeste an die Völker mit vollem Rechte sagen, daß er sein Alter mit frohen Werken des Friedens schmücken wollte. Die bösen Nachbarn aber, die Neider und Hasser in St. Petersburg, haben ihren Zerstörungstrieb nicht meistern können, ihre wilde Vernichtungsgier nicht zu zügeln vermocht. Das Schicksal hat der Habsburger Monarchie den Krieg aufgezwungen, zugleich aber auch die Möglichkeit gegeben, sich in diesem schweren Ringen um die Existenz, um die Erhaltung der Kulturgüter, um die Freiheit und um die Aussicht auf eine freudvolle Zukunft selbst zu verjüngen und selbst zu finden.

Digitized by Google

Was von dem russischen Zarismus zu erwarten wäre, das verspürt jeder. Rief der Tscheche Havlicek vor vielen Jahrzehnten aus: „Besser die russische Knute als die deutsche Freiheit!“, so mußte auch er zur Erkenntnis gelangen, wie wenig lockend die Moskowiter Art ist. Und Palacky genas von seiner Russenliebe, als er tiefer in die russischen Verhältnisse hineinzublicken Gelegenheit fand. Niemand, der Oesterreich-Ungarns reine und freie Luft atmet, kann die Herrschaft der Kosaken, der Popen und der Wundermänner als einen erträglichen Zustand ansehen. Die Kraft des slawischen Zusammengehörigkeitsgefühles mußte deshalb in dem Augenblicke aufhören, in dem es zwischen der österreichisch-ungarischen Kultur und dem nordischen Despotismus ernstlich zu wählen galt und die Gefahr, in die die Habsburgermonarchie geraten war, machte aus den verschieden sprechenden Bürgern gleichempfindende Patrioten.

Der russische Chauvinismus duldet keine fremde Wesensbetätigung, kein anderes Volkstum neben sich. Die Habsburger Monarchie jedoch hat ihren elf Nationen Heimstätten bereitet, in denen es sich immerhin annehmbar wohnen ließ. Wenn für die einzelnen Völker nicht mehr geschehen konnte, wen traf die Schuld? Im letzten und tiefsten Grunde immer den Zarismus. Durch Einschüchterungen aller Art war er stets bemüht, Oesterreich-Ungarn an der vollen, restlosen Verständigung mit seinen Völkern zu hindern. Als Kaiser Franz Josef einmal nach Galizien reisen wollte, um dieses weite Land mit eigenen Augen zu durchforschen, gab man in St. Petersburg Zeichen des Unwillens. Für eine lange Frist unterblieb die Reise. Nichts hat die Spannung zwischen den beiden Mächten so sehr verschärft wie die bessere Behandlung, die den Ruthenen in der letzten Zeit durch Oesterreichs Staatsmänner zu teil ward. Der polnisch-ruthenische Ausgleich in Galizien ist in gewissem Sinne der Anlaß zu dem Kriege geworden. Was für die Ruthenen galt, war auch für die Polen und Südslawen wirksam. Immer wenn man in Kroatien und Slawonien daran ging, die Serben besser zu stellen, wurde von jenseits der Grenzen

Digitized by Google

eine hochverräterische Bewegung inszeniert, um so den Willen zur Versöhnlichkeit und Milde zu durchkreuzen. Auf dem Wege zur Demokratie fand die Habsburger Monarchie in dem Zarismus stets ein gewichtiges Hemmnis.

*

Darum ist dieser heldenmütig geführte Krieg so bedeutungsvoll! Gelingt es Oesterreich-Ungarn und Deutschland, vereint Rußland zurückzuwerfen, dann findet die Freiheit eine breite Gasse. Die Habsburger Monarchie wird einer Kette ledig, die unsichtbar an ihr hing und sie an allen Bewegungen hinderte. Kehren erst die reichsdeutschen und die österreichisch-ungarischen Krieger aus diesen schweren Feldzügen mit dem Siegeslorbeer heim, es braucht einem um die Zukunft der Habsburger Monarchie wahrlich nicht bange zu sein. Die große Stimmung, die jetzt alle ergriffen hat, wird nicht sobald verwehen, denn sie ist mit unauslöschlichen Eindrücken verbunden. Die Jugend, die begeistert ficht und die Zurückgebliebenen, die mit ihren Herzen, mit jeder Faser ihres Seins mit den Kriegern verbunden sind, werden das Gemeingefühl, das diese bewegte Zeit geboren hat, niemals ganz zu vergessen vermögen. Gelang auch in Friedenstagen die scharfe Formulierung dessen, was den Oesterreichern und Ungarn ihr Vaterland sei, nicht recht: der Krieg enthob der Antwort, weil er die Frage überflüssig machte. Nun weiß es jeder: Oesterreich-Ungarn, das ist die Monarchie, für die alle Bürger ihr Leben, ihre Stellung hinopfern, und hinter dieser Tatsache müssen kulturelle, wirtschaftliche und politische Werte liegen, die nicht genug hoch zu veranschlagen sind. Der Kampf um die Ehre, um das Sein hat alle Zweifel niedergeschlagen; er ist die stärkste und leidenschaftlichste Bejahung der Monarchie, deren Lebenswillen, deren Lebenskraft sich auf den Schlachtfeldern so ruhmvoll betätigt.

Die große Stimmung läßt auf eine große Zukunft hoffen. Kommt die gesegnete Stunde, da sie gestaltet werden muß, dann möge man sich der Worte Anastasius Grüns erinnern, der Mahnung, sich ans Höchste zu wagen, die aus dem Verse klingt:

Digitized by Google

„Sei im Wünschen nicht zu karg,
Wünsche sind der Weg zum Siege;
Des Genügens üpp'ge Wiege
Ist der Tatkraft früher Sarg."

Der Krieg und die Wahrheit

Von Hermann Friedemann

Haben wir, solange der Weltkrieg andauert, überhaupt noch das Recht, dies höchste Wort der Menschensprache zu nennen? Was ist Wahrheit? Veränderten nicht alle Begriffe ihren Sinn? Gilt nicht die Wahrheit allein, die durch Taten bestätigt wird: die vollbrachte, nicht die erkannte? Dennoch liegt uns ob, die Erkenntnis zu suchen.

Die Lüge kennen wir. Nie war sie so allgegenwärtig. Oder hat auch ihr vielfarbiges Bild sich verschleiert? Ward auch die Lüge eine andere, als sie früher war? Es ist erlaubt, in Kriegszeiten zu lügen. Aber nur so, wie ehrliche Menschen lügen: sachlich, zweckbewußt und ohne Selbstbetrug. Die Erkenntnis mag verschwiegen werden: aber sie soll stehen bleiben. Sie ist unabhängig von Glück und Unglück und sogar von Liebe und Haß. Sie hat nichts mit dem Willen zu tun. Jedes Opfer wollen wir bringen, nur eines nicht: das Opfer des Verstandes.

Es ist begreiflich, daß der Krieg die Unterscheidungen verwirrt; ist er doch selbst das Verworrenste. Was sind seine Ursachen? Die „inneren Notwendigkeiten" sind eine Phrase: mit denselben Gründen ließe sich, wäre Friede geblieben, die Unmöglichkeit eines europäischen Krieges beweisen. Die Ableitung aus den Personen, aus Zufallsursachen und Zufallsmenschen gilt als falsch: obgleich die Zufälle der Unberechenbarkeit alles Weltgeschehens näher stehen und darum immer noch bessere Erklärungen sind als die „geschichtlichen Notwendigkeiten", will sagen: Konstruktionen. —

Digitized by Google

Treitschke hat wohl Recht: Kriege sind, damit Staaten sein können. Wirtschaft, Volk, Heer: das alles besteht nur als Möglichkeit: erst die Anwendung macht es wirklich. Die Anwendung aber ist der Krieg. Der Staat ist erst wirklich, wenn er um sich schlägt. Nach Friedensjahrzehnten ist „Macht" in Riesenmengen aufgehäuft; potentielle: aber wer beweist sie? Durch den Krieg wird sie wesenhaft.

Vieldeutig wie die Ursachen sind die Folgen. Was ist es mit der Erneuerung, von der die hunderttausend Stimmen uns sprechen? — Vieles ist wahr. Wir haben umlernen müssen; in unzähligen Dingen. Aber: auch ihr habt umzulernen. Niemand hat das Recht, diesen Krieg in Anspruch zu nehmen als seine Bestätiger. Der werdende Zustand ist gewiß nicht sozialistisch oder liberal; aber er ist auch nicht konservativ. Alles, was als innerer Ertrag des Krieges gerühmt wird, soll erst werden, ist Zukunft; oder es ist unecht.

Sprecht also nicht vom „Wunder": wenn etwa kaltschnäuzige Schriftsteller blutdürstig werden. Leider ist das gar kein Wunder; es wäre eins, wenn es ausbliebe ... Soviel davon. Das neue Deutschland, von dem ihr redet, ist noch nicht. Das größere Volkstum soll, auf dem Umweg über das Staatsbewußtsein, erst entstehen („völkisch" also wird das Reich der ersten Friedensjahre nicht sein; sondern staatlich). Die deutsche Kultur, als Blüte des Krieges, ist eine Hoffnung; das Austilgen der Fremdwörter schafft sie noch nicht herbei. Die geschneiderte „deutsche Form" wohl auch nicht.

Eine seelische Veränderung ist da, und sie hat den Zug der Größe. Wodurch entsteht sie? Durch das Gefühl unserer Lage. Nicht wir haben uns, sondern die Bedingungen unseres Fühlens haben sich gewandelt. Menschen bleiben Menschen. Wenn man Menschen in eine unerhörte Lage versetzt, so muß mit dem Reinen das Unreine, mit dem Großen das Abgeschmackte heraufkommen, und es ist auch so. Die Hymniker sehen oder wollen nur die Flamme sehen; den dicken Schwaden von Dummheit und Heuchelei, der mit aufsteigt, leugnen sie ab. Lögen sie wenigstens! Aber selbst zur echten Lüge haben sie nicht geistige Ehrlichkeit genug. Der Mund, der

Digitized by Google

behauptet, kein Deutscher sei in dieser Zeit einer Unwahrheit fähig, gibt mit dem gleichen Atem das Beispiel des Gegenteils. Die Formel vom eigenen unbeirrbaren Edelmut leitet irgend eine wüste Gehässigkeit ein. Will man Proben? Ein französischer Zeichner schlägt vor, die deutschen Gefangenen hungern und dursten zu lassen. Schmach über ihn: gewiß. Aber genau der gleiche Vorschlag, wider unsere Gegner gerichtet, hat in deutschen Zeitungen gestanden. Englische Seeleute retten mit eigener Gefahr ihre deutschen Feinde; unser Bericht erkennt es an. Kommentar: das taten die Engländer aus Eitelkeit und Selbstsucht. Oder dem deutschen Volk (der Zeit vor dem Kriege) werden alle seine Sünden vorgehalten: in Sitten, Moden, Vergnügungen, Kunstübung. Anstatt aber zu folgern: dergleichen trieben die Deutschen, also war es deutsch, also wollen wir trachten, anders zu werden, folgert man: das alles ist undeutsch. Und entbürdet sich aller Schuld.

Nein: es ist nicht undeutsch. Wo nachgeahmt wird, da war ein leerer Raum; nicht unbegreifliche Ueberschätzung des Fremden, sondern Mangel an Eigenem. Die Rolle des Nachgeahmten ist immer noch besser als die des Nachahmers, und wer sein Vorbild herabsetzt, der setzt sich selbst viel tiefer herab. Schafft Werke, die andere Völker zur Nachahmung zwingen! Bis dahin habt ihr kein Recht, das Fremde zu beschimpfen — auch in Kriegszeiten nicht.

Die Ehrlicheren sagen: das ist der Krieg. Das ist nicht der Krieg; braucht es nicht zu sein. Was zwingt uns, Erkenntnisopfer zu bringen, die niemandem nützen? Nicht ein Schuß Pulver trifft besser, wenn wir Maeterlinck einen Schwindler und Shaw einen Dummkopf nennen. Die Bühnenstücke des Belgiers waren auch vor dem 1. August schon schlecht, oder sie bleiben gut. Doch Offenbarung durch den Krieg? Das hieße, der eigenen Urteilsfähigkeit ein trauriges Zeugnis ausstellen. Kein vaterländischer Zweck verlangt von uns die Behauptung, die Serben in Semlin seien Menschen anderer Art als die Serben in Belgrad. Der Wert eines Poiretkleides ist unabhängig von der Entscheidung der Schlachten. Nicht eine Hutgarnitur wird besser oder schlechter durch den Kriegszustand.

Digitized by Google

Wie aber die Hingabe, das in einer Reih und Glied stehen, das dieser Krieg verlangt, mit der inneren Unabhängigkeit vereinigen? Den meisten scheint es unmöglich. Und ist doch so einfach.

Erkenntnis und Wille sind trennbar: das ist das Ganze. Vaterland, Krieg, Hingabe sind eine Angelegenheit des Willens; den keine Erkenntnis beirrt. Wenn wir dieses Willens sicher sind, dürfen wir uns die Erkenntnis gestatten. Der Montblanc ist höher als die Zugspitze. Und wenn Deutschland von Feinden überschwemmt und seine Hauptstadt verwüstet würde: es wäre immer noch höher. Die Erkenntnis soll stehen bleiben.

Darum ist unter den beschwerlichen Dingen dieser Zeit das unerträglichste die öffentliche Frömmigkeit. „Das deutsche Volk hat seinen Gott wieder gefunden" ... Hat es? Mir scheint, auch der innerlichste Glaube beansprucht, nicht auf Gefühl allein, sondern zugleich auf Erkenntnis gegründet zu sein; metaphysische Wahrheiten zu umfassen, die von unseren Ereignissen, ihrer Natur nach, unabhängig sind. Welch ein Gott aber, dessen Dasein durch eine — Mobilmachung wahrscheinlicher wird!

Wir bedürfen der Kriegsgründe nicht. Wir kämpfen, weil wir uns zu wehren haben; weil wir leben dürfen, wollen und müssen. Die Binde um die Augen aber trägt nur der, der wehrlos, als Verurteilter sterben soll.

Zur Psychologie des englischen Volkes

Von Professor Levin L. Schücking (Jena)

n diesen Tagen des Verteidigungskampfes gegen den englischen Ueberfall bietet die Seele des Engländers ein Problem, das die einen unschwer lösen zu können meinen, während es den andern noch Rätsel aufgibt. Die einen nämlich sind rasch mit dem Wort „Heuchelei", mit dem historischen Attribut „perfide" bei der Hand, das die

Digitized by Google

Geschichtsforschung als in uralter Verbindung mit dem Namen „Albion" aufgezeigt hat, für sie ist der Engländer der Typ des Pharisäers und in allem, was englischerseits in den letzten Jahren zur Annäherung und zur Verständigung beider Völker geschehen ist, erblicken sie ausschließlich „Sprenkeln für die Drosseln", d. h. in der Hauptsache Bestrebungen, unsere Wachsamkeit einzuschläfern, bewußte Versuche, diejenigen politischen Strömungen in unserm Heimatland im englischen Interesse zu verstärken, die einer weitern Vermehrung der Rüstungen nicht allzufreundlich gegenüberstanden. — Die andern zögern trotz der Wucht der Tatsachen, sich diesem Urteil in seiner Unbedingtheit anzuschließen. Sie möchten den Glauben an den guten Willen der Persönlichkeiten, mit denen sie es zu tun gehabt, nicht so bald fahren lassen, sie haben auch persönliche Freunde unter den Engländern, auf die sie sich verlassen, und können deshalb das Engländertum nicht in Bausch und Bogen verdammen. Sie suchen nach einer vermittelnden Lösung und glauben sie vielfach in dem soziologischen Moment zu finden, das sie auf die Formel bringen: der einzelne Engländer ein Ehrenmann, die zum Staat geeinigte Gesamtheit in ihren Kollektivhandlungen ohne jede Moral. Allein es fragt sich, ob damit nicht eine Behauptung ohne Hand und Fuß aufgestellt ist. Eine Vereinigung von Ehrenmännern — so neuartige Erscheinungen die Gesellschaftshandlung gegenüber der des Einzelnen hervorbringen mag — könnte wohl nicht anders als ehrenhaft handeln und zu dem schändlichen Entschluß einer Mehrheit muß ein niedriger Moment in dem Denken jedes Einzelnen dieser Mehrheit vorliegen. Aber freilich — die Gerechtigkeit verlangt die Betonung der Tatsache: einer Mehrheit, nicht der Gesamtheit. Sehen wir uns nun danach um, ob es nicht möglich ist, den Charakter dieser Mehrheit und dieser Minderheit näher zu bestimmen. Wer mit englischem Wesen näher vertraut ist, dem wird das nicht so schwer fallen. Zu der Minderheit, von der sich viele unter uns haben täuschen lassen, gehört die große Masse derjenigen, die wir Deutsche bei den Verständigungsbestrebungen und andern Ge-

Digitized by Google

legenheiten kennen gelernt haben. Es sind dies gebildete, humane Charaktere, den besten unseres Volkes in vielen Punkten außerordentlich ähnlich, voll Sympathie für deutsche Art und deutsche Kunst, nur in Einzelfällen sehr tätige innere Politiker, sonst uns auch darin wesensverwandt, daß es ihnen ferne liegt, die Politik zu ihrem Lebenselement werden zu lassen und daß ihre Interessen mehr auf Wissenschaft und Kunst gehen. Weil sie diese bei uns in Blüte finden, so sind sie gern unsere Gäste. Wer diese Gattung des Engländers kennen lernt, der läuft Gefahr, ein völlig falsches Bild der englischen Volksseele in sich aufzunehmen. Diese Engländer — und zu ihnen gehören große Kreise des literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen Großbritanniens — haben mit dem eigentlichen englischen Volk verzweifelt wenig zu tun. Man duldet sie, wie ein harter, blutsaugerischer Unternehmer unter seinen Kindern eins duldet, das irgendwelche „brotlosen Künste" treibt. Er hat es dazu, aber ernst wird der betreffende nicht genommen. Eine breite Kluft, wie sie gottlob bei uns unbekannt ist, trennt so die „intellectuals" — schon die Prägung dieses Namens ist bezeichnend — von der großen Masse des Volkes, u. z. recht eigentlich des Bürgertums, der sogenannten „middle classes." Und wenn es sich um große Entscheidungen der Politik handelt, so dürfen wir uns nicht um das kleine Häuflein Intellektueller kümmern, sondern müssen nach der Psychologie der breiten Masse fragen. Und da zeigt sich uns denn freilich ein sehr wesentlich anderes Bild. Seine entscheidenden Züge zusammenzusetzen bietet gerade die gegenwärtige realistische englische Literatur die beste Gelegenheit. Denn der Kampf, den die englischen Intellektuellen gegen ihr eigenes Volk führen müssen, hat ihnen den Blick für dessen traurige Eigenschaften außerordentlich geschärft. Wer z. B. Galsworthy's „man of property", in der deutschen Uebersetzung bei Cassirer „Der reiche Mann" genannt, gelesen hat, der wird die englische Kriegserklärung an Deutschland nicht mehr so unbegreiflich finden. Als einziger Gesichtspunkt, nach dem sich das Leben des Bürgers orientiert, erscheint da der Besitz und die

Digitized by Google

mit ihm verknüpften Genußmöglichkeiten, die sich jedoch dank seiner völligen Unbildung niemals in eine geistige Atmosphäre erheben. Die Wissenschaft wird schon deshalb gering geschätzt, weil sie nichts einbringt, alle Kunst als wertlos angesehen, die nicht der bloßen Unterhaltung dient. Alles das ist bloß Unkultur und kein moralischer Defekt. Aber man beachte auch, wie dieser humane und unbeeinflußte Beobachter aus der kleinen Schicht der „Intellectuals" neben dem engen Horizont die Gehässigkeit untereinander, den Mangel an Gutherzigkeit, die Scheinheiligkeit, den Zug zur Brutalisierung des Schwächeren bei dem englischen Bürger aufzeigt. Alle diese Eigenschaften — man findet sie auch bei Arnold Bennett und andern wieder — wurzeln offenbar tief im englischen Bürgertum, und die Humanität, die viele Generationen hindurch gepredigt ist, liegt großenteils nur als eine dünne, vielfach leicht wieder durchbrochene Schicht darüber. Teilweise hat sie die gerade für England charakteristische sentimentale Form von Bestrebungen gegen die Vivisektion, zur Verhütung von Grausamkeiten gegen Tiere, von Schaffung von Altersspitalen für Hunde u. dergl. angenommen, die sich mit einer brutalen Verletzung aller Menschlichkeit in andern Fällen wunderbar gut verträgt, wie man es denn z. B. in diesem Lande zur Zeit des Burenkriegs erleben konnte, daß Abbilder der ehrwürdigen Frau des greisen Präsidenten Krüger auf der Straße herumgeführt wurden, nach denen man mit Messern stach und die man besudelte. Alle Ritterlichkeit gegenüber Frauen, wie sie auch bei kleinen Leuten in England den Kindern eingeprägt wird, war in dem Augenblick verschwunden, als der nationale Egoismus die brutalen Instinkte wieder wachrief. Empörender ist der ungehinderte Gebrauch der Dum-Dum-Geschosse, wie er abermals zur Schande Englands festgestellt ist. Wer englische Verhältnisse beobachtet hat, dem wird aufgefallen sein, wie gerade in dem mittleren englischen Bürgertum diese schlechten Instinkte am stärksten sind, dem wird die Lieblosigkeit und Härte, die Unfreundlichkeit aufgefallen sein, mit der man dort vor allem auch dem Ausländer, als demjenigen, von dem man

Digitized by Google

nichts haben kann, begegnet. Auf diesem Gebiet geben sich die beiden Eigenschaften des Mangels an Wohlwollen und der Unbildung ein Stelldichein, zu denen man vielleicht noch als dritte den grenzenlosen Subjektivismus rechnen könnte, der dem Stockengländer eigen ist. Noch vor fünfzehn Jahren behauptete man in London allgemein, ein dortiges Gericht habe den Ausdruck „dirty foreigner" = „schmutziger Ausländer" als keine Beleidigung bezeichnet, weil es der übliche Ausdruck sei. Dem entsprach und entspricht noch großenteils die Ansicht vom Auslande, demgegenüber sich der Engländer nicht ohne die Schuld des Auslands in der Vergangenheit, als eine Art Adel in Europa vorkommt. Den Subjektivismus in dieser Hinsicht vermag der Engländer nie völlig abzustreifen. Wie es denn der jetzt offen unter unsere Feinde gegangene Schriftsteller H. G. Wells lächerlicherweise in einem seiner neuesten Romane fertig bringt, in dem deutschen Niederwalddenkmal ein Beispiel ungeneröser Ueberhebung des Siegers zu erblicken, er, dessen Landsleute sich als Herz der Landeshauptstadt das Trafalgar Square mit der Nelson-Säule geschaffen haben, um den Sieg über die Franzosen sich für ewig als das wichtigste Ereignis ihrer Geschichte vor Augen zu halten.

Indes damit ist schon einer aus der Klasse der Intellectuals genannt, der bei aller Begabung in einzelnen Zügen die Verwandtschaft mit dem englischen Bürgertum nicht verleugnet. Noch viel weniger tun das die politischen Führer, die sich dieses Bürgertum erwählt. Sie haben mit unsern Freunden, den „Intellectuals", äußerst wenig zu schaffen. Sie lächeln wohl gar über die andern und vor allen Dingen verstehen sie, sie vortrefflich zu benutzen. Es geschieht das in der Weise, die wir kennen. Ein Beispiel mehr ist das folgende: Vor einigen Jahren, als die ersten erfolgreichen Versuche mit Luftschiffen gemacht waren, richtete der Schriftsteller Galsworthy einen offenen Brief an die Zeitungen, in denen er zu einem deutsch-französisch-englischen Abkommen aufforderte, keine Kriegsluftschiffe zu bauen, da der schrecklichen Kampfwerkzeuge zu Wasser und zu Lande schon genug seien. Wer die Lauter-

Digitized by Google

keit des persönlichen Charakters dieses Mannes kannte, dem konnte es nicht einen Augenblick zweifelhaft sein, daß er aus reinster Humanität handelte. Aber die Unterstützung, die ihm bei diesem glücklicherweise fehlgeschlagenen Antrag zu teil wurde, war nun schwerlich von allen Seiten gutgläubig, sondern wurde von der naheliegenden Erwägung der Nützlichkeit der Sache für England bestimmt, das den Luftkrieg fürchten mußte. Von größerer politischer Bedeutung ist das Unternehmen des Pacifisten Thomas Barclay geworden, der im Verein mit dem Baron d'Estournelles ausschließlich im Interesse des europäischen Friedens die „Entente cordiale" zwischen England und Frankreich zustande brachte. Die englische Regierung machte aus diesem Instrument des Friedens zum Schrecken der Urheber die drohendste politische Waffe seit Generationen, indem sie dem Bund, der nur als Anfang einer intereuropäischen Verständigung gedacht war, den aggressiven Charakter gegen Deutschland gab, der gegenwärtig die Probe auf das Exempel erlebt, die die von humanem Geiste erfüllten Väter des Gedankens mit Entsetzen vor ihrem Kinde erfüllen muß.

Solche Art und Weise, ursprünglich humanitäre Gedanken als Deckmantel für rein politische Bestrebungen zu benutzen, ist ja das, was die europäische öffentliche Meinung der englischen Regierung seit mehr als hundert Jahren zum Vorwurf macht, und was Briten, wie S. B. Shaw, die ihre Landsleute ohne rosa Brille betrachten, auch immer von neuem rücksichtslos bloßstellen. Aber bei der gekennzeichneten Eigenheit des englischen Bürgertums muß das wirkungslos bleiben. Wo der Besitz das höchste Ziel ist, da dürfen demjenigen auch keine moralischen Vorhaltungen gemacht werden, der den Besitz des Einzelnen durch die Stärkung des Nationalbesitzes erhöht. Man hat nicht gehört, daß ein Exempel an dem Gentleman statuiert wäre, der im Unabhängigkeitskrieg im 18. Jahrhundert als britischer General an indianische Häuptlinge als Freundschaftsgeschenk hunderte von Wolldecken aus Blatternspitälern sandte, und dem Chamberlain, Sir Edward Grey's würdigem Vorgänger, sind ganz gewiß keine ernsthaften

Digitized by Google

Schwierigkeiten gemacht, weil er am selben Tage ein Angebot des deutschen Roten Kreuzes für die Konzentrationslager der Buren als überflüssig ablehnte, wo ihn ein flehentlicher Hilfeschrei von dort um ärztlichen Beistand gegen das Massensterben erreichte. Erst als er mit der angestrebten „Tarifreform", d. h. dem Schutzzoll die Lebenshaltung des Bürgers zu verteuern drohte, da fiel er. Es ist möglich, daß die gegenwärtige Politik des englischen Kabinetts ursprünglich die Mehrheit nicht hinter sich hatte, wie von einigen Seiten behauptet wird, es ist denkbar, obgleich nicht sonderlich wahrscheinlich, daß es an dieser Politik auf die Dauer zu Fall kommt, aber sicher werden die dissentierenden „intellectuals" es nicht zu Fall bringen, denn sie sind gänzlich ohne Bedeutung. Eine Regierung geht nur sicher in England, wenn sie das tut, was der als Persönlichkeit egoistische, engherzige, unintelligente, scheinheilige Stockengländer der „middle-classes" will.

Indem man so die Mehrheit und die Minderheit des englischen Volkes betrachtet, sieht man zwei völlig verschiedene Gesichter. Das eine kehrt sich uns im Frieden zu, das andere sehen wir nur von Zeit zu Zeit, wenn das englische Volk handelt. Wir gewinnen so den Eindruck einer wunderlichen Doppelseele. Der berühmte englische Romanschriftsteller Robert L. Stevenson hat einmal die Geschichte einer Doppelnatur in der Erzählung von Dr. Jekyll und Mr. Hyde geschrieben, der Paul Lindau die Anregung zu seinem „Anderen" verdankt. Da wird erzählt, wie der edle und fein empfindende Dr. Jekyll, sobald er eine bestimmte Mischung eingenommen, sich in einen brutalen Verbrecher ganz entgegengesetzten Charakters, namens Mr. Hyde verwandelt, der ein Leben für sich führt und vom Dr. Jekyll nichts mehr weiß. Was hier dargestellt wird, das mutet an, wie eine Schilderung der Doppelseele des englischen Volkes. Und so hoch wir den edlen Dr. Jekyll schätzten, kein Zweifel, daß wir es die nächste Zeit nur noch mit dem Mr. Hyde zu tun haben werden und daß es gilt, ihn anzufassen und unschädlich zu machen, als ob wir nichts von einem Dr. Jekyll wüßten.

Digitized by Google

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

IX.

Wären die Polen klug gewesen, so hätten sie auch die russischen Juden für sich gewonnen. Aber sie waren nicht klug. Als die letzten Dumawahlen vor der Türe standen, erklärten die beiden polnischen Kandidaten in Warschau, daß sie nicht für Gleichberechtigung der Juden eintreten könnten, und damit trieben sie sowohl die russischen wie die polnischen Juden von ihrer Seite, so weit sie auch nur einige Selbstachtung besassen. Die Folge war, daß Warschau, die Hauptstadt Polens, überhaupt keinen polnischen Vertreter in die Duma senden konnte. Der Vertreter Warschaus wurde ein russischer Arbeiter. Die russische Regierung konnte sich ins Fäustchen lachen, die Polen aber schäumten vor Wut; und in der ersten Wut beschlossen sie den Boykott über alle jüdischen Geschäfte Warschaus. Dieser Boykott dauert heute noch an und er wirkt auf den Unbeteiligten einfach tragikomisch.

Längere Zeit durchführbar ist ein solcher Boykott ja überhaupt nur für besser situierte Kreise. Der Arbeiter und der kleine Mann kann sich das einfach nicht leisten. Er muß kaufen, wo er seinen Bedarf am billigsten haben kann und das ist für ihn in jüdischen Geschäften immer noch am leichtesten möglich. Die kleinen jüdischen Geschäfte leiden unter dem Boykott direkt also fast garnicht. Die besser situierten Polen aber suchen immer noch den Boykott durchzuhalten. Darunter haben die besseren jüdischen Geschäfte natürlich stark zu leiden, denn neben ihnen entstanden in großer Zahl neue, christ-katholische Geschäfte, welche die für sie günstige Konjunktur nach Kräften ausnutzen. Aber der Pole ist nun einmal kein besonders tüchtiger Geschäftsmann. Die besseren Kreise müssen jetzt ihren Bedarf viel teurer bezahlen als früher, und auf die Dauer ist das doch recht unbequem und sehr fühlbar. Wie würden sie aufatmen, wenn der Boykott endlich sein Ende fände! Die jüdischen Geschäftsleute hätten natürlich erst recht nichts einzuwenden. So haben sich die Polen denn in eine Sackgasse verrannt und wissen nicht, wie wieder herauskommen. Derweil vertreiben sie sich die Zeit, um über das peinliche Gefühl hinwegzukommen, das die russische Schadenfreude immer wieder reizt, mit antisemitischen Regungen. In der polnischen Gesellschaft fangen sie sich ja von jeher häufiger als in der russischen, wenn die Polen auch stets die Möglichkeit von Pogromen als unwürdig der hohen pol-

Digitized by Google

nischen Kultur weit von sich wiesen. Der vornehme Pole gab sich von jeher nur mit zwei Dingen ab, mit Landwirtschaft und Politik. Alles andere erschien ihm stets minderwertig und verächtlich. „Händler" ist im Polnischen auch heute noch ein Schimpfwort. Er duldete den Juden immer nur, so weit er ihn brauchte. Und wenn der Pole seine Verachtung des Juden für einige Zeit nicht mehr so rückhaltlos dokumentierte wie früher, so geschah das sicherlich nur im Hinblick auf das verhaßte Rußland, mit dem er auch in dieser Beziehung nicht in einen Topf geworfen werden wollte. Der Mißerfolg bei den Wahlen aber hat die polnische Gesellschaft maßlos gereizt. Die Unbequemlichkeiten des Boykotts stechen sie immer wieder mit Nadelstichen. Der Jude muß es büßen. Man legt sich kaum noch irgendwelchen Zwang auf. Es gehört wieder durchaus zum guten Ton, auf den Juden zu schimpfen und ihn verächtlich zu machen, wo man nur kann. In dieser Beziehung sieht es heute in Polen nicht anders aus als wie zu den Zeiten der schlimmsten Schlachtawirtschaft.

Die Juden in Polen, mögen sie nun in Rußland oder in Polen zur Welt gekommen sein, haben jetzt also gleicherweise die russische Regierung wie die polnische Gesellschaft gegen sich. Wie sollen sie sich in so verzweifelter Lage verhalten? Das niedere Volk, das bisher schon seine geistige Nahrung aus Talmud und Thora zog, verschließt sich immer mehr vor allen fremden Einflüssen, denn sie sind ihm ja feindlich gesinnt oder unverständlich, es verkapselt sich immer fester in seine Ghettowelt, da ihm ja doch nichts Anderes übrig bleibt. Nach außen gehetzt und gequält, von aller Welt verachtet und mit Füßen getreten, innerlich in einer Geisteswelt befangen und gewaltsam festgehalten, an der die Entwicklung der letzten zwei Jahrtausende fast spurlos vorüber gegangen ist, verewigen diese Massen den schrecklichen Typus des „polnischen Juden", von dem der bekannte Publizist Hugo Ganz schrieb, als er kurz vor der Revolution Warschau besuchte: „Das jüdische Proletariat Polens hat auf mich den abstoßendsten Eindruck gemacht. Die Lässigkeit im Gehaben, der Schmutz, die Verschmitztheit, die stetige Bereitschaft zur Uebervorteilung konnten nicht anders, als den Westeuropäer, ungeachtet aller historischen Schulung und alles Gerechtigkeitswillens, mit sehr schmerzlichen Gefühlen und unerquicklichen Gedanken erfüllen. Der böse Wunsch stieg auf, daß doch auf irgend eine schmerzlose Art die Welt von diesen unerfreulichen Erscheinungen befreit werden möge, oder der ebenso unmenschliche Gedanke, daß es doch eigentlich gar nicht schade wäre, wenn dieser Teil der polnischen Bevölkerung garnicht existierte. Man schämte sich solcher Gedanken, aber man schafft sie damit noch nicht aus der Welt. Entweder müssen wir auf unsere Reinlichkeits- und Redlichkeitsbegriffe verzichten, oder einen großen Teil der östlichen Hebräer durchaus unerfreulich finden. Da ersteres nicht möglich ist, wird letzteres immer der Fall sein.

Digitized by Google

Käme Hugo Ganz heute nach Warschau, würde er noch viel heftiger über diesen Typus Klage zu führen haben, denn er hat sich derweil um ungezählte Tausende von Exemplaren vermehrt, und muß sich auch weiterhin Jahr für Jahr um Tausende vermehren, weil der Masse garnichts anders übrig bleibt. Wird so dank der russischen Regierung und der polnischen Gesellschaft, die hier wirklich in denselben Topf gehören, der schreckliche Typus des „polnischen Juden" verewigt, so glauben die besseren Kreise einen anderen Ausweg gefunden zu haben. Da das Land, das sie geboren, sie mit Füßen tritt und verstößt, streben sie nach einer neuen Heimat in dem Land, das vor zweitausend Jahren die Heimat ihres Volkes war. Diese Kreise fallen immer mehr dem Zionismus zu.

Wer Rußland und Polen auch nur ein wenig kennt, wird diese Reaktion sehr gut verstehen, denn sie besagt ja nichts Anderes, als daß auch im östlichen Juden trotz allem, was ihm angetan wird, noch nicht der letzte Funke von Selbstachtung hat zertreten werden können, aber er wird unter allen Umständen diese Entwicklung bedauern müssen und sich gegen ein Regierungssystem zur Wehr setzen, das diese Entwicklung verschuldet hat und mit allem nur denkbaren Cynismus fördert. Denn das heißt ja nichts Anderes, als die Judenfrage, die sonst endlich zur Ruhe kommen könnte, für die ganze gesittete Welt in Permanenz erklären, denn schon seit gut und gern zwei Menschenaltern war sie ja sowieso nichts Anderes mehr als eine Ostjudenfrage. Die ganze zivilisierte Welt hätte allen Grund, dem nicht länger stumm zuzusehen und die Achseln zu zucken, denn diese Sache geht längst nicht mehr Rußland alleine an, sie geht uns alle an, die ganze Menschheit, so weit sie auch nur den geringsten Anspruch macht auf Gerechtigkeit und Sittlichkeit, mag sie sich im übrigen deutsch, französisch, englisch oder amerikanisch nennen. Aus einer russischen Frage ist hier eine Weltfrage geworden. Mag das absolutistische Rußland auch weiterhin danach trachten, diese Frage in der ihm geläufigsten Manier asiatischer Barbaren zu lösen, indem es die Juden einfach würgt, der übrigen Welt werden andere Mittel besser anstehen, um eine Lösung der Frage herbeizuführen.

Die Volksernährung im Kriege

Von Otto Corbach

Theophile Delcassé, der, wiederum französischer Minister für Auswärtiges geworden, billigerweise die Suppe auslöffeln darf, die er sich als solcher früher einbrockte, äußerte gleich nach Ausbruch des Krieges zu einem Ausfrager: Deutschland habe mit dem Feuer gespielt, es werde das bald bereuen; denn, da England Frankreich sicher nicht im Stich lasse, werde Deutschland in wenigen Monaten ausgehungert sein. So rechneten und rechnen noch alle unsere Gegner

Digitized by Google

und lauen Freunde, und so rechneten früher bei uns selbst gar viele, sobald die Gefahr eines großen europäischen Krieges wieder nahe rückte oder zu rücken schien. Seit der von manchem als zu grauenhaft, einfach für unmöglich gehaltene Krieg ausgebrochen ist, gibt es wenige mehr unter uns, die noch Angst vor dem Gespenst einer allgemeinen Hungersnot empfinden; wo sich zu Anfang solche in hastigen Einkäufen großer Lebensmittelvorräte offenbarte, ist sie inzwischen durch die Erfolge der deutschen Waffen meist geschwunden. Von verstandesmäßigen Erwägungen ist das fast allgemein vorherrschende Gefühl der Sicherheit bei den Daheimgebliebenen, die Kriegszeit selbst bei längerer Zeit überstehen zu können, nicht beeinflußt; es entspringt unmittelbar dem Kraftbewußtsein eines Volkes, das mit gutem Gewissen gegen neidische Nachbarn den Kampf um eine unbehinderte Entfaltung seiner Fähigkeiten aufgenommen hat.

Und der kühl rechnende Verstand vermag hier wie so oft nichts, als zu bestätigen, was der einfachste Mann mit gesundem Instinkt in der Stunde der Gefahr ohne weiteres empfand.

Trotz des starken verhältnismäßigen Rückganges des in der Landwirtschaft tätigen Teiles der Bevölkerung Deutschlands, reicht die landwirtschaftliche Erzeugung zur Not aus, die gesamte Bevölkerung mit den notwendigsten Lebensmitteln zu versorgen, was der Leistungsfähigkeit unserer landwirtschaftlichen Betriebe gewiß ein rühmliches Zeugnis ausstellt. Sanitätsrat Dr med. G. Stolle weißt dies in einer kleinen Broschüre über „Deutschlands Ernährung im Kriege" (Dietrich'sche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher) überzeugend nach. Er setzt den Fall als gegeben, der ja in Wirklichkeit gar nicht eingetreten ist, auch gar nicht eintreten kann, daß Deutschland vollständig vom Auslande abgeschnitten wäre und behauptet, selbst dann brauchte die Bevölkerung nicht zu hungern. An den Hauptnahrungsmitteln: Brot, Kartoffeln und Fleisch würde es ihr wenigstens nicht fehlen, eine kleine Verschiebung in den Verhältnissen, in denen sie genossen werden, allerdings vorausgesetzt. Stolle rechnet aus, daß uns im Notfalle, wenn uns die Korneinfuhr ganz abgeschnitten wäre, mindestens 11 Kilogramm, nach den Ergebnissen der Ernten der letzten Jahre sogar 14 Kilogramm pro Kopf und Jahr mehr zur Verfügung ständen, als zur Zeit verzehrt wird. Dazu käme noch der nicht zahlenmäßig festzustellende, aber gewiß nicht geringe Betrag, der verfüttert wird. Dem steht nun beim Weizen ein Manko von etwa 32 Kilogramm gegenüber. Wir werden also einer Brotkorneinfuhr von 18—21 Kilogramm pro Kopf bedürfen. Diese Zahlen verkleinern sich aber dadurch, daß wir in den letzten Jahren Mehrausfuhren von Roggenmehl und Weizenmehl von ungefähr je 2,2 hatten. Diese 4,4 Kilogramm Mehl entsprechen etwa 6 Kilogramm Korn. Also würde, wenn wir diese Menge im Lande behielten, der Einfuhrbedarf auf 12—15 Kilogramm pro Kopf zusammen-

Digitized by Google

schrumpfen. Das sind Zahlen, die dem Gesamtverbrauch (147,9 Kilogramm Roggen und 90,6 Kilogramm Weizen, zusammen 238,5 Kilogramm) gegenüber kommen, noch ins Gewicht fallen: „Wenn man sich, was aus gesundheitlichen Gründen sehr zu empfehlen wäre", hebt Stolle mit Recht hervor, „gewöhnen wollte, das Brot nicht mehr aus feinem und feinstem Mehle, sondern aus dem vollen Korn herzustellen und den dann noch fehlenden Teil des Weizens durch Roggen zu ersetzen, so würde bereits jetzt die eigene Produktion Deutschlands an Brotkorn vollständig genügen." Was die beiden übrigen Hauptlebensmittel, Kartoffeln und Fleisch anlangt, so zieht Stolle aus den tatsächlichen Verhältnissen folgende Schlüsse: Wir haben Kartoffeln im Ueberfluß, so daß wir damit einen etwaigen Ausfall an andern Nahrungsmitteln reichlich ersetzen können. — Wenn die Gersteneinfuhr aufhörte, so würde allerdings unsere Fleischproduktion beträchtlich zurückgehen; das würde aber keinen Notstand bedeuten, weil der Fleischgenuß ohne jeden Schaden für Leben und Gesundheit sehr herabgesetzt werden könnte. Dagegen läßt sich gewiß nichts sagen. Freilich grassiert noch in weiten Kreisen der Aberglaube, daß der menschliche Körper zu seiner Ernährung unbedingt auf eine regelmäßige Zufuhr einer bestimmten, nicht zu geringen Menge tierischen Eiweißes bedürfe. Obgleich die Gewöhnung an große tägliche Fleischportionen wenigstens in Kriegszeiten Zugeständnisse an die Lehre der Vegetarier machen konnte, ist zu befürchten, daß bei längerer Kriegsdauer gerade die „Fleischnot" von den meisten bitter empfunden werden wird. Die von der allgemeinen Begehrlichkeit emporgepeitschten Fleischpreise könnten dann leicht zu Kälberschlachtungen in großem Umfange verführen, die natürlich die Erhaltung unseres Viehbestandes ernsthaft gefährden müßte. Dem hat der Bundesrat schon dadurch vorzubeugen gesucht, daß er ein allgemeines Verbot der Kälberschlachtung erließ, es fragt sich nur, ob es sich überall durchführen lassen wird. Jedenfalls kann man auch diese Maßnahme eines aufgeklärten Despotismus, dem wir in diesen Ausnahmezuständen, selbstverständlich unterworfen sein müssen, als Demokrat nur mit freudigem Staunen begrüßen.

Ganz unberührt läßt Stolle die wichtige Frage, wie sich nun im Kriege die Verteilung der vorhandenen Lebensmittelvorräte regeln soll. Wenn schon genug Lebensmittel vorhanden sind, um bei völliger Absperrung Deutschlands die ganze Bevölkerung zu ernähren, wie sichert man jedem seinen Anteil? Zum Glück ist das Problem der Güterverteilung auf dem Gebiete der Lebensmittelbeschaffung in der Praxis der Lösung viel näher gerückt als in irgend einem andern Zweige der Volkswirtschaft. Der Magen des Reichen ist im allgemeinen nicht aufnahmefähiger als der des Armen. Ein Reicher kann vielmals mehr an Kleidung, Wohnung und anderen Mittel zur Befriedigung allgemeiner Bedürfnisse verbrauchen als ein Armer, aber der Reiche kann nicht viel mehr essen

Digitized by Google

als bis er satt ist. Er hat darum kein Interesse daran, den Lebensmittelmärkten mehr Waren zu entnehmen, als er zu verzehren vermag und darum ist der Verkäufer von Lebensmitteln auf jeden einzelnen Volksgenossen als Abnehmer solange mit angewiesen, als die allgemeinen Vorräte ausreichen, Arm wie Reich zu versorgen. Der Handel mit Lebensmitteln ist infolgedessen gegen das schlimmste Uebel unseres Wirtschaftslebens: neue maßlose Wertevernichtung durch die Vermögenden auf Kosten der Allgemeinheit: übertriebenen Komfort oder Luxus, immun. Die Schwierigkeiten, die noch verbleiben, um die Ernährung des ganzen Volkes in Kriegszeiten, selbst bei völliger Absperrung des Landes zu verbürgen, sollten von den sozialen Organisationen verhältnismäßig leicht zu überwinden sein. Freilich kann der Sozialpolitiker die mangelhaften Hilfsmittel für die Lösung solcher Aufgaben nicht ohne Wehmut mit den bis zur äußersten Vollkommenheit gediehenen Einrichtungen des Heerwesens vergleichen.

Die Sümpfe von Masuren

Von Edgar Steiger

Das war der Herr von Hindenburg,
Der kam den Russen hintendurch.
Ihr Pfeifer und Tamburen,
Spielt auf! Wir waren drei zu fünf.
Was tut's? Wozu hat man die Sümpf',
Die Sümpfe von Masuren?

Deutschland von deutschem Blute rot,
Und uns're Weiber Zuckerbrot
Für schmierige Kosaken?
Zum Teufel nein! Schlagt drein! Schlagt drein
Und werft sie in den Sumpf hinein,
Daß sie wie Frösche quacken!

Ein jeder Sklav' gleicht seinem Herrn,
Und Schmutz und Schmutz gesellt sich gern.
Drum, Schmierfink, in die Pfütze!
Ich lehr' dich deinen Lebenszweck:
Ganz Rußland steckt, wie du, im Dreck,
Bedienung und Geschütze.

Digitized by Google

O wundervolle Sauenhatz!
Sie springen vorwärts Satz auf Satz,
Das ist ein blutig Pirschen.
Das rattert rechts und knattert links
Und schüttelt in die Gräben rings
Den Feind wie reife Kirschen.

Und weiter jagt er Memel zu
Und läßt den Sauen keine Ruh,
Bis sie zum Teufel fuhren.
Respekt, Respekt, Herr General!
Ihr Pfeifer, spielt ihm noch einmal
Das Leibstück von Masuren!

Wissenschaft und Patriotismus

Das Newton'sche Gravitationsgesetz wird abgeschafft, von der Kraftlinienanschauung Faradays ist kein Gebrauch mehr zu machen, bei aseptischen Verbänden vermeidet man die Erinnerung an Lister, beim Impfen die an Jenner. Shakespeare ist den Engländern zurückzugeben: so träumte ich fünf Minuten lang, als ich die Entrüstungsdemonstration deutscher Professoren gegen englische Auszeichnungen gelesen hatte, denn im Träumen ist man ja manchmal konsequent.

Also die Militärs tun die feindlichen Orden ab und mit Recht, die sie von den Souverainen feindlicher Staaten erhalten haben, und die Professoren überbieten sie ein gut Stück, indem sie den ausländischen gelehrten Gesellschaften den Krieg erklären. Alle veröffentlichen es in den Zeitungen (warum?) und keiner erklärt, daß er künftig keine Orden mehr annehmen wird. So ist der Royal Society der Krieg erklärt worden, so dem Sekretär der Akademie in Paris. Ich kann mir das ganz gut erklären. Es ist eine Begriffsverwechslung, oder eine Personenverwechslung. Man fühlt nicht nur antienglisch, sondern man hat auch den Drang nach Taten, den Zivilisten gelüstet es nach kriegerischen Taten, und da er keine englischen Söldner schießen kann, schießt er auf englische und französische Zivilisten, schießt er mit Druckerschwärze nach englischen Professoren und erklärt mit rückwirkender Kraft, daß die frühere ausländische Anerkennung seiner Verdienste um die Menschheit wertlos seien.

Und die Sache ist doch so einfach. Nichts sollen wir tun, was wir im Augenblick des Friedensschlusses als eine falsche Maßregel erkennen würden. Aufgabe des Heeres ist es oft, mitleidlos Kulturgüter zu zerstören, wo es die kriegerische Not des Augenblicks verlangt, Aufgabe des Bürgers ist es, die kriegerischen Maßnahmen zu unterstützen, soweit seine Kraft reicht, dem Krieg die wirtschaftliche Grundlage zu geben. Die Wunden zu heilen, die der Krieg schlagen muß, ist seine Sonderaufgabe und seine höhere Auf-

Digitized by Google

gabe deshalb, keine völlig überflüssigen Wunden zu schlagen, die der Kriegführung nichts nützen und den Frieden erschweren.

Nützlich ist das Einschmelzen einer goldenen Medaille, selbstverständlich sind die begleitenden Gefühle gegen die englische Regierung, aber schädlich die öffentliche Kundgabe in Form einer Beleidigung der ausländischen Wissenschaft.

Heute darf jedermann in Deutschland „Blutzar" rufen, was vor einem Jahr noch mit Gefängnis geahndet wurde, und die Krämerhaftigkeit der englischen Politik, die das Blut Europas in Pennies für England ummünzen will, ist eine blutbefleckte Krämerhaftigkeit; schätzen wir aber darum wirklich in unserem Herzen und Kopf die englische Wissenschaft geringer ein, oder die französische Kunst?

Ein Galeriedirektor hat für notwendig befunden, Bilder neuer Franzosen wegzuhängen; er hat sich damit entschuldigt, daß er sie vor den Besuchern schützen müsse, und anscheinend nicht empfunden, daß er deutsche Museumsbesucher beleidigt, wenn er sie auf eine Stufe mit Suffragetten setzt, und er hat das Gelächter der Beteiligten hervorgerufen, daß er sich benimmt wie der Straßenanlieger mit französischem Schild, der sich vor dem Mob schützen muß.

Ein Gelehrter hat einen offenen Brief an einen illustren französischen Fachgenossen gerichtet, in dem er die Fülle seiner Dankesschuld beweglich schildert, um sich dabei von dem Patriotismus übermannen zu lassen und seinen früheren Freund sozusagen als Personifikation des falschen Franzosentums als unwürdig von sich zu stoßen. Und wenn der Franzose wirklich ein Spitzbube war, muß ihn gerade der verraten, der die meisten Wohltaten von ihm empfangen hat?

Im Kriege müssen manche Kulturregungen sich von der Entfaltung elementarer Gefühle unterdrücken lassen, und bei vielen wird man hoffen dürfen, daß die Besonnenheit wiederkehrt, die Besonnenheit, welche fragt, welche Wirkung denn derartige Kundgebungen außer der Entlastung des eigenen Gefühls haben.

Wir wissen, daß neben John Burns viele Gelehrte in England über die Verteilung der Kulturmission und die Förderung der Menschheitsideale bei diesem Kriege mit uns fühlen und es laut aussprechen; warum sollen wir sie zu einem verwunderten Kopfschütteln über eine von ihnen abprallende Beleidigung veranlassen? Die unbeabsichtigte Wirkung ist, daß die Anbahnung internationaler Beziehungen auf allen Gebieten nach Friedensschluß ernstlich gestört wird. Und wer wäre mehr zu dieser Aufgabe berufen, als die Glieder der großen internationalen Gelehrten-Republik? Es ist für den Kaufmann und Fabrikanten selbstverständlich, daß er seinen Geschäftsfreund im feindlichen Ausland, den er im Frieden als ein „Prima Haus" gekannt hat, heute bis zum Gegenbeweis noch gerade so einschätzt, und seine heutigen Maßnahmen, wenn er irgendwelche zu treffen hat, danach einrichtet, die unvermeidliche Verbitterung des Krieges nicht durch überflüssige persönliche Entladungen zu vermehren. Die internationale Wissenschaft aber hat nicht die allergeringste Veranlassung, in die Reinheit und Humanität ihrer Atmosphäre Kriegsgefühle und Kriegsgeschrei eindringen zu lassen; und wenn sie politisch sein will, so muß sie ihre Aufgabe darin erkennen, die internationlaen Fäden nicht zu zerreißen, die von dem Gebiet der Wissenschaft später wieder auf andere Gebiete hinübergesponnen werden mögen.

Digitized by Google

Wenn wir in Löwen und Reims Steine, Bilder und Bücher schonen und retten und so ihren Schöpfern unsere Ehrfurcht und Verständnis zeigen, wenn wir den Dichter Maeterlinck und den Philosophen Bergson besser von den „Kriegsfreiwilligen" dieses Namens scheiden, als die beiden selbst, warum wollen wir eine Verachtung englischer Wissenschaft proklamieren, an die wir nur während der Entrüstung über Herrn Grey glauben?

Richard Wirth

Geistige Franktireurs

Die Wortgefechte, welche so manche Führer des geistigen und kulturellen Lebens — hüben wie drüben — über Krieg, Verantwortlichkeit für dessen Ausbruch, politisches Recht oder Unrecht, gegenwärtig in der Presse auskämpfen, muten keineswegs — auch nicht einmal im eigenen Lager — erfreulich an. Abgesehen davon, daß ein noch so anerkannter Dichter, Gelehrter oder Künstler, auf einem ihm zumeist fremden, reinen Realgebiet, wohin die Politik gehört, nicht zuständiger ist, als irgend ein vernünftiger Durchschnittsmensch und höchstens über die Form, seine Meinung auszusprechen, zureichender verfügt (auch vielleicht über Aufnahmswilligkeit der betreffenden Oeffentlichkeitsstimmen) — ist es gerade nicht erhebend, wenn die Träger großer, allmenschlicher Ideen sich als nationale Chauvinisten gebärden. Man wird den Gedanken nicht los, daß sie sich dabei selbstisch von dem Verdacht reinigen wollen, keine guten Patrioten zu sein, weil ihr früheres Tun, Wirken und Schaffen keine Landesgrenzen kannte. Anders wenn ein solcher Bewohner geistiger Höhen so viel Selbstzucht und Selbstbeherrschung hat, als einfacher Kämpfer in die Reihen zu treten und nur eine Mannschaftseinheit, ein Gewehr, einen Säbel bedeuten will. Am widerlichsten mutet an, wenn ein Glied der geistigen oberen Schichten, sein Talent gegen seine innere Ueberzeugung, zur Herabsetzung des Gegners gebraucht, wie es französische, belgische und englische Literaten und Künstler getan haben.

Feiglinge möchte ich sie nennen, die um als national echtfärbig zu gelten, die Deutschen, von denen sie das gerade Gegenteil wissen, Barbaren, Hunnen, ja Bestien nennen, gegen die eine Treibjagd geboten erscheint. Leute, die ihr geistiges Können mißbrauchen, um die niedrigsten Instinkte zu stimulieren. Ihre Wortbazillen ausstreuen, vom schußsichern Schreibtisch aus. Ihr ganzes, früheres, geistiges Wirken verleugnen — um sich keiner persönlichen Gefahr auszusetzen.

Sich mit solchen „Helden" auseinanderzusetzen, sollte sich daher unser deutscher Geistesadel enthalten.

v. S.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

1871—1914

Von Engelbert Pernerstorfer, Mitgl. d. österr. Abgeordnetenhauses

Die schicksalsschweren Tage, in denen wir leben, lenken unsere Erinnerungen wieder mehr als je an die Kämpfe des Jahres 1870 zurück. Wie ist es in so manchem anders als damals! Und in manchem ganz so wie damals. Anders, weil diesmal eine durch keinen einzigen Mißton gestörte Einigkeit des deutschen Volkes sich kundgetan hat, die gewisse Kreise des deutschen Volkes sogar überrascht hat. Die damals freilich noch kleine sozialdemokratische Partei Deutschlands war zum Teil wenigstens gegen den Krieg. So auch ein, wenn auch kleiner Teil der bürgerlichen Demokratie. Alle demokratischen Ueberlieferungen wiesen nach Frankreich. Und als gar nach Sedan die französische Republik erklärt wurde, glaubte man in manchen deutschen Kreisen, nun müsse Deutschland eilig Frieden schließen. Der Name „Republik" übte einen eigenen Zauber aus, der heute verflogen ist und dem Bebel, der gewiß unverdächtige Republikaner, seitdem auf dem sozialistischen Kongreß in Amsterdam (1904) noch eine deutliche Absage zuteil werden ließ. Freilich brachte der Krieg, was vorhergesagt wurde und eingetroffen ist, die unselige Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich, die, wie manche glaubten, hätte vermieden werden können, wenn Deutschland Elsaß und Lothringen Frankreich gelassen hätte. Doch wenigstens Elsaß war ganz ein deutsches Land und es hätte geheißen, von Deutschland ein Uebermaß von Großmut zu verlangen, wenn es darauf eingegangen wäre, diese von Frankreich vor 200 Jahren schmählich geraubten Länder nicht zurückzunehmen. Wichtiger denn doch als das gute Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen war die endliche Erfüllung des Traumes der deutschen Einheit. Und was die Entwicklung

Digitized by Google

des deutschen Reiches in 44 Jahren gebracht hat, liegt klar vor aller Augen. Sie war freilich mehr eine äußerliche Entwicklung, eine Entwicklung der materiellen Zivilisation, aber schließlich werden nur jene Staaten und Völker auf den Gang der Weltgeschichte einen entscheidenden Einfluß nehmen können, die auch äußere Kraft haben.

Das Bestreben, wieder zu Frankreich in ein leidliches Verhältnis zu kommen, hat übrigens in Deutschland nicht aufgehört und hat besonders in letzter Zeit auch in Frankreich ein wachsendes Echo gefunden. Zu den unleugbaren geschichtlichen Verdiensten Wilhelms II. gehört es, daß er ununterbrochen getrachtet hat, ein politisches Verständnis zwischen den beiden Staaten herbeizuführen. Was ihm nicht gelang, schien versprechender zu sein durch die Annäherung gewisser demokratischer und friedensfreundlicher Kreise von Politikern beider Länder, die in den Zusammenkünften in Basel und Bern verheißungsvollen Ausdruck fand. Daß die durch sie hervorgerufenen Hoffnungen nun auf lange hinaus begraben sind, ist gewiß eine der traurigsten Folgen des Krieges.

Ganz aber wie 1870 bewährt sich das deutsche Heer. Was von diesem in den vierzehn Tagen von Ende der Heeresherstellung geleistet wurde, ist einfach betäubend. Zu diesen Ereignissen offenbart sich ein leidenschaftlicher und unbesiegbarer Wille zum Leben. Wer das Jahr 1870 miterlebt hat, der erinnert sich an das Staunen Europas über die deutschen Erfolge und an den Jubel des deutschen Volkes. Was wir aber in den letzten Wochen erlebt haben, geht weit über das Jahr 1870 hinaus.

Und wie 1870 zeigt das französische Volk dieselben Erscheinungen. Großsprecherei, Kopflosigkeit, Verzagtheit. 1870 hatte Napoleon das Volk in den Krieg gehetzt. Diesmal gebot das Bündnis mit Rußland Frankreich den Krieg. Hätte 1870 Napoleon oder die Republik gesiegt, sie hätten Deutschland ohne Sentimentalität die Rheingrenze diktiert, es war ein Krieg des Uebermuts, hervorgerufen durch die Angst eines Abenteurers, der seinen Thron zu verlieren fürchtete. Heute haben wir einen Krieg der französischen

Digitized by Google

Schande. Denn in diesem Kriege, das wußten die Franzosen, würden sie nur siegen können mit Hilfe Rußlands. Das Volk der Revolution, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, Arm in Arm mit dem russischen Zarismus — ein beschämenderes und groteskeres Schauspiel hat die Welt kaum je gesehen. Die Gerechtigkeit gebietet zu sagen, daß dieser russische Schnapsrausch nicht das ganze französische Volk betäubte. Vor allem waren es die französischen Sozialisten, an ihrer Spitze einer der edelsten und besten Männer unserer Zeit, Jean Jaurès, die unablässig gegen dies unnatürliche Bündnis ihre Stimme erhoben. Als man hörte, das Marcell Sembat und Guesde, zwei der hervorragendsten Sozialisten, ins Ministerium eingetreten seien, konnte man sich der leisen Hoffnung hingeben, daß gerade diese dahin wirken würden, rasch zu einem billigen Frieden zu drängen. Wer möchte daran zweifeln, daß er ihnen heute gewährt würde, ohne daß sie einen fußbreit Bodens zu verlieren brauchten. Deutschland würde nichts verlangen als eine angemessene Kriegsentschädigung. Diese leise Hoffnung ist nach den letzten Erlässen der französischen Regierung leider geschwunden. Das Schicksal geht weiter seinen Weg.

Es ist wie 1870. Der Hochmut siegt über die Vernunft. Es ist nicht der Mut der Verzweiflung, der ja immer Achtung erzwingt. Ein großer Teil des Volkes wollte den Krieg nicht. Er kann für die Franzosen nicht günstig enden. Wenn irgendwo, so sieht man den Franzosen von heute (wenigstens von denen, die führen) dieselben Eigenschaften, wie an denen von 1870. Es zeigt sich an diesem Beispiel die Unveränderlichkeit des Nationalcharakters, den so manche Blinde überhaupt leugnen möchten. Wie 1870 gehen auch heute die Deutschen überlegt, ruhig und auf alles gefaßt in den Krieg. Ihr Generalquartiermeister verkündet ihre bisweilen fast beispiellosen Taten schlicht und einfach. Die Oeffentlichkeit wird nicht mit unwahren oder hinterhaltigen Nachrichten getäuscht. Sie erfährt die Wahrheit. Und wie 1870 und 71 wird auch jetzt wieder die französische Oeffentlichkeit belogen und betrogen. Es ist ein widerwärtiges Schauspiel.

Digitized by Google

In diesen Tagen habe ich wieder zwei Bücher in die Hand genommen, deren eines ganz den Jahren 1870 und 71 gewidmet ist: „Deutsche Kämpfe" von Karl Frenzel. Der verdienstvolle Schriftsteller ist vor kurzem in hohem Alter gestorben. Die „Deutschen Kämpfe" sind Aufzeichnungen des Tages und haben schon als solche Wert. So sehr Frenzel ein Deutscher vom strömendsten Nationalgefühl ist, das ihn an mancher Stelle zu Uebertreibungen verleitet, so bleibt er doch immer der gebildete Europäer, der die französische Sprache, Geschichte und Kultur kennt und ihr immer Gerechtigkeit widerfahren läßt. Er ist kein chauvinistischer Schreier. Aber selbst dieser ruhige Mann schreibt z. B. folgenden Satz: „Die französische Nation ist der Narziß unter den Völkern, sie bewundert ihr eigenes Spiegelbild." Man möchte gerne widersprechen, aber die Tatsachen hindern. Man lese das Kapitel „Ernest Renan über Deutschland" und ersehe, wie einer der gelehrtesten und feinsten Köpfe Frankreichs über französischen und fremden Nationalismus denkt. Wenn so das grüne Holz aussieht...!

Wir mögen es den andern verzeihen, wenn sie uns Deutsche nicht verstehen. Wir haben jede Kultur noch geschätzt, manche über Gebühr. Es gibt noch heute vielleicht Deutsche, die französische Kultur als die „fine fleur" der Weltkultur preisen — sie beweisen damit nur, daß sie unsere eigene Kultur und ihren hohen Wert nicht kennen.

Frenzels „Deutsche Kämpfe" sind vor 43 Jahren geschrieben, sie verdienen es, heute wieder gelesen zu werden.

Das zweite Buch, das ich wieder hervorgesucht habe, sind Ferdinand Kürnbergers „Siegelringe." Kürnberger verdient es überhaupt, daß man immer wieder auf ihn verweise. Er ist unstreitig der hervorragendste politische Pamphletist der Deutschen. Wie würde er geschätzt und gelesen, wenn er in einem anderen Volke gelebt hätte. Im deutschen Volke ist er fast vergessen oder man kennt ihn nur als den Verfasser des „Amerikamüden." Aber am bedeutendsten ist er als Feuilletonist in seinen „Literarischen Herzenssachen" und besonders in seinen „Siegelringen." In

Digitized by Google

diesen ist ein Stück, das gerade jetzt wieder zeitgemäß ist. Die alte Ausgabe aus dem Jahre 1874 ist längst vergriffen, aber sie ist durch Beidruck von neuen Stücken vermehrt, neuerlich bei Georg Müller in München erschienen. Für Feinschmecker ist der ganze Band ein Hochgenuß. Aber das Stück „Ein Tollhäusler mehr“ ist eine der glänzendsten Diatriben, die je geschrieben worden sind. Als die Deutschen 1870 sich anschickten, Paris zu belagern, wandte sich Viktor Hugo mit einem Manifest an sie, der sie von der Belagerung abhalten sollte. Kürnberger zerpflückt nun den Kontrast dieses Aufrufs. Wahrhaftig das Bild zweier Schriftsteller, aber auch zweier Nationen.

Die Lehre von „U 9“

Von L. Persius, Kapitän zur See a. D.

Eine der bedeutenden dänischen Zeitungen „Belinske Tidende“ schrieb über den Erfolg unseres Unterseeboots „U 9“ am 22. September: „in der Geschichte des Seekriegs wird der deutsche Sieg stehen bleiben als ein Ereignis von epochemachender Bedeutung, da die Unterseebootswaffe hier den ersten entscheidenden Beweis für ihren Wert erbrachte.“ Man kann das Urteil des Kopenhagener Blatts unbedenklich unterschreiben. Ueberzeugender, als durch die kühne Tat von „U 9“, das ganz allein in kurzer Zeit drei Panzerkreuzer auf den Meeresgrund legte, konnte die gewaltige Offensivkraft, die einem kleinen Kriegsfahrzeug von nur wenigen Hundert Tonnen Wasserverdrängung innewohnt, nicht dargetan werden. Voraussetzung für das Gelingen waren natürlich ein militärisch und technisch auf der Höhe stehendes Personal und Material. Es läßt sich nun nicht mehr ableugnen, daß die Unterseebootswaffe sich einen beachtenswerten, ihr bis dahin vielfach bestrittenen Platz errungen hat, daß sie sich als eine furchtbare Gefahr für die großen Kriegsschiffe erwiesen hat.

Digitized by Google

Die Revolutionierung der Schiffbaupolitik durch die Entwickelung des Unterseebootswesens bildete in den letzten Jahren ein viel besprochenes Thema. Die heißesten Verteidiger des Wertes der unterseeischen Waffen waren in England zu finden. Der Marineminister Churchill äußerte noch im vergangenen März im Unterhaus: „die kostspieligen Großkampfschiffe haben sich überlebt, ihnen wird durch das Unterseeboot der Todesstoß versetzt. Die Offensivkraft der Schlachtschiffe steht in keinem Verhältnis zu ihrer Defensivkraft. Der Kampf zwischen zwei Schlachtschiffen gleicht nicht dem zwischen zwei gepanzerten Männern, die Schwerter in den Händen haben, sondern weit mehr dem zwischen zwei Eierschalen, die mit Hämmern auf einander losschlagen.“ Während Churchill immerhin noch den Schlachtschiffstyp nicht gänzlich ausschalten wollte, nur für ein kleineres Deplazement eintrat, da ein großes Schiff genau wie ein kleines durch einen Torpedoschuß vernichtet werden könnte, ging der bekannte Admiral Scott im Juni in verschiedenen Artikeln, die in „The Times“ erschienen, einen Schritt weiter, und bestritt dem Schlachtschiff überhaupt jede Daseinsberechtigung, da es der Unterseeboots- und Minengefahr wegen nicht mehr wagen würde, den schützenden Hafen zu verlassen. Damals erhoben bei weitem die größere Zahl seiner Kameraden und anderer Fachleute ihre Stimme gegen die übertriebene Bewertung der unterseeischen Kampfmittel. — Es bedeutet nun eine herbe Ironie des Schicksals, daß deutsche Unterseeboote, denn auch der englische Kreuzer „Pathfinder“ wurde bereits am 8. September durch unser Unterseeboot „U 21“ vernichtet, den Beweis des Wertes der neuesten Waffe an englischem Kriegsschiffsmaterial erbrachten.

Trotz dieses überzeugenden Beweises muß jedoch vor einer zu hohen Einschätzung des Unterseeboots, wie man sie jetzt häufig vertreten findet, gewarnt werden. Stimmen werden laut, die die Zertrümmerung der gesamten britischen Flotte durch unsere Unterseeboote voraussehen. Es darf nicht vergessen werden, daß auch auf englischer Seite zahlreiches Unterseebootmaterial vorhanden

Digitized by Google

ist, und daß eine Unterschätzung des Gegners nie zweckmäßig ist. Ferner darf man von einem oder zwei gelungenen Angriffen, auch wenn sie einen geradezu verblüffenden Erfolg hatten, nicht verallgemeinernde Schlüsse ziehen. Es wäre bedenklich, würde ein vorschnelles, gar zu günstiges Urteil über den Wert des Unterseeboots Platz greifen, wie es z. B. der norwegische Admiral Boeressen am 24. September im „Morgenbladet“, einer Zeitung in Christiania, veröffentlichte. Es gipfelt in den Worten: „die Tat von „U 9“ bedeutet ein Zeichen einer neuen Zeit und neuer Methoden. England muß seine Schlachtschiffe in die Heimathäfen zurückziehen. Was dies für Norwegen, wie für alle kleinen Seestaaten zu sagen hat, ist, daß die neue Waffe fortnun die Meere regiert, und die weitern Folgen sind noch nicht abzusehen. Wenn die kleinen Seemächte den Willen haben — die Mittel zur Anschaffung der billigen Waffe haben sie — werden sie von nun an ganz anders im Stande sein, ihre Neutralität zu schützen. Sie sind nicht länger quantités negligeables.“

Diese übertriebenen Hoffnungen dürften einige Einschränkung erfahren, wenn man sich den gegenwärtigen Stand der Unterseebootstechnik vor Augen hält. Die Geschwindigkeit des schnellsten Unterseeboots beträgt in ausgetauchtem Zustand 16, im untergetauchtem 10 Seemeilen in der Stunde. Moderne Linienschiffe verfügen über eine Schnelligkeit von 23—24, Schlachtkreuzer über eine von 28—29 und geschützte Kreuzer über eine von 27 bis 28 Seemeilen. Das Unterseeboot muß sich, sobald es sich in Sicht des Feindes befindet, unter die Wasseroberfläche begeben. Dann ist die Orientierung nur noch vermittelst des Periskops — Sehrohrs — möglich, dessen Gläser bei Seegang durch Spritzwasser überschüttet werden. So wird das unten im Kommandoturm des Unterseeboots wiedergegebene Bild unklar. Aus diesen kurzen Andeutungen wird die beschränkte Wirkungssphäre des Unterseeboots ersichtlich. Unterseeboote haben heut unter gewöhnlichen Umständen nur Chancen auf Erfolg, wenn sie ihre Angriffe gegen still liegende oder langsam dampfende Schiffe

Digitized by Google

ansetzen können, und wenn das Wetter nicht zu schlecht ist. Zudem sind sie auch in untergetauchtem Zustand durch ihr aus dem Wasser hinausragendes Periskop erkennbar. Allerdings ist das kleine Rohr schwer auszumachen, und es bedarf außerordentlicher Wachsamkeit, um es früh genug, also auf Torpedoschußweite hin, zu bemerken. Freilich läßt sich das Periskop einkurbeln, und das Unterseeboot vermag so tief herabzugehen, daß es dann weder gesehen noch auch verletzt werden kann. Aber mit dem Augenblick, da das Sehrohr eingezogen ist, wird das Unterseeboot selbst blind. Tief unter der Wasseroberfläche fahrende Unterseeboote verraten ihre Anwesenheit nur durch die zuweilen aufsteigenden Blasen, durch Oel usw.

Die Lehre, die aus erfolgreichen Unterseebootsangriffen vom Geschädigten gezogen werden wird, dürfte die sein, nur an gänzlich geschützten Platz zu Anker zu gehen, beziehungsweise, sobald die hohe See gehalten werden muß, stets beträchtliche Fahrt mit häufig wechselnden Kursen zu laufen. Dann kann das Unterseeboot kaum darauf hoffen, nahe genug an das zu beschießende Objekt heranzukommen und seinen Torpedo also unter günstigem Winkel zu lanzieren. Jeder Torpedo muß bekanntlich möglichst senkrecht auf das Ziel stoßen, um Wirkung zu tun. — Unter diesen Gesichtspunkten wird erkennbar, daß die Chancen für den Angriff der Unterseeboote immerhin beschränkt sind.

Ehe nicht die Geschwindigkeit des Unterseeboots wesentlich gesteigert ist, und durch eine längere Reihe von Erfolgen ihre überlegene Kampfkraft dargetan wurde, muß das bisherige Axiom Gültigkeit behalten: „den Kern jeder Flotte bildet das mit den stärksten Offensiv- und Defensivwaffen ausgerüstete Großkampfschiff, also das Linienschiff, das in der Schlacht geschwaderweise auftritt und das durch seinen Sieg die Seeherrschaft erringen soll.“ Das Unterseeboot ist ein wertvolles Kriegsinstrument, dem sich mannigfaltige Gelegenheit zu erfolgreicher Betätigung bieten wird, aber es bleibt eine Nebenwaffe, der vorläufig keine entscheidende Einwirkung auf den Gang des Kriegs zuzumessen ist.

Digitized by Google

Ruſſiſche Revolutionäre?

Von Wilhelm Janſſon

In der ſkandinaviſchen Preſſe haben neuerdings zwei ruſſiſche Revolutionäre das Wort genommen, um der engliſch-franzöſiſchen Preſſekampagne gegen Deutſchland ein „revolutionäres" Relief zu geben. Zuerſt hat M. Burtzeff, bekannt durch ſeine Entlarvung des ruſſiſchen Spitzels Azeff, dem „Sozialdemokraten" in Chriſtiania ein Interview gewährt, in welchem er der ſtaunenden Welt die Mitteilung macht, daß er nach Rußland reiſt, um zu unterſuchen, welche Ausſichten die Regierung der ruſſiſchen Demokratie gewährt. Dementſprechend will er eine Agitation ins Werk ſetzen.

Alle, die in der ruſſiſchen Revolution den opferfreudigen Kampf ſo unzähliger Scharen der freiheits- und lichtſuchenden Beſten der ruſſiſchen Völker bewundert haben, müſſen dieſe Erklärung als ein Schlag ins Geſicht empfinden. Iſt die ruſſiſche Revolution zur feilen Dirne herabgeſunken, die ihre Forderungen durch eine ſchmähliche Pacht mit den zariſtiſchen Henkersknechten realiſieren will? „Ich reiſe ausſchließlich, um zu unterſuchen, was die Regierung der ruſſiſchen Demokratie in Ausſicht ſtellt. Ich will dann eine Agitation in beſtimmter Richtung veranſtalten." Das klingt aus dem Munde eines ruſſiſchen Revolutionärs ſo ungeheuerlich, daß man an der Wahrheit zweifeln müßte, wenn nicht das Blatt, das die Mitteilung enthielt, einem die Gewähr für die Richtigkeit böte.

Freilich, Burtzeff iſt ein einzelner, der zudem keiner Partei der ruſſiſchen Oppoſition angehört. Aber er engagierte ſogleich die ruſſiſchen Revolutionäre im Auslande für die gleiche Auffaſſung, daß Rußland ſiegen muß und ſiegen wird, daß der „preußiſche Militarismus" durch den Krieg zerſchlagen werden ſoll. Zu

Digitized by Google

dieſem Zwecke haben die ruſſiſchen Revolutionäre im Auslande ſich in Maſſen den franzöſiſchen, engliſchen und belgiſchen Heeren gegen Deutſchland angeſchloſſen, und viele von ihnen ſollen ſchon gefallen ſein.

Der Krieg wertet viele Werte aus. Daß aber die ruſſiſchen Revolutionäre die Demokratie in Rußland durchzuführen hoffen durch die Niederringung — Deutſchlands, das iſt ſo abſurd, daß nur ganz große politiſche Kinder ihnen folgen können.

Und doch iſt es Tatſache, daß dieſer Idiotismus in den Kreiſen der ruſſiſchen Emigranten um ſich gegriffen hat. Denn Burtzeff iſt gleichzeitig als der Sendbote Peter Krapotkins in Skandinavien aufgetreten. Er hat dem gleichen Blatt einen Brief Krapotkins an den Profeſſor Steffens in Gotenburg zur Veröffentlichung übergeben, worin Krapotkin allen Schatten der letzten 44 Jahre europäiſcher Entwickelung auf Deutſchland wirft, und alles Licht den „Weſtmächten" und — Rußland vorbehält. Der Sieg Rußlands in dieſem Kriege bedeutet nicht etwa neue Unterdrückung der ruſſiſchen Völker durch die zariſtiſche Clique, Gott bewahre, ſondern Demokratie und Freiheit in Europa! Vergeſſen ſind die Feldgerichte und die Galgen, vergeſſen die Peſthöhlen ruſſiſcher Gefängniſſe, vergeſſen die ſibiriſche Knute. An allem iſt — Deutſchland ſchuld, das doch immerhin einer nicht geringen Zahl ruſſiſcher Flüchtlinge eine Freiſtatt bot.

Daß die Alten oft kindiſch werden, konnte ſchon Heine feſtſtellen. Aber daß ein Peter Krapotkin ſich von dem Haß ſeiner Jugend gegen die deutſche Sozialdemokratie, die größte und auch erfolgreichſte Freiheitsbewegung der letzten fünfzig Jahre, ſoweit hinreißen läßt, zum Propheten des Zarismus zu werden, das grenzt doch an politiſchen Selbſtmord. Nietzſche hat ſchließlich nicht ſo unrecht gehabt mit ſeiner Mahnung: „Stirb zur rechten Zeit!"

Krapotkin ergeht ſich indirekt in den heftigſten Invektiven gegen die deutſche Sozialdemokratie, indem er ihrem Abgeſandten nach Italien, Südekum, „Unverſchämtheit", „Frechheit" vorwirft und

Digitized by Google

ihm schließlich mit dem dritten Napoleon vergleicht, „den ganz Europa einen S c h u r k e n genannt" habe, als er die Revolutionäre am Tage seines Staatsstreichs erschießen ließ, weil sie selbst geschossen hatten. Südekum hatte die Maßnahmen der deutschen Truppen gegen die belgischen Franktireurs zu erklären gesucht. Und daher wird ihm von Krapotkin der „Schurke" an den Kopf geworfen.

Da ich in Skandinavien das gleiche „Verbrechen" begangen habe, muß auch ich mich mit dem Zorne Krapotkins abfinden. Die Last ist nicht schwer. Aber was soll man von „Revolutionären" denken, die in diesem Augenblicke, wo die Stunde des Zarismus schlagen könnte, den Anschluß verpassen und seine Helfershelfer werden? Die wirklichen russischen Revolutionäre, die in Rußland unter der Knute schmachten, die zu Tausenden die russischen Gefängnisse bevölkern und denen die Regierung dort keine „demokratischen" Aussichten gewährt, werden hoffentlich eine andere Auffassung von der Glaubwürdigkeit zaristischer Versprechungen bekunden, Versprechungen, die obendrein noch gar nicht gemacht sind.

Der kulturelle Niedergang Frankreichs

Von Raoul H. Francé

Im Jahre 1833 schrieb Meyerbeer an seinen Freund Schlucht: „Schon das Faktum, daß eine Oper, welche in Paris gefällt, die Runde um die Welt macht, könnte einen Komponisten zur Bevorzugung jener Stadt bewegen." Und tatsächlich lebt Meyerbeer von 1825—1864 fast ununterbrochen in der Stadt, die er für das Herz der Welt hielt. Auch Alexander von Humboldt bleibt zwanzig Jahre freiwillig in Paris. Und hätte Richard Wagner im Jahr 1839 den Erfolg gefunden, den er damals in Paris suchte, wer weiß, ob die Circe Lutetia nicht auch ihn dem deutschen Genius entfremdet hätte. In den Jahrzehnten nach dem Sturze Napoleons bis etwa zum Jahre 1848 war sie auf dem Gipfel ihrer Anziehungskraft für die Kultur der ganzen Welt. Paris, das nach einem

Digitized by Google

eigentümlichen Gesetz des französischen Geistes der Brennpunkt all' seiner Kräfte und Fähigkeiten ist, entwickelt damals aber auch aus Eigenem eine Fülle kultureller Leistungen, die es unbestritten an die Spitze der Zivilisation, nicht nur ihrer rein formalen Seite nachstellen. Es ist natürlich unmöglich, im Rahmen eines „Essais" diese ganze bunte Fülle kultureller Leistung einzufangen; wenn wir aber nur einige besonders glänzende Züge dieses Bildes verfolgen, erhalten wir überwältigendes Beweismaterial für unsere Behauptung, daß Paris von 1814—1850 wirklich die Hauptstadt der menschlichen Kultur war. Und damit ist dann die Grundlage für die weitere Behauptung gewonnen, daß seitdem bis heute, erst langsam, dann rapid ein Niedergang einsetzt, der namentlich uns Deutschen gar nicht so recht bewußt ist, wenngleich er vieles, wenn nicht alles, an der französischen Politik der letzten Jahrzehnte und an der Katastrophe von 1914 erklärt.

Vielleicht genügt es, dazu vier Beispielreihen herauszuheben aus dem Komplex gallischer Geistigkeit, wenn wir dabei Leistungen wählen, welche von jeher die Stärke französischen Wesens bildeten, nämlich das Erfindungsingenium (Ingenieur ist nicht umsonst ein französisches Wort), die naturwissenschaftlichen Leistungen, die schöne Literatur und die Oper.

Die Naturwissenschaft, als die Vorbedingung aller Entdeckungen, hatte vor 100 Jahren ihre Hauptpflegestätte weder in Deutschland noch in England, sondern in Paris. Dort lebten und wirkten damals Cuvier, Lamarck, De Candolle, Gay-Lussac, Geoffroy-St.-Hilaire, Arago, Ampère, Dutrochet, alles ebenso viele Grundpfeiler moderner Naturerkenntnis. Und von 1812 bis 1835 bringt Paris fast jedes Jahr gewaltige wissenschaftliche Neuerungen hervor, die das Weltbild ununterbrochen im Fluß erhalten. 1812 schafft Cuvier die moderne Lehre von den Versteinerungen, ein Jahr später De Candolle sein natürliches Pflanzensystem, welches die Botanik auf neue Grundlagen stellt. Vor ihm hat Lamarck die Entwicklungslehre geschaffen, den eigentlichen umwälzenden und befruchtenden Gedanken der neuesten Zeit, den Darwin nur ausgebaut hat. 1815 stellt Gay-Lussac die chemische Aequivalentenlehre auf und ermöglicht von da ab eine Unmenge praktischer Fortschritte. Schon zwei Jahre darauf erkennt auch Chevreuil die Zusammensetzung der Fette, 1818 begründet R. Hauy die moderne Kristallographie, man stellt das erste Chinin dar und besiegt seitdem das Fieber, Geoffroy-St.-Hilaire schafft mit Cuvier die Lehre von den Tiertypen (1817—21); 1822 tritt durch Brongniart die Erkenntnis fossiler Pflanzen ebenbürtig neben die Tierversteinerungskunde. Im gleichen Jahr schafft Ampère die Lehre vom Magnetismus, 1824 öffnen Arago und Carnot weit die Türe für die Entwicklung der Physik, die von nun an eine vorwiegend französische Wissenschaft wird. Die Anfänge der Elektrizi-

Digitized by Google

tätslehre im modernen Sinn werden von Ampère erprobt (1827), Dutrochet erkennt das Gesetz der Endosmose (1826), Talbot öffnet der Spektralanalyse die Bahn (1830), man erkennt zu Paris das Wesen der Diastase, die Einheit von Licht und Wärme (1835), Joule weiß (1842) um die mechanische Aequivalenz der Wärme, Fizeau mißt (1849) die Lichtgeschwindigkeit und Foucault unter nimmt 1850 seinen weltberühmten Pendelversuch. Welche Summe scharfsinnigster Arbeit; wie viel Licht strahlt in diesen 25 Jahren das französische Hirn über die dunkelsten Gebiete menschlichen Wissens aus! Das sind aber noch nicht alle epochalen naturwissenschaftlichen Leistungen der Franzosen im Biedermaier. Im Jahr 1837 schafft Flournoy die modernen Begriffe vom Nervensystem, 1834 gibt Elie de Beaumont der Geologie durch seine Gebirgsbildungslehre den mächtigsten Anstoß, 1840 wird die Praehistorie durch Boucher's Untersuchungen über Diluvialwerkzeuge des Menschen eröffnet, 1846 wird die Physiologie der Verdauung durch Bernard festgestellt, im gleichen Jahr geschieht eine der Großtaten der Naturwissenschaft: Leverrier errechnet die Existenz eines großen Planeten, den dann Gall entdeckt (es war der Uranus).

Hand in Hand mit diesen theoretischen Leistungen erringt nun auch der französische Erfindungsgeist seine Weltmachtstellung.

In den 35 Jahren zwischen 1815 und 1850 erfindet man in Frankreich die Stearinkerzen, die moderne Methode der Salpetersäureherstellung. Niepce erzeugt mit Daguerre und Talbot die ersten Lichtbilder, man baut den ersten Telegraphen, die ersten Turbinen und Zentrifugalmaschinen. Guimet stellt künstliches Ultramarin her, Perrot macht die ersten Zeugdrucke auf Kattun, Thunonier arbeitet mit der ersten Nähmaschine, das Aluminium wird hergestellt, die erste Dampfturbine wird in Benützung genommen.

Die Jahre von 1815—1850 sind aber auch die hohe Zeit der französischen Literatur. Der französische Roman der Dumas, Sue, Victor Hugo, Balzac erobert sich seine Weltstellung. Saint-Beuve, George Sand, Murger, Sully-Prudhomme, Th. Gautier, um nur einige der feineren Köpfe zu nennen, eröffnen ein neues geistiges Frankreich, das sich auch in einer ungeahnten Blüte der Oper äußert, die sogar aus ihrem Stammlande entwurzelt und als „Pariser große Oper" ein neues Kapitel der Kunstgeschichte eröffnet. Freilich ist der hellste Stern an diesem Theaterhimmel, Meyerbeer, nur angezogen worden und kann nicht das Kapital des französischen Geistes vermehren. Aber noch nie sah die Welt vordem und nachdem eine solche dichte Reihe von musikalischen Kunstwerken entstehen als zwischen 1825 und 1856, da die „Perlenkette" von Werken wie Auber's Maurer und Schlosser (1825), Boildieu's Weißer Dame (1825), Auber's Stumme von Portici (1828), Auber's Fra Diavolo (1830), Herold's Zampa (1831), Auber's Gustav (1833), Halévys Jüdin (1835), Adam's

Digitized by Google

Postillon (1836), Auber's Schwarzer Domino (1837) und Krondiamanten (1841), Adam's Nürnberger Puppe (1852), Berlioz's Cellini (1853), Maillart's Dragons de Villars (1856) an's Licht der Rampen trat. Freilich ist um 1841 schon ein Ermatten wahrzunehmen und bis 1870 verzeichnet die Pariser Opern-geschichte außer Meyerbeer'schen Werken überhaupt nur mehr drei „Welt-erfolge", nämlich: Gounod's Margarethe (1859), Gounod's Romeo und Julia (1867) und in großem Abstand dazu Thoma's Mignon (1869). Inzwischen war die Führung auf die Offenbachiaden übergegangen, die mit Licht und Schatten auch nicht in's französische, sondern in's jüdisch-deutsche Kulturbuch geschrieben werden müssen.

Nach 1848 sind die Seiten der französischen Kulturgeschichte viel weniger dicht beschrieben und nach 1870 macht sich ein Nachlassen der Produktivität bemerkbar, als ob die Franzosen der letzten Generation gar nicht mehr demselben Volke angehörten wie die Zeitgenossen von Ampère, Dumas und Auber.

Verfolgen wir das an den gewählten Beispielen, so tritt uns auf dem Gebiet der Oper seit 1870 überhaupt nur mehr ein Werk von Weltbedeutung ent-gegen, nämlich Bizets Carmen (1875), alles andere sind nur Sterne zweiter Ordnung, wenn auch noch immer so reizend wie Saint-Saëns' Samson und Dalila, oder die Werke von Delibes, Charpentiers Luise, Massenet's Manon und Werther, Chabrier's Lazuli oder Debussy's bereits umstrittene Pelleas und Melisande vom Jahre 1906. Seit diesem letzten Termin ist die französische Opernproduktion eigentlich völlig steril. Selbst bei weitherziger Auslegung des Begriffes dauernder Wert, stehen den vierzig Jahren zwischen 1825—1865 mit 18 dauernd wertvollen Werken, nur 9 im Zeitraum von 1871—1911 gegen-über.

Franzosen haben sich darüber hinweggetröstet mit dem Argument, die tech-nisch-reale Entwicklung der Zeit sei nicht nur bei ihrem Volke, den Musen nicht günstig. Und damit kamen sie auch über die Tatsache hinweg, daß die schöne Literatur, diese bevorzugte Domäne französischen Geistes seit 1870 immer mehr an internationalem Einfluß und an hervorragenden Meistern verliert. Dumas Sohn, Alph. Daudet, G. Ohnet, G. de Maupassant, P. Bourget, A. France (-Tribaut), J. Claretie, P. Loti (-Viaud), E. Rostand, V. Sardou, E. Zola, M. Prevost, diese Reihe vereinigt ohnedies schon sehr ungleichwertige Elemente, in der dazu die höher wertigen fast alle noch auf der „großen Zeit" Frank-reichs fußen.

Stellen wir uns aber auf den Standpunkt dieser Beschöniger des französischen Kulturniederganges, so müßte uns bei den glänzenden Leistungen gallischer Naturforschung und Erfindungsgabe im Lustrum 1800—1850 in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts und in der Gegenwart, eine endlose Reihe fran-

Digitized by Google

zösischer Großtaten auf dem Gebiet der Technik und ihrer Vorbedingungen entgegentreten. Aber diese Reihe ist sehr kurz. Sie ist kürzer als die der Vergangenheit.

Nach 1850 schafft Planté den ersten Akkumulator. Im Jahre 1859 stellt Pasteur die Gärungslehre auf, 1863 zeichnet Leverrier die erste Wetterkarte, 1865 entsteht durch Broca die Wissenschaft der Schädelkunde, und von da an bis 1876, also volle elf Jahre hindurch gibt es keine nennenswerte französische naturwissenschaftliche Entdeckung. Erst 1877 machen Cailletet und Pictet ihre Aufsehen erregenden Gasversuche, 1880 entdeckt Laverran den Malariaerreger, 1882 schafft Bertillon die Anthropometrie. Nun folgt ein Jahrfünft reicher an Erfolgen. 1884 stellt Moissan die ersten künstlichen Diamanten her, ein Jahr darauf beginnt Tissandier seine Ballonfahrten, 1888 lernen wir durch Richet das Prinzip der Immunisierung, gleich danach durch Pasteur das der Virulenz kennen. Dann aber wird es immer stiller im Quartier latin zu Paris, wo sich des ganzen Volkes Forscherarbeit zusammendrängt. Es gibt seitdem nur vier berühmte Pariser Entdeckungen. Die des Calciumcarbids, die der Becquerelschen Strahlen (1896) und im Jahre 1898 die Entdeckung des Radiums durch das halbpolnische Ehepaar Curie, im gleichen Jahr der Nachweis, daß sich jede Pflanze doppelt befruchtet (Guignard). Auch auf diesem Gebiet ermattet der gallische Genius sichtlich und seit 1850 ist in steigendem Maße die Führung in der Naturforschung auf die Deutschen übergegangen.

Bleibt also nur mehr die letzte Hochburg französischen Geistes: das Erfindergenie. Sie erhält sich auch am längsten. Bis zum deutschen Krieg überströmt Frankreich von technischen Neuerungen. Das Fuchsin, der Ammoniakprozeß, die Gaskraftmaschine, die Mitrailleuse, die Kunstbutter, das Lichtdruckverfahren, die Panzerfregatten, das sind französische Erfindungen zwischen 1850—1870. Auch nicht mehr so viele und bedeutende wie vordem, aber immerhin noch ehrenvoll. Doch seit dem großen Krieg verblaßt auch dieser Ruhm; Amerika und Deutschland treten sein Erbe an. Eigentlich hat seit 1871 Frankreich nur mehr sechs große Erfindungen hervorgebracht. Schneider-Creuzot lieferten die Verbundlokomotiven, Laval den bekannten Separator. Serpollet erfand den Motorwagen, Lumière im Jahre 1890 den Film, Vieille im Jahr 1886 das rauchlose Pulver und Santos-Dumont fuhr im Jahr 1901 mit dem ersten lenkbaren Luftschiff.

Von 1844—1874 stehen 28 bedeutsame technische Erfindungen nur 6 gegenüber im gleichlangen Zeitraum von 1874—1914!

Damit ist unser Beweis mit vielleicht schon ermüdender Gründlichkeit zu Ende geführt. Und er erscheint wohl vollständig gelungen. Das französische Volk zeigt rassische Alterserscheinungen. Nicht nur im Geburtenrückgang und

Digitized by Google

im Feminismus der Lebensweise, auch bereits in seiner geistigen Betätigung. Man kann mit gutem Recht von einem kulturellen Niedergang Frankreichs sprechen. Und aus dieser Erkenntnis heraus versteht man erst, den Deutschenhaß des Franzosen und Belgiers, das perverse Bündnis dieses Volkes mit dem kulturell und rassisch rückständigen Rußland. Hieraus versteht man aber auch, warum in jedem Kampfe mit Deutschland Frankreich unterliegen muß. Denn es ist schon unterlegen, bevor es zum Waffengang antrat.

Briefe und Karten von schwäbischen Soldaten

B. in Lothringen, 18. September 1914.

iebe Sophie! Wie ich Dir schon mitgeteilt habe, habe ich Deine zwei Päckchen sowie Brief erhalten und sage Dir meinen besten Dank, sowie auch Deiner Frau Doktor H., denn es hat mich sehr gefreut, von Dir so reich beschenkt zu werden. Ich werde Dir Deinen Wunsch erfüllen und Dir, wo ich hinkomme, sei es in Frankreich oder Belgien, alle Neuigkeiten zu schreiben. Ich bin Gott sei Dank immer noch gesund und kann immer noch tapfer kämpfen, was ich auch tun werde wie seither, denn wir werden den Engländern auch zeigen, was wir können. Wie Dir Deine l. Mutter gesagt hat, ich sei bei der Schlacht bei Lüttich gewesen, ist falsch, denn wir haben die Höhen von Schirmeck, Rothau und Saales erstürmt, denn an diese Höhen denke ich mein Leben lang, denn sie haben uns viele Verluste gekostet. Das erste Gefecht, wo wir hatten, war am 18. August bei Grendelbruch, dort haben wir dem Feind viele Verluste beigebracht, haben aber auch selbst viele Verluste gehabt, etwa 30—40 Mann. Nun folgten die Gefechte bei Schirmeck und Rothau. In Rothau haben wir 10 Offiziere verloren und 800 französische Gefangene eingebracht, es war ein heißes Gefecht. Nun gingen wir nach einigen kleineren Gefechten der französischen Grenze zu. Bei St. Blaise und Saales hielt uns der Gegner starken Widerstand, mußte aber am 25. August abends zurückgehen und wir konnten am 26. August die Grenze überschreiten, das war eine große Freude, als wir den deutschen Boden geräumt hatten. Nun ging es auf die französische Garnisonsstadt St. Dié zu, welche am 27. August unter großem Jubel von uns eingenommen wurde. Zwischen St. Dié und Epinal hatte sich der Feind stark verschanzt und wir hatten feste mit ihm zu kämpfen, bis die Brigade Auwärter ihn umzingelte und alles zu-

Digitized by Google

sammenschoß. Dort hätte ich am 2. September bereits mein Leben lassen müssen, denn 15 m oberhalb von mir fielen am 2. September zwei von meinen Kameraden durch ein Schrapnell getroffen tot zu Boden. Wir lagen bei St. Dié 14 Tage, Tag und Nacht in einem Wald in fester Stellung. Und nun kam am 11. September der Befehl, wir sollen als Unterstützung nach Belgien kommen und den Engländern auch zeigen, was wir den Franzosen gezeigt haben, was wir tun werden. Wir marschieren jetzt schon seit 12. September und jetzt sind wir erst in Büdingen, wir sind durch die Orte Senones, Arlamont, Badenweiler, Cirey, Bertrambois, Saarburg, Huhnkirch nach Büdingen gekommen und wo es jetzt hingeht, weiß ich noch nicht. Am 17. September hat uns König Wilhelm II. bei Münster begrüßt und einem jeden von uns eine gute Zigarre geschenkt; als er uns begrüßte, standen Ihm die Tränen in den Augen und wir selbst haben geweint, denn unser Regiment hat schon viele wackere Kameraden verloren. Und nun schließe ich mein Schreiben in der Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen und grüße Dich herzlich Eugen.

Auch viele Grüße an Gottliebin und Dora und nochmals besten Dank für alles und schreibe mir bald wieder, denn es macht mir große Freude.

Auf Wiedersehen.

Bin heute auf Wache als Wachhabender am Schweinepark (äußerster Wache).

Baroncourt, 25. September nachts auf Wache.

Meine Lieben zu Hause! Liebes Weib, ich habe vergessen, in meinem letzten Brief Dir zu schreiben, daß ich die Rechnung von Hahn nicht bezahlt habe, ich habe diese entweder in die Kommode oder in die Kassette getan, das weiß ich augenblicklich nicht mehr, Du wirst solche schon finden. Wegen meiner Wäsche brauchst Du Dir keine Sorge machen, das habe ich hinlänglich, ich k o c h e und wasche nämlich für mich und meinen Unteroffizier, wenn ich als etwas Zeit habe, ich muß auch Strümpfe stopfen, da können die andern etwas lernen. Froh bin ich jedoch, daß ich jetzt wieder etwas Socken im Vorrat habe, denn man weiß nicht, wie das Wetter wieder wird, auch habe ich nicht immer Gelegenheit zum Waschen, so kann ich doch wenigstens wechseln.

Du schreibst mir, ich solle Dir meine zerrissenen Socken schicken, meinst es recht gut, aber wie? Hier in unserem Ort, wo nur noch 6 bewohnbare, nicht abgebrannte Häuser stehen, gibt es keine Briefmarken. Es wäre mir sehr angenehm, wenn Du Dich vielleicht auf dem Postamt, aber bei der richtigen Quelle erkundigen würdest, ob ich, wenn Du mir einige 20 Pfg.-Freimarken samt Aufklebadressen sendest, ich dann so ein kleines Päckchen zu Euch schicken könnte, denn bei uns kommt eben alle 2 Tage die Feldpost angefahren, liefert ihren

Digitized by Google

Sack auf der Bataillonskommandantur ab und nimmt dafür wieder einen andern mit. Das geht alles ganz schnell. Versuche es einmal.

Den Steuerzettel hast Du aber ordentlich klein zu machen verstanden, es ist noch genug mit 6 Mk., dazu ohne Verdienst.

Wegen Karl meine ich, er solle oder Du den Arzt fragen, ob Walter etwa mit Eiern oder Milch oder sonst etwas Kräftigem nicht auch helfen aufgeholfen werden könnte, daß er wieder gesund wird. Ich denke manche Stunde, wenn ich auf meinem Lager, liege an dieses oder jenes, aber ich bin eben hier, trotzdem aber nur mein Körper hier ist, mein Geist und Gedanken sind doch bei Euch. Halte nur Walter von jeder Aufregung usw. fern. Sage auch Frau Dr. H. meinen besten Dank von mir, daß Sie an meine liebe Familie gedacht hat bei Zuwendung von der Milch. Der Himmel möge Sie dafür belohnen. Gehe auch zu Herrn B. und bedanke Dich im Auftrag von mir aus, es gibt doch noch gute Menschen. Auch Frau Schlegel lasse ich herzlich danken. Hast Du auch schon etwas von Frankenbach erhalten? Hat mein Bruder unsern Friedrich noch nicht nach mir gefragt? Was machen die Lauffener? Hast Du viel Kartoffel erhalten?

Unsere Mannschaften, welche nicht auf Dienst oder Wache sind, müssen gegenwärtig stundenweit requirieren, natürlich alles auf La France payera notre compte. Wir brauchen natürlich auch viel zum Essen und sonstige Gegenstände. Gegenwärtig gibt es bei uns morgens immer Tee mit Kommisbrot, jeder Mann bekommt 3 Gramm, das ist Kriegsverpflegung wegen der vielen Magen- und Darmkatarrhe.

Zahle aber nicht mehr, als es Dir absolut möglich ist. Denke auch an Dich und die Kinder.

Wir haben verschärfte Maßregeln erhalten gegen alle Zivilpersonen, denn es ist hier gegenwärtig nicht ganz sauber mit diesem elenden Franzosenvolk, alles muß von uns deutsche Ausweise vorweisen, sonst darf niemand passieren, es ist wegen der Spionage. Die französischen Weiber mußten auch wieder abziehen, mehr zurück an die deutsche Grenze, man kann und darf niemand trauen. Es ist alles sehr streng. Meine ganze Wachmannschaft, soweit solche nicht auf Posten steht, schläft ganz vorzüglich auf ihrem Stroh und schnarchen ein Quartett, ich muß aber die ganze Nacht wachen, habe auch einen Radfahrer bei mir auf Wache für alle Fälle. Wir haben auch wieder französische Gefangene hier. An ihren Aussagen merkt man sofort, daß sie von ihren Vorgesetzten an der Nase herumgeführt werden, es wurde Ihnen nämlich der größte Kohl vorgemacht, kaum glaublich, aber wahr. Das muß ich Euch selbst erzählen. Sage doch zu Hermann, wenn sein Zahnweh vorbei ist und ich nach Hause komme, ich jedem,

Digitized by Google

auch Paul, einen kleinen Franzosen mitbringe (Du wirst mich schon verstehen, bei Brenner-Schilling, Fleinerstraße, wird er dann gekauft), was dann die kleinen Kerle für eine Freude haben werden. Samstag abend komme ich wieder von Wache ab, wenn dann am Sonntag früh kein Dienst ist???, dann wird gewaschen. Ich will jetzt schließen, Gruß an alle miteinander, es grüßt und küßt Euch Euer Vater.

Sage mir, wo hast Du denn die 2 Zigarren her mit dem goldenen Ring, welche Du den Socken beigepackt hast? Die waren einfach hochfein. Dem Spender besten Dank. Heute sind es 4 Wochen, daß wir Heilbronn verlassen haben. Wir wollen sehen, wie es in den nächsten 4 Wochen geht und steht. — ?

Libe Luise! Warum lässest Du gar nichts von Dir hören und warum hast Du mir den Schnupftabak noch nicht geschickt, das macht Dir doch nicht viel Arbeit. Albert und Marie habe ich auch geschrieben und hab noch keine Antwort erhalten, Grüße an alle

Wilhelm.

Liebe Mutter und Geschwister! Seid daß ich Euch das Geld geschickt habe 15 Mark habe ich noch keine Nachricht erhalten, ihr wird es doch erhalten haben, wir sind am 11. d. Mts. vom Schlachtfeld Sanktje abmarschiert und Marschieren seidher fast Tag und Nacht weil wir haben einen Eilmarsch, morgen komen wir nach Saarburk da sollen wir eingeladen werden und kamen nach Belgien da es noch sehr weit ist von hier aus wie es uns da geht wissen wir noch nicht jedenfall auf eine große Festung aber seid ihr nur froh in dem Frankreich da sieht es getreu aus viele Dörfer und Städte sind vollständig zusammengeschossen und Niedergebrand da die Einwohner alle ausziehen müssen und haben auch fast nichts mehr zu essen, sie kenen sich bloß mehr von Kartoffel Nehren, das Vieh wird ihnen genomen ohne daß sie nur etwas kriechen dafür. Zum schreiben werde ich jedenfalls nicht mehr soviel komen. Viele Grüß an Schmidts und Bauers. Gesund und munder bin ich immer noch wie es von Euch auch hoffe, es grüßt Euch herzlich, lebt wohl auf's Wiedersehen

L. G.

Liebe Mutter! Möchte Dir kurtz mitteilen daß ich noch gesund bin hoffe Ihr auch seit nur geduldig jetzt kommen wir bald, schau nur daß Du die Feldarbeit gut besorgst das ist meine Größte Sorge helft nur zusammen, dann werdet Ihr schon fertig; hier in Frankreich ist alles zusammen geschossen und abge-

Digitized by Google

brand. Betet nur zu Gott. Wir kommen die meisten wieder wir siegen schon vollends. Wir singen schon das Lied Deutschland, Deutschland über alles und es grüßt Euch alle herzlich Gottlieb.

Schiene, den 13. Sept.

Liebe Frau, Deine letzte Karte und die 2 Packete habe ich erhalten, besten Dank dafür liebe Frau, sei so gut und schicke mir auch etwas zu Rauchen, herzl. Gruß und Kuß sendet Dir und der Tochter Euer Vater Hermann.

Sonntag den 13. September 1914.

Meine liebe Rosa! Liebe Rosa ich will Dir mitteilen, daß ich und der August und Schenken Albert in ..... beisammen sitzen und uns sehr gut geht, wir 3 haben sogar miteinander zu Mittag gegessen, es war zwar nicht viel aber gut hat der August und Schenken Albert gesagt, liebe Rosa ich kann Dir sagen ich war ganz glücklich als der August und der Schenken Albert vor mir standen, wir sind kaum 10 Minuten in der Ortschaft geweesn, wir haben abgespannt und 50 Meter gelaufen dann hat schon der August und der Albert auf mich gewartet, anders kann ich Dirs nicht schreiben, so ist's gegangen. Meine liebe Rosa. Mir sind eben auf einem großen Marsch aber mir wissen noch nicht wohin es geht und wohin mir kommen, liebe Rosa ich denke daß mir's jetzt etwas leichter bekommen wie seither, denn wir haben hier einen ganz bösen Posten gehabt und deßhalb haben mir auch heute Rasttag natürlich nicht umsonst. Liebe Rosa; was macht der Vater ist er immer wohlauf der Karl und der August ihr habt es halt am schönsten ihr darft wenigstens jeden Tag in euer Bett liegen ich zum Beispiel bin jetzt schon 5 Wochen in kein Bett mehr gekommen immer im freien übernachtet und habe immer fein geschlafen. Meine liebe Rosa, was macht denn die Emma, ist sie auch brav und folgt jetzt besser hoffendlich liebe Rosa. Du hast mir noch gar nichts geschrieben wie es eigentlich mit den Trauben aussieht ich will sehen ob Du auch Wort hälst. Du hast gesagt ich dürfe nähmlich ein ganzes Jahr lang nichts trinken als wie lauter Wein wann ich wieder heim komme; die Zeit wird jetzt bald da sein ich wieder an Deiner Seide bin. Liebe Frau, ich habe Dir schon so oft geschrieben Du sollst ein Packet schicken bis jetzt habe ich eins erhalten mit Schokolade und Pfeffermünz sonst habe ich noch keins erhalten Du mußt halt kleine Packete machen dann werden sie angenommen; liebe Rosa Wilhelm von ..... und Jakob von ..... habe ich auch getroffen und der ..... wo mit Sofie gegangen ist habe ich heute auch getroffen, liebe Rosa ich kann Dir weiters nichts schreiben mir geht es gut und das ist die Hauptsache, den Brief wo Du am 31. August geschrieben hast den habe ich erhalten und seither nichts mehr und mit der Paula darfst Du Dich nicht herumstreiten, das will ich später dann schon wett machen. Also Adie Rosa und Emma lebt wohl

Digitized by Google

auf ein baldiges Wiedersehen Dein Gottlob, viele Grüße an Vater, Karl und August und an's Karoline und sonst alle Bekannte. Adie lebet wohl seid herzlichst gegrüßt und geküßt von Deinem Gottlob.

Wir stehen jeden Tag auf freiem Felde jetzt schon paar Nacht im Regen, wären froh, wenn wir wieder heim dürften. Gruß und Kuß Dein Albert.

Lieber Schatz! Will Dir kurz mitteilen, daß ich heute erfahren habe, daß K. G. gestorben ist, herzlich grüßt Dein Georg.

Lieber Schatz, warum läßt Du nichts mehr von Dir hören oder schreibst Deine Adressen falsch. Wir haben nichts als Gewitter und Regen und Marsch und Kanonendonner, lieber Schatz schreibe recht bald denn ich werde jetzt unruhig seit 30. August kein Brief mehr. Es grüßt einstweilen Dein Mann.

13. 9. 14.

Meine Lieben, heute hier Rasttag, viele Grüße an alle Bekannten, komme eben vom Schlachten. Auf Wiedersehen, Otto, grüßt mir Frau St.

Frankreich den 10. 9. 14.

Liebe Schwester, Karte erhalten, besten Dank. Wiedersehen macht große Freide ich hoffe es, das weidere mündlich.

13. Sept. Werte Kologen,

Teile Euch mit, daß ich biß jetzt noch gesund am Leben bin, morgen gets nach Belgien ab; viele Grüße sendet Euch Kologe A. S. besonders Gruß an Christine M.

d. 13. Sept.

Teile Dir kurz mit, daß gottlob gesund bin, waß von Dir und unsere Kleinen auch hoffe; herzlich küßt Dich Dein l. Mann.

Digitized by Google

L. E. Teile Euch mit, daß wir jedenfalls morgen eingeladen werden und nach Belgien kommen, will sehen, was es dort giebt, herzl. Gruß Karl.

Libe Karoline, Die besten Grüße aus der Ferne sendet A. H. oh Mädchen, bleibe mein, wenn der Frühling kommt ziehens wir wieder heim wohl an den Rhein.

Den 13. Sept. 1914.

Die besten Grüße sendet Dir Dein Mann Christian, wäre froh wenn wir wieder heim dürften. Gott mit uns.

10. Sept. 14.

Freundl. Gruß sendet Euch vom Schlachtfeld K. M., G. H., es geht uns soweit gut; hier siehts grausig aus, es erfolgt Sieg auf Sieg.

13. Sept. 14.

Liebe Eltern und Geschwister! Kurz will ich Euch einige Zeilen schreiben, bitte um baldige Antwort, es grüßt Euch Euer Sohn und Bruder Christian.

Sang Die, d. 11. 9. 14.

Liebe Eltern; Das Packet hab ich erhalten, schicket mir auch Schoklad und Pfeffermünz und wenn später auch ein Hemd, aber ein leichtes. Ich kann gar nichts mehr kaufen, habe immer Abweichen, das Geld werdet ihr erhalten haben 25 Mark habe Euch schon oft geschrieben und Grombach Johann ist auch noch munter. Joh. Diener ist auch in der Kompagnie, auf Wiedersehen grüßt Euch Euer G. O. Briefmatrial schicken, Zündholzer, schreiben ob Karte erhalten und das Geld.

Aesthetenkrieg

Man täusche sich nicht. Sie sitzen auch bei uns in ihren Kaffeehaus-winkeln, oder in der gemalten Gobelin-Ecke bei der letzten Kunstgewerblerin, die noch einen von den geschmacklosen Reichsvögeln besitzt, die trotz ihrer falschen Konstruktion so verzweifelt sicher zu fliegen wissen. Oder auch im eigenen, millionenwertigen Sammel-kram, als Kustoden ihres Besitzes. Die Leute, die man Aestheten nennt und die sich selber für die Auslese aller Feinfühligkeit und Empfindsamkeit halten. In Friedensläuften verkehrt man schon mit einem unbestimmten Mißtrauen mit ihnen, bis der Krieg kommt und es unerwartet aufklärt.

Gemeint sind die Nur-Aestheten, die L'art pour L'art-Mamseln. Sie bilden bei uns die einzige Anti-Kriegspartei. Das heißt, die Partei, die uns das Recht zu diesem Kriege abspricht. Nach ihrem Gesetz gibt es keine andere Weltseele, als die anschauende, alles andere ist menschenunwürdig. Und da sich der Krieg nach Belgien und Frankreich wälzt, statt nach Deutsch-land, und dort vielleicht mehr ästhetische

Digitized by Google

Werte gefährdet, als es hier der Fall gewesen wäre, so macht ihn diese Wendung zum Unrecht. Sie halten sich für die Hüter des Edelsten in der Welt, und ihre eigene Haut ist es, die — symbolisch zwar nur — von jeder Granate getroffen wird, die ein altes Kunstwerk beschädigt. Denn das ist von allen Kriegsgreueln der einzige, den sie wirklich empfinden.

Auch diesen Zusammenhang deckt ihre Anschauung auf. Aestheten sind stets Egoisten. Sie werden nicht nur durch ihre Einbildung, durch ihr abschließendes Urteil lästig, nein, sie sind wirklich und in allen Lebensbeziehungen Egoisten. Das ist natürlich. Die Herabwertung aller nichtästhetischen Seiten des Lebens umfaßt auch das mitmenschliche Gefühl. Der Aesthet ist niemals ein wahrhaft Mitfühlender. Nicht einsehen zu wollen, daß ein Kunstwerk im Kampfe um die Freiheit eines Volkes nicht unter allen Umständen das Heiligste bleiben kann, ist ebenso banausisch, wie das blinde, zwecklose Zertrümmern.

Die Fürsorge, mit der unsere Kriegsleitung nach erfolgtem Strafvollzug die erhaltenen belgischen Kunstschätze behütet — vor allem gegen die Raubgier der Aestheten — ist der öffentlichen Kunstpflege Deutschlands durchaus würdig. Sie zeigt uns zu unsrer Beruhigung, daß die durchgehende, zwar etwas kalte, aber umso zuverlässigere Systematik, die unser öffentliches Gesamtleben beherrscht, durch den Krieg nicht im mindesten unterbrochen wird. Und daß wir mit unseren Mitteln, mögen sie für den Augenblick noch so grausam erscheinen, nirgends über den Zweck hinausgehen. Einem so klaren Schalten mit Notwendigkeiten gegenüber nimmt sich das Aesthetengewinsel — das heimliche in und das öffentliche außer dem Lande — doppelt armselig aus.

Glaube keinem Aestheten. Glaube ihm vor allem die Echtheit seiner Begeisterung nicht. Von dem, was ein Kunstwerk enthält, ereignet sich in ihm nur der rein formale Teil, die Schale. Das ist aber nichts weniger, als die Fülle des darin verewigten Lebens. Wie trennen die Jahrhunderte Gefühle und Denkweisen, und davon sollte Geben und Empfangen der Kunst weniger berührt werden? Gestehen wir nur ehrlich alle Hemmungen, die zwischen uns und etwa der Gotik bestehen. Jede Empfindung von Starre und Gebundenheit ist ein Versagen in uns, nicht ein ästhetischer Minderwert. Würde unser gesamter Denk- und Gefühlskreis dem gleichen, der damals lebendig war, so wären wir uns dieses Mangels nicht bewußt. Die Kunst von damals drückt die Seele von damals vollkommen aus. Sie haben einander gehört! Und uns gehört sie nur noch zum Teil, trotz allem Getue. So groß auch ihre Werte sind, es sind nicht die unseren. Wenn unser eigenes Kunstvermögen gesunken ist, und wir uns vor der Vollkommenheit der Gotik beugen, uns gehört sie trotzdem nicht mehr. Museum! Und wenn wir gezwungen sind, uns unser gegenwärtiges und zukünftiges Leben mit der Waffe zu erkaufen, so sollten wir im Unrecht sein, nur weil wir Zeugnisse eines Lebens vernichten, das nicht das unsre ist?

Man könnte, vom üblen Aestheten-beispiel gereizt, den Stiel umdrehen, und sagen: da ihr die große alte Kunst nicht selber hervorbringen könnt, so seid ihr sie nicht wert und ihre Vernichtung ist Recht. Recht des gegenwärtigen Lebens, das sich nun einmal in anderen Formen äußert. — Aber das wäre ein ebenso großes

Digitized by Google

Verbrechen am Geiste, wie die nur-ästhetische Weltanschauung. Vor allem gehört die Kunst dem Aestheten gar nicht, ihre ästhetischen Mittel dienen einem viel höheren, allgemeineren Zweck. Und es darf ohne Not kein menschliches Zeugnis zugrunde gehen, welcher Art es auch sei. Denn für nichts anderes leben wir, als Zeugnis abzulegen für die Macht des Geistes. Auch die Freiheit der Selbstbestimmung, für die ein Volk kämpft, ist ein solches Zeugnis. Im Ringkampfe der geistigen Bestimmungen sind schon größere Werte vernichtet worden, als in diesem Existenzkriege.

Hermann Gottschalk

Eucken in einem Vortrag

Es ist eine bitterernste Warnung für die Gegner, wenn die besten Deutschen, die Stillsten und Weisesten aus ihrem engen Raume hervortreten und kundtun, was ihnen am Herzen liegt. Viele ahnen ja gar nicht, wie schwer es den Hirnmenschen wird, sich ins Getriebe fortziehen zu lassen, den Platz vor dem Schreibtisch aufzugeben und die Scheu vor den Massen zu überwinden. Ihr ständig wacher Geist trieb sie doch immer brutal zur objektiven Klarstellung der Sachlage. Es ist keine Kunst, die Massen aufzurütteln, kein Wunder, wenn Millionen von Kriegsfreiwilligen kommen, aber es ist ein Wunder, wenn Hirnmenschen aktiv werden wie der uralte Wundt oder dieser Eucken.

Eucken: alter, weißhaariger Herr aus Niederdeutschland, hat fast ein ländlich-pastorhaftes Gepräge — geadelt durch unverdrossene Hirnarbeit und seelische Erfahrungen. Er ist gar nicht professoral, sondern wirkt sehr gütig und einfach, sieht wohl auch alle Dinge einfach, kann Partei ergreifen, und läßt sich nicht verwirren, weil er so gut ist. In der Ironie schiebt er die Worte gleichsam vor sich hin und es scheint ihm eine behagliche innere Freude zu sein, im heiligen Zorne wirft er sie mächtig breit in die Luft und ist doch gar nicht zänkisch; manchmal schlägt er nur mit der flachen Hand auf das Pult und nur selten mit der geballten Faust. Und Alles so fern von Bosheit. So fern.

Wenn ihm ein Gedanke innig am Herzen liegt, wird er fast still und spricht zur Menge wie zur Familie im vertrautesten, heimlichsten, ernstesten Gespräch, liebkost, streichelt die Worte, spricht beinahe in sich hinein und ist seiner ernsten Sache ganz hingegeben, will seine edle, gütige, tiefbeseelte Natur offenbaren, und scheint es gar nicht zu wissen. Rührend, wie er sich milde, fragend über gegnerische Unsittlichkeit beklagt und sie gar nicht begreifen will.

Was er spricht? Dies ist nicht bedeutsam (nach dem Kriege wollen wir darüber sprechen). Aber wie er es sagt — das ist wunderbar. Aergste Skeptiker staunen.

Kurt Kersten

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Der tote König

Von Freiherr v. Stetten

Einer der persönlich und politisch bedeutendsten Souveräne der Gegenwart ist mit König Karol, dem Hohenzollern auf rumänischem Thron, aus der Reihe der Lebenden geschieden. Mitten im schwersten Sturm, der je in Europa gewütet hat, ist der kluge, erfahrene Steuermann dahingegangen, der über vier Jahrzehnte hindurch das rumänische Staatsschiff gelenkt hat, der es verstand, die politisch wenig seetüchtigen Fürstentümer der Moldau und Wallachei, zu einem soliden, für den ganzen Balkan vorbildlichen und maßgebenden Fahrzeug umzugestalten. Allen Schwierigkeiten und Hindernissen zu Trotz, die aus dem Lateinertum, der inneren Zerfahrenheit und der slavischen Gefahr, der Regierung eines germanischen Fürsten entgegentraten, hat Karol das heutige Rumänien geschaffen. Und man kann es, ohne einseitig zu werden, aussprechen, daß der Hohenzollernprinz, der im Jahre 1866 ohne auswärtige Unterstützung und ziemlich mittellos an das Wagnis herantrat, vornehmlich mit deutschen Eigenschaften, die große Aufgabe löste, dabei jedweder Germanisierung auswich, sich mit erstaunlicher Anpassung der fremden Anschauungswelt anpaßte, und doch — nach und nach den guten und brauchbaren, deutschen Grundsätzen, in sozialer wie wirtschaftlicher Hinsicht, Eingang beim Rumänentum zu schaffen wußte. Französierendem Leichtsinn, Orienteinflüssen, Temperamentsfehlern der Bojarenwirtschaft setzte der Fürst ein so hohes, unerschütterliches Maß von Geduld, Pflichttreue, Loyalität gegen die Verfassung und Liebe zum Volk entgegen, daß die soziale und soziologische Umwandlung in Rumänien ebenso erfolgreich war, wie seine geschickte Politik nach Außen, die das Donau-

Digitized by Google

land tatsächlich zur Vormacht des Balkans und zur mächtigen Dammwehr gegen die slavische Ueberflutung machten.

Wie oft auch der damalige Fürst Karl nur auf seinen treuen Berater Bratianu gestützt, geradezu hoffnungslosen Zuständen gegenüberstand, immer wieder überwand die Pflichttreue des Deutschen, die bösen Stunden der Mutlosigkeit. Daß König Karol eine tüchtige, auch soweit es anging — nach deutschem Muster organisierte und ausgebildete Armee schuf, ist bekannt und durch das Verhalten der Rumänen vor Plewna erhärtet.

Hatte schon der König im Jahre 1870 ein Beispiel dafür geleistet, wie seine Besonnenheit die mit Frankreich lebhaft sympatisierenden Rumänen zu überzeugen wußte, daß die wahren Interessen Rumäniens nicht in romanischen Schergendiensten lägen, dann wieder in den letzten Balkanwirren Rumänien durch geschickte Zurückhaltung eine glänzende Position, in der Friedens- und Gleichgewichtsherstellung gesichert, galt König Karol auch jetzt, als wichtige Garantie dafür, daß sich der Balkan weder durch Lockungen, noch durch Drohungen, leichtsinnig in den Krieg verwickeln lassen werde. König Karol's Neutralität war ausschlaggebend für die andern. Und erhöhte damit die Wertung und Bedeutung Rumäniens.

Wenn von der „rumänischen Sphinx" — nach dem Wort Kiderlen-Wächters — die Rede war, meinte man doch immer den schweigsamen, unergründlichen König, von dessen Ruhe und kluger Besonnenheit alle diplomatischen Mätzchen abprallten. Aber König Karol war nicht immer der große Schweiger. Wenn er sprach, war es, als redete die Gerechtigkeit in höchster Instanz, die abgeklärte Ueberlegung.

Und daher die hohe persönliche Wertschätzung im Lande selbst. Nun ist bei einem Mann von solcher Pflichtauffassung vorauszusetzen, daß er — soweit es menschlich angängig — Einfluß auf die politische Haltung seines Nachfolgers, des bisherigen Thronfolgers und jetzigen Königs Ferdinand von Hohenzollern genommen und daß er — der greise, leidende Mensch oft

Digitized by Google

an sein Ende und an das Schicksal seines Werkes n a ch seinem Tode gedacht habe.

Läge selbst nicht das mannhafte Wort des jetzigen Königs vor, er würde den Thron n i ch t besteigen, wenn die Haltung des Landes, eine Aenderung der Politik fordern wollte, wäre die Voraussagung begründet, daß Onkel und Neffe sich verständigt haben und daß — ganz von Gefühls- und Pietätswallungen abgesehen — der neue König auch die realen, rein rumänischen Interessen aus dem gleichen Gesichtswinkel sehen werde wie der tote König ...

König Karol stand mit seinen persönlichen Eigenschaften, seiner sachlichen Ruhe in oft recht stürmischer Umgebung, seiner Schweigsamkeit mitten der romanischen Vielsprecherei der Rumänen, seiner Begabung intelligenten Anhörens der extremsten Meinungen, ohne dem Schlußurteil vorgreifende Bemerkung seinerseits, in diametralem Gegensatz zu den Eigenheiten der Nation. Und gerade darauf gründete sich ein Teil seiner autoritären Ueberlegenheit. Allerdings gefördert durch die nach und nach sich auch in oppositionellen Kreisen durchringende Ueberzeugung, daß der König vornehmlich die guten Seiten des rumänischen Volkscharakters studierte und mehr durch Taten, als durch Worte zu pflegen und zu hegen bemüht war. Indeß andere Könige auf fremder Erde, wie der Koburger auf dem bulgarischen Thron, das Hauptgewicht ihrer Anpassung, auf das Erfassen der zu bekämpfenden Unsitten und Entwicklungshindernisse ihrer Völker verlegten, diesen mit Schlauheit oder Klugheit entgegenzuwirken trachteten, um festeren Boden unter sich zu haben, ging der Hohenzoller in Rumänien einen andern Weg, indem er die zum Teil im Verborgenen schlummernden, guten Eigenschaften seines Volkes auszubilden suchte, sich geschickt an sie zu wenden wußte und über das oberflächliche Brodeln des nationalen Temperamentes hinwegsah.

Daß König Karol damit — nach langer mühevoller Arbeit, einen vollen Erfolg erzielte, ist völkerpsychologisch von hohem Interesse. Die ernste Mühe, die er für die Schaffung einer tüchtigen Armee aufwandte, ließ ihn nicht verkennen, daß er alles daran

Digitized by Google

setzen müsse, dem Agrarland Rumänien, das unter seinen Vorgängern einen Hab und Gut verschwendenden Großgrundbesitz und einen in tiefsten Orientverhältnissen steckenden, armen Bauernstand aufwies — eine Entwicklung nach der industriellen Seite geben müsse, um den gesunkenen Volkswohlstand zu heben. Reiche Bodenschätze (Erdöle, Holz, Minen 2c.) waren vorhanden. Aber es galt die Bojaren von dem Raubbau am agrarischen Nationalvermögen abzubringen, ihnen die Lust und das Verständnis für industrielle Verwertungen der Landesprodukte beizubringen. *Das tat der König*, indem er *sich zumeist selbst* an die *Spitze solcher Unternehmungen* setzte, das lebende Beispiel für Betätigung nach dieser wirtschaftlichen Seite hin, abgab. Damit gründete er das *wirtschaftlich gesunde* Rumänien von heute. Und wandelte vielfache Opposition zu Anhang.

Die „uneinnehmbare" Festung

Von W. Stavenhagen, Hauptmann a. D.

In der Tagespresse kehrt immer, auch in den Referaten militärischer, freilich auf dem Gebiet des Festungskrieges meist als Laien schreibender Berichterstatter, die Behauptung wieder, es gäbe uneinnehmbare Festungen, und seien die französischen Sperrforts, die in Frankreich als „*uneinnehmbar*" galten, z. B. Forts Camp des Romains, Manonvillers usw. doch in kurzer Frist gefallen. Ja, man hat es selbst gewagt, in höhnischer Weise, der ersten Autorität, die es im letzten Menschenalter auf dem Gebiet des Festungswesens gegeben hat, dem belgischen General Brialmont, in höhnischer Weise zu unterstellen, er habe Liège für „uneinnehmbar" gehalten; so das „Genfer Journal".

Da sei es mir gestattet, als erfahrener theoretischer und praktischer Fachmann, dessen Lehrbücher auf diesem Gebiet im In- wie Auslande einen guten Namen haben, und der auf eine langjährige Baupraxis an unseren deutschen Festungen und das Studium fremdländischer Plätze zurücksehen darf, einige Worte der *Aufklärung* weiten Kreisen zu sagen. Ich fühle mich hiezu um so mehr gedrängt, als ich ein langjähriger Freund des ausgezeichneten

Digitized by Google

Generals Brialmont gewesen bin, der seit dem 21. Juli 1903 nicht mehr unter den Lebenden weilt und sich nicht mehr selbst wehren kann.

Zunächst: „Uneinnehmbare" Festungen gibt es nicht. Nicht einmal „unangreifbare", was übrigens oft verwechselt wird. Weder Paris, die stärkste und größte der Welt, noch Anvers, noch Amsterdam — die dennoch größten Plätze, noch Verdun, Toul, Epinal, Belfort — sämtliche von bedeutender Widerstandskraft — oder die russischen Warschau, Kowno, Georgiewsk, Iwangorod, Brest Litowsk im Weichsel-Gouvernement oder gar einzelne Sperrforts oder Sperrfortketten sind je von ihren Schöpfern oder von den sachverständigen Fachleuten (unter die übrigens selbst ein großer Teil des Offizierkorps leider nicht zu rechnen ist) für „uneinnehmbar" gehalten, ja mit der Absicht gebaut worden, überhaupt nicht von einem Angreifer, der mit den nötigen Angriffs- und Belagerungsmitteln in genügender Stärke und mit richtigem Verfahren gegen sie vorgeht, eingenommen zu werden.

Feste Orte, Befestigungen jeder Art (ständige wie behelfsweise und feldmäßig ausgeführte) sollen vielmehr lediglich „Zeitgewinn", je nach ihrer Ausdehnung und Stärke auf Tage, Wochen, Monate, der im Kriege so kostbar ist, durch ihre Widerstandskraft dem Verteidiger schaffen, schwere „Zeitverluste", zugleich Blutverluste (man denke an Lütrich!), dem Angreifer zufügen, ihn in seinen Operationen im freien Felde aufhalten und schwächen, so daß er sein eigentliches Angriffsziel, das gegnerische Feldheer möglichst nur verspätet und mit unterlegener Kraft erreichen kann. Während der Verteidiger, durch die Behauptung des Platzes usw., bei den Festungen meist mit Truppen zweiter Linie (Territorialen, Landwehr), entlastet, an anderer, der entscheidenden Stelle die Uebermacht entfalten kann. Hat eine Festung das geleistet, so hat sie ihren Bau- und militärischen Zweck erfüllt und kann nach tapferem Widerstande ehrenvoll fallen. So geschah es z. B. 1870/71 mit Paris, das nur für einen 60tägigen Widerstand verproviantiert war und nach 132 Tagen, im Wesentlichen durch den Hunger bezwungen, sich, vom deutschen Gegner hochgeehrt, übergab, so ist es mit dem Sperrfort Camp des Romains jetzt der Fall gewesen, das Tage lang — mehr verlangt man von einem Sperrfort in der Regel in Fachkreisen nicht, sich tapfer gegen die starken deutschen Angriffstruppen gewehrt hat, obwohl sie eine Artillerie hatten, von einer Wirkung, wie sie zur Bauzeit des Forts überhaupt noch nirgends vermutet werden konnte, selbst wenn man einen gewissen Ueberschuß an Deckungskraft den Beton- und Panzerbauten verlieh.

Es heißt daher nicht nur den Gegner, dem man törichte Annahmen unterstellt, sondern auch unsere eigenen Erfolge herabsetzen, wenn man allerersten ausländischen Autoritäten falsche militärische und kriegstechnische Auf-

Digitized by Google

fassungen unterstellt, und das Gerechtigkeitsgefühl gebietet es, solcher Irreführung der weiten Laienkreise scharf entgegenzutreten und vor Verbreitung solcher Anschauungen öffentlich zu warnen. Denn sonst könnte es mal einen bösen Rückschlag geben.

Damit komme ich auf General Henri Alexis Brialmont, der zu seinen Lebzeiten die erste Autorität auf dem Gebiet des Festungsbaus in der ganzen Welt und — das sei hier betont aus der Erfahrung eines über 10 Jahre gewährten persönlichen Verkehrs heraus, ein Bewunderer deutscher Kriegführung und Verehrer unseres Moltke gewesen ist. Von ihm, dem Schöpfer nicht nur des Belgischen und des Rumänischen Landesverteidigungssystems und des Beraters Abdul Hamids hinsichtlich der Befestigung Konstantinopels (nicht zuerst und allein Frh. v. d. Goltz, der kein eigentlicher Fachmann im Festungswesen ist, wie oft behauptet wird), sondern der modernen Panzerbefestigung überhaupt, haben unsere maßgebenden Kreise für unsere Landesbefestigung außerordentlich viel gelernt.

Aber Brialmont, seit 1903 gestorben, nachdem er Jahre vorher in der Inaktivität gelebt und dann ohne irgend einen unmittelbaren Einfluß auf die Handlungen des belgischen Kriegsministeriums gewesen ist, auf dem Gebiet der Landesverteidigung, ist gänzlich unschuldig an dem Mißerfolg von Lüttich. Wohl ist er der Schöpfer der Maasbrückenköpfe Liège und Namur (nicht des modernen Anvers, das nach Plänen des Generals Liénart erbaut ist, wie die Meisten nicht wissen), aber er hat diese Plätze vor 25 Jahren gegen die damals stärksten Angriffsmittel erbaut, in einer schlimmen militärisch-technischen Uebergangszeit und nach Ueberwindung des heftigen Widerstandes, besonders der Klerikalen, in der Kammer, die ihm die Geldmittel erst ganz verweigerten und, als ihre Besiegung mit Hilfe des damaligen Prinzen von Wales, des späteren King Edward schlimmen Angedenkens dem General gelang, dann nur in unzureichendem Maße bewilligten. So konnte er auch nicht durchsetzen, daß seine Absicht, eine innere Kernumwallung zu erbauen — ausgeführt wurde. Weder Liège noch Namur haben eine enceinte de siège, selbst nur de sûreté erhalten und ihre Fortzwischenräume waren teils garnicht, teils unzureichend befestigt. Das war ein großer Fehler, besonders bei Grenzfestungen, an dem Brialmont, der ihn stets bekämpft, gänzlich unschuldig ist.

Seitdem sind 25 Jahre vergangen, der ungeheuere Aufschwung der Kriegstechnik hat Artillerie- und Minenwirkungen geschaffen, an die man damals nicht denken konnte, gar für den Feldkrieg: Lüttich ist von immobilen deutschen Feldtruppen erobert worden! Ein 42 cm Mörser gar konnte in den

Digitized by Google

8oer Jahren auch nicht geahnt werden, er ist so gewaltig in seiner Kraft, daß ihm auch keine deutsche Festung widerstehen würde, geschweige ein noch nicht völlig kriegsfertiger und von nicht erstklassigen Truppen verteidigter Platz, wie das überrumpelte Lüttich! Und wieviel Blut hat es noch erfordert und Zeitaufenthalt gemacht!

Die deutsche Presse sollte daher richtige Anschauungen verbreiten helfen und nicht gar noch, wie es einige deutsche Blätter mit der kritiklosen Wiedergabe einer Brialmont herabsetzenden Notiz des Genfer Journals getan, ausländische Dummheiten weiter verbreiten!

Ein paar Tage in Budapest

Von Arnold Höllriegel

Mir fiel plötzlich ein, daß ich, ein Oesterreicher, Budapest noch nie gesehen hatte. Ich erkundigte mich nach dem Fahrplan, erfuhr, daß prachtvolle, bequeme, schnelle Züge verkehren und daß Budapest eigentlich ganz nahe an Wien liegt und daß es, kurz und gut, echt österreichisch von mir ist, daß ich in diesem Kalenderjahr wohl schon in Bombay und Jericho gewesen bin, aber noch nicht und noch nie in der zweiten Hauptstadt der Monarchie. Vielen Oesterreichern geht es wie mir.

Eine kurze und bequeme Bahnfahrt. Im Abteil plaudert die Frau eines Husarenoffiziers mit einem rekonvaleszenten Artillerieoberleutnant von Garnisonsaffären und was aus dem kleinen Fähnrich geworden sei und ob der Rittmeister sich von seinem Schrapnellsplitter erholen werde. In den Stationen sieht es friedlich aus. Ich glaube erst, daß alle Stationen entweder Etterem oder Kimenet heißen; man sagt mir aber, daß das die Bezeichnungen für „Restaurant" und „Ausgang" sind. Der Stationsname steht an einer anderen Stelle und lautet: Györ. Ich bin eben dabei, mir schon wieder Vorwürfe zu machen. Das scheint doch eine große Stadt zu sein und mir war ihre Existenz noch

Digitized by Google

nicht bewußt. Da sagt der Oberleutnant: „Soll ich Ihnen etwas zu essen bringen, gnädige Frau? Vielleicht die berühmten Raaber Würste, da wir doch in Raab sind?“ Ach so!

Auf dem Bahnhof in Komone (ich kriege heraus, daß es Komone ist) steht ein Zug voll von russischen und serbischen Gefangenen. Ein Herr aus unserem Wagen gibt den Russen gleich Zigaretten und kommt, zur patriotischen Entrüstung der Husarendame, in ein durchaus freundliches Gespräch mit einem russischen Feind, augenscheinlich mosaischer Konfession. Im Abteil daneben sitzen Serben. Sie machen finstere Gesichter und sehen wahrhaftig nicht gut aus. Vielleicht machen sie so einen Eindruck, weil sie eine Art Zuchthäuslermütze tragen. Aber sei das, wie es sei, sie kommen einem neben den gemütlich-stumpfsinnigen Russen bösartig vor und man haßt sie, wenn man hinschaut. Uebrigens zeigt der russische Jude mit einer mimisch inhaltsvollen Daumenbewegung auf sie und sagt: „Sehen Sie, für dieses Gesindel müssen wir auf uns schießen lassen.“ Worauf ein russischer Unteroffizier ein mißbilligendes Gesicht zieht. Er versteht sicher gut deutsch; ist ein großer blonder Kerl, wahrscheinlich aus gebildetem Stande und trägt eine ganz auffallend schöne silberne Armbanduhr. Ich hoffe, drüben in Rußland bleiben die österreichischen Gefangenen auch im Besitz solcher Schmuckstücke.

Budapest. Wie ich in einem Einspänner zum Hotel fahre, passiere ich auf einem Boulevard einem Zug einrückender Reservisten mit einer Fahne. Der Verkehr stockt, an allen Fenstern erscheinen Leute und schreien: éljen! Die jungen Burschen sind mit Bändern und Blumen geschmückt — eine Szene, wie wir sie in Wien zehnmal täglich erleben, aber doch ein bischen anders, lauter, greller gefärbt. Mir fallen, obwohl ich aus dem gesegneten Wien komme, die Kaffeehäuser durch ihre Zahl auf. Vor jedem hängen Fahnen, ungarische, reichsdeutsche und, jawohl, auch schwarzgelbe. Auf den Fensterscheiben kleben bunte Papiere mit den Bildern des ehrwürdigen greisen Herrn, den ich hier mit einiger Anstrengung meiner Gehirnbahnen den König nennen muß und seines deutschen

Digitized by Google

Verbündeten. Sonst — eine schöne, saubere Großstadt, seelenruhig und normal.

Ich gehe zum Abendessen in ein Restaurant. Wie ich auf die Karte blicke, glaube ich doch etwas vom Kriege zu bemerken. Das allerbilligste Fleischgericht kostet nicht viel unter drei Kronen. Ein liebenswürdiger Budapester schwört mir aber, das seien keineswegs Kriegspreise, sondern man bezahle in erstklassigen Wirtshäusern ein Kalbsgulasch auch im tiefsten Frieden so hoch. Auch in Budapest merke man kaum etwas von einer Lebensmittelteuerung, so wenig wie in Wien. Immerhin, nach einigen wenigen Tagen in Pest kommt mir Wien wie eine riesig billige Stadt vor und ich war doch sonst nicht der Ansicht. Freilich, ich bin ein Fremder, kenne mich nicht aus. Aber warum bin ich, ein Oesterreicher, hier in Budapest so absolut in der Fremde? Das ist ein Fehler. Ich beschimpfe mich, finde aber schließlich, bei einer Zigarette (dreizehn Heller kostet sie und ich kann in dem Café keine billigere auftreiben), daß das eben so ist, vor dem Krieg so war: wir kennen einander nicht genügend, wir Bewohner des gleichen Hauses (natürlich, es ist ein Haus mit zwei getrennten Eingängen und zwei Hausnummern.) Dabei, ich kann mir nicht helfen, mir kommt beim Spazierengehen diese fremde Stadt immer so österreichisch vor. Ich ärgere mit dieser Konstatierung meine neuen Budapester Bekannten bis an den Rand ihrer gastfreundlichen Höflichkeit. Sie sind jetzt gewiß voll Freundschaft und Liebe für Oesterreich und manche tragen ein schwarzgelbes Abzeichen, aber österreichisch wollen sie doch nicht aussehen. Und dennoch, besonders der Stadtteil Ofen ist ja doch ganz unverkennbar altösterreichisch. Die Aehnlichkeit mit Prag ist oft verblüffend. Das österreichische Barock ist dort reicher und vielleicht heimischer, aber mir soll jemand einreden, daß diese Straßen und Plätze um die Ofener Burg der Ausdruck anderer Kulturverhältnisse sind, als der Hradschin und so viele andere österreichische Stadtviertel, die ich liebe! Dagegen strebt die moderne Architektur von Budapest sehr bewußt einen eigenen magyarischen Stil an. Ich

Digitized by Google

habe mir erklären lassen, wie ein Architekt (aber er ist ein ungarischer Deutscher) Pflanzenmotive aus der Puszta zur Grundlage seiner Ornamente gewählt hat. Das neue wunderschöne Badeetablissement in Ofen, das Budapest zu einer Kurstadt machen soll, zeigt diese Bauart. Die Kuppeln und Türme der neuen Gebäude scheinen eine Umformung jener steilen Pickelhelme, die schon die alten Skythen getragen haben sollen und in denen heute die Budapester Wachleute recht schmuck, aber einigermaßen romantisch aussehen. Der Effekt dieses gewollten nationalen Baustils ist nicht schlecht, aber vorläufig noch ein klein bischen — gewollt. Jedenfalls ringt diese Stadt, diese Kultur nach einer eigenen Physiognomie, das merkt man auf Schritt und Tritt. Aber sie ringt noch.

Natürlich täte man den Magyaren ein böses Unrecht, wollte man leugnen, daß sie starke eigene Werte haben. Ich denke an den Abend in den Klubräumen der Nationalen Arbeitspartei. Die magyarische Gentry besteht aus Leuten mit Charakterköpfen. Jeder angesehene Politiker, den man mir zeigte, sah auch wirklich aus, wie ein Mensch, der was im Schädel hat. Vor allem er, der Kriegsdiktator von Ungarn, der Mann mit der starken Hand, Stefan Graf Tisza. Jeden Abend kommt er auf einen Augenblick in den Parteiklub und sagt mit kurzen, ehrlichen Worten, was er von der Kriegslage hält. Als ich neben ihm stand und mir seine starken Augen ansah, wußte er (übersetzte man mir) Beruhigendes über den Russeneinfall in den Karpathen zu vermelden. Und am nächsten Morgen stand es in allen Blättern und ganz Budapest glaubte jede Silbe, obwohl es hier nicht weniger berufsmäßige Unken gibt, als in Wien.

Im Ganzen: da ich keinen magyarischen Ton verstehe, konnte ich der Stadt Budapest absolut, aber absolut nicht anmerken, daß wir in schweren Zeiten leben. Der Korso am Donauufer wimmelt von Spaziergängern, die Cafés sind voll, die Nachtlokale blühen. Man hatte mir in Wien einreden wollen, das Budapester Nachtleben habe durch den Krieg sehr gelitten; ich dementiere dieses beunruhigende Gerücht. Der Budapester muß bis

Digitized by Google

elf im Café sitzen, weil um elf neue Kriegsdepeschen ausgehängt werden; um zwei Uhr aber fiedeln die Zigeuner den Prinz Eugen-Marsch („Wollt' dem K ö n i g wiederkriegen" — — —) und die Rakoczy-Hymne und (letzteres in einem seltsamen Puszta-Rhythmus) die Wacht am Rhein so feurig, daß ein Patriot noch lange nicht zu Bett gehen darf. Das Sonderbarste ist, daß im Verlauf der Nacht in Pest immer mehr deutsch gesprochen und gesungen wird. Im Orpheum ist die erste Hälfte des Programms streng magyarisch, dann kommen die mit Recht so beliebten Budapester Komiker deutscher Zunge — (nicht ohne Accent.) Einer in Trainuniform; er macht gutmütige Witze über konfessionelle Verhältnisse in der Traintruppe, wird aber am Schluß bitter ernst, zieht seinen großen Säbel, schreit plötzlich auf magyarisch: Gut und Blut fürs Vaterland! Er ist ehrlich begeistert, das Publikum rast. Und erst, wie das Bild des Kaisers Wilhelm auf die Leinwand projiziert wird! Am Schluß die übliche „Budapester" Posse, natürlich auch nicht ohne patriotische Einlagen. Dann ins Casino de Paris. Es heißt nicht mehr „de Paris", das versteht sich. Wie gesagt, die Zigeuner fiedeln dort; immer abwechselnd Kriegslieder und „Puppchen", oder „In der Nacht." Dann wieder echte magyarische Volksweisen; es ist wunderschön. Unter dem Publikum viele Verwundete. Die Damen tragen Kriegskokarden.

In unserer Loge spricht man ja doch mehr vom Krieg, als von den auftretenden Tangotänzerinnen. (Man tanzt in Budapest immer noch ein bischen Tango.) Die Ungarn reden nicht viel von Galizien, viel mehr von Serbien. In den Köpfen des Volkes sind die Russen nur eine unbequeme Hilfstruppe der verhaßten Serben. Es ist unmöglich, zu schildern, was für Schweinereien man der serbischen Kriegführung nachsagt. Dann wird erzählt, was ein Verwundeter am Donnerstag erzählt hat. Die Heldentaten der Honveds werden gepriesen; man spricht sehr viel mehr von den Honveds, als von den anderen Truppenteilen. Man weiß ja, daß die auch heldenhaft kämpfen, aber die Honveds und speziell die Husaren, beschäftigen die Gemüter am stärksten. Der einfache

Digitized by Google

Mann aus dem Volk sieht in dem Weltkrieg eine Rauferei zwischen den Honveds und dem Universum; natürlich, Vilmos csàszàr, der deutsche Kaiser, ist als eine Art Ehrenhonved auch dabei. Die Gebildeten hingegen sagen: Oesterreich und Ungarn sehen jetzt, wie sehr sie einander brauchen. Nach dem Krieg muß Vieles besser werden, was vorher nicht gut war.

Wir anwesenden Oesterreicher sagen herzlich: ja! Es ist nicht sicher, daß wir uns mit unseren ungarischen Freunden restlos einigen würden, wenn wir jetzt ein politisches Gespräch anfingen, aber daß wir eben kein politisches Gespräch anfangen, das ist schon ein ungeheuerer Fortschritt. Noch das große Feuer des endlichen Sieges — und dann werden wir uns schon einigen. Vorläufig ist eines ungemein wichtig: Man begreift in Budapest, wer und was die Deutschen sind. Man hat schon immer politische Sympathien für das Deutsche Reich gehabt, jetzt aber werden nationale Sympathien für das deutsche Volk daraus. Das bedeutet viel für die politische Zukunft Ungarns.

Nächstens gestehen die Budapester noch offen ein, wie vieles an ihrem Leben deutsch ist — und dann könnten wir gebildeten Oesterreicher eigentlich ein bischen magyarisch lernen, um die Ungarn wirklich gut kennen zu lernen. Es ist ein Skandal: wenn einer von uns nach Portugal oder Schweden kommt, hat er doch eine Ahnung, was eine Aufschrift bedeuten mag. In Ungarn nicht. Ich schlage unmaßgeblich und unpolitisch vor: wenn von nun ab auf einem Budapester Geschäft (oder Postamt) Aufschriften in einer zweiten Sprache angebracht werden, dann, bitte, von nun ab in deutscher, nicht in französischer Sprache. Und was uns selbst betrifft: lernen wir ein bischen magyarisch! Es mag schwer sein, aber es ist durchaus nötig. Wir wollen und wollen einander nach dem Kriege verstehen — wir werden mit den Ungarn Wichtiges zu besprechen haben. Wenn man ihnen nur drei Worte in ihrer Muttersprache sagen kann, sind sie ja so ehrlich entzückt — und verstehen dann deutsch, daß es eine Freude ist!

Digitized by Google

Rußland und die Juden

Eine Studienreise

Von Kurt Aram

X.

Ahasver.

Fast die Hälfte aller Juden der Welt wohnt immer noch in Rußland. Mit ihren fünf Millionen sind sie nach Russen und Polen die stärkste Nation Rußlands. Und doch haben knapp 5% auch nur einigermaßen Bewegungsfreiheit in ihrem Vaterland. Die übrigen 95% hat die russische Regierung in den Ansiedelungspferch gesperrt, 75% davon in das ehemalige Königreich Polen. Und wenn hier auch die Kindersterblichkeit dank der Fürsorge der jüdischen Familie geringer ist als bei der „Grundbevölkerung", so ist die Erwachsenensterblichkeit dafür um so größer. Der Prozentsatz der Juden im arbeitsfähigen Alter beträgt nur 43%, während er bei den übrigen Nationen 57% und 58% der Gesamtzahl ausmacht. Man weiß, wie jammervoll es dem russischen Bauern geht. Wie muß es erst dem russischen Juden gehen, wenn seine Sterblichkeitsziffer im arbeitsfähigen Alter um 15% größer ist.

Bis zum 11. Jahrhundert saßen die Hauptmassen der Juden in Babylonien, bis zum 15. Jahrhundert in Spanien und Südfrankreich und bis zum 18. Jahrhundert in Polen. Als Humanismus und Aufklärung in Westeuropa zu wirken begannen, kehrte ein Teil der Juden aus Polen wieder nach dem Westen zurück, von wo er gekommen war, und dessen Traditionen in den gebildeten Schichten nie völlig erstorben waren. Aber diese Auswanderung bedeutete nicht viel. Erst seit etwa fünfzig Jahren nimmt sie größeren Umfang an, sodaß heute nur noch die eine Hälfte der Juden in Rußland, resp. Russisch-Polen, lebt, während die andere Hälfte sich über die ganze Erde verbreitet hat. Nach der Volkszählung von 1900 kamen auf Oesterreich rund 1 Million 220 000 Juden (davon auf Galizien rund 800 000 und auf Niederösterreich mit Wien 150 000). Nach der Volkszählung von 1905 auf Deutschland rund 600 000 (davon auf Preußen 400 000), auf England 250 000 und auf die Vereinigten Staaten rund 1 Million 700 000 (davon auf die Stadt Newyork rund 1 Million, womit Newyork die judenreichste Stadt der Welt geworden ist). Auf 10 000 Einwohner kommen jetzt in Polen 1405 Juden, in Oesterreich 468, in Deutschland 35, in England 65 und in den Vereinigten Staaten 210. Sie stehen also unter den

Digitized by Google

Großstaaten in dieser Beziehung an dritter Stelle, direkt hinter Rußland und Oesterreich. Noch vor 25 Jahren wohnten in den Vereinigten Staaten nur etwas über 2% aller Juden. Heute sind es 16%. Zählten die Juden hier noch 1880 nur 230 000 Seelen, so hat sich diese Zahl in den folgenden beiden Jahrzehnten verdreifacht, in dem einen Jahrzehnt von 1898—1908 aber sogar um eine ganze Million vermehrt. Während in Deutschland infolge der Assimilation die Zahl der Juden abnimmt, wächst sie in Amerika infolge der Auswanderung ständig. Stammten noch vor drei Jahrzehnten die einwandernden Juden fast ausschließlich aus Deutschland, Frankreich und England, so kommen die jüdischen Einwanderer seit 1900 ebenso ausschließlich aus Rußland, Galizien und Rumänien. Von der schon genannten Million, die in einem Jahrzehnt über amerikanische Häfen eingewandert sind, stammen 660 000 aus Rußland, d. h. 71%, es stammen 159 000 aus Oesterreich, d. h. 17%, und rund 52 000 aus Rumänien, d. h. über 5%. Kaum 5% dieser Rieseneinwanderung kam aus anderen, sagen wir: kultivierteren Ländern. Betrachten wir die Zahlen und Tabellen der amerikanischen Einwanderungsbehörde noch etwas genauer, so finden wir, daß die Einwanderung aus Rußland in den Jahren der drohenden Revolution rapide wächst, nach dem Pogromjahr (1905) den höchsten Stand erreicht mit 125 000 Einwanderen, um dann ganz langsam ein wenig zu sinken. Aber noch 1908 ist der Stand dieser Einwanderung aus Rußland fast doppelt so hoch als in den „Normaljahren" 1899—1902, wo er pro Jahr 37 000 Köpfe betrug. Die Vereinigten Staaten also haben die Wirkung der russischen Pogrome am stärksten und nachhaltigsten zu fühlen. Vor allem Staat und Stadt Newyork. Newyork wurde sozusagen über Nacht von einer Bevölkerung überschwemmt, die bisher mit Gewalt in einer Ghettowelt gehalten wurde, die von moderner Zivilisation so gut wie gar nichts weiß, und die in dem bitteren Kampf um das bischen Brot stumpf geworden ist gegen alles Höhere, soweit es sich nicht um Talmud und Thora handelt. Und darum handelt es sich in modernen Staaten überhaupt nicht mehr.

Es besteht aber noch ein beachtenswerter Unterschied zwischen dieser Einwanderung und jeder anderen, die ja ebenfalls seit Jahrzehnten recht viel unkultivierte Elemente nach Amerika brachte. Sie kehren nämlich, so weit Amerika sie nicht völlig umbildet und amerikanisiert, zu einem großen Teil in ihre frühere Heimat zurück, nachdem sie genug verdient haben. Amerika wird sie so zum guten Teil wieder los. Die polnisch-russischen Juden aber bleiben, schon weil sie keine andere Heimat mehr haben. Ja, wenn Juden aus Amerika nach Europa zurückkehren, so sind dies grade kultivierte Elemente. Im Jahre der großen Geldpanik (1907) wanderte eine halbe Million Menschen aus den Vereinigten Staaten in die alte Heimat zurück, aber nur etwas über 7000 Juden, unter

Digitized by Google

denen der Typus des polnischen Juden sicherlich nicht zahlreich vertreten war. Amerika empfängt also nicht nur die meisten jüdischen Auswanderer aus dem europäischen Osten, sondern es muß sie auch verdauen, da sie dort bleiben. Der Assimilationsprozeß aber kann trotz der großen Anpassungsfähigkeit und Beweglichkeit dieser Elemente nur sehr langsam vor sich gehen. Der Kontrast zwischen der Ghettowelt, aus der sie kommen, und der neuen Welt, in die sie geraten, ist denn doch gar zu gewaltig. Kein Wunder, daß die Amerikaner dieser Invasion gegenüber nachgerade nervös werden. Namentlich die Newyorker. Man versteht das um so besser, wenn man, wie ich, vor zwei Jahren im Zwischendeck nach Amerika fuhr, sich mehrere Monate in Newyork als Handarbeiter versuchte und dabei mit diesen Elementen auch persönlich in Berührung und Beziehung kam. Weiß das „Greenhorn" nämlich gar nicht mehr aus noch ein, dann holen sich sehr viele in der Bowery Rat, was sie anstellen sollen, um zu irgend einem Verdienst zu kommen. Auch ich bin gar manches Mal mit Arbeitskameraden dort gewesen, um mir Rat zu holen. Die Bowery war von jeher die große Einwandererstraße. Erst saßen die Iren dort, dann die Deutschen. Es folgten die Italiener und die Südslaven. Und jetzt sitzen die russischen Juden dort, untermischt mit Italienern und Südslaven, denn die Andern sind längst weiter gezogen. Nun, an Ratschlägen fehlte es nicht. Aber sie standen nur selten im Einklang mit den „europäischen Redlichkeitsbegriffen." Man wurde gegen ein Geringes in der Kunst unterwiesen, gefärbtes Wasser als Limonade zu verkaufen oder das verlockendste Fruchteis ohne Früchte herzustellen und dergleichen. Die Ratschläge liefen fast immer darauf hinaus, einen Gegenstand, dessen Herstellungskosten zwei Cent betrugen, für zwanzig Cent abzusetzen. Die Leute waren groß in derlei Kniffen und Schlichen. Es ist ja auch das einzige, was sie unter russischem Regime lernen konnten, und derlei verlernt sich auch unter anderen Verhältnissen nicht so leicht.

Die Leute müssen erst von Grund aus umerzogen werden. Bei ihren Kindern, die außerhalb des Ansiedelungsrayons groß werden, ist das erreichbar; wer aber kann sich die Kraft zutrauen, alle die ausgewachsenen Menschen, die das jammervolle Leben, das sie bis zur Stunde der Auswanderung führten, zu dem gemacht hat, was sie sind, von Grund aus umzuwandeln? Das vermag überhaupt kein Einzelner, das vermag nicht einmal ein einzelner Staat. Das bringt wiederum nur das Leben selbst fertig. Das aber nimmt sich Zeit, viel Zeit. Und das setzt wiederum bei den Menschen, die in diesen Assimilationsprozeß mitverwickelt sind, und das ist nachgerade die ganze gesittete Welt, unendlich viel Geduld und Güte voraus. Man kann solche Güte und Geduld ja fordern, aber damit ist sie leider noch nicht vorhanden; und das um so weniger, als sich aus Rußland ja immer neuer Nachschub völlig unassimilierter Elemente über

Digitized by Google

die Zivilisation ergießt und immer weiter ergießen wird, so lange es sein System nicht ändert. Der Assimilisationsprozeß kommt also nie zur Ruhe, sondern muß immer wieder von vorne anfangen. Ein fast verzweifelter Zustand. Diese russischen Unglücksmenschen sind wirklich vom Schicksal gezeichnet wie niemand sonst. Müssen sie in Rußland dafür büßen, daß sie arm sind, so müssen sie als Auswanderer für Eigenschaften büßen, für die man in erster Linie nicht sie selbst, sondern ganz jemand anders verantwortlich zu machen hat. Wahrlich, eine bitter grausame Illustration zu der düsteren Sage von Ahasver, dem ewigen Juden.

Sogar zwischen ihnen und ihren Glaubensgenossen klafft eine unüberbrückbare Kluft. Da Unverstand und Haß sich nun einmal häufiger finden als Verstand und Liebe, werden die Juden Europas und Amerikas, die so gute Europäer und Amerikaner sind wie andere Europäer und Amerikaner auch, mit verantwortlich gemacht für ihre Glaubensgenossen aus dem Osten; und es bleibt ihnen gar nicht viel Anderes übrig, als dazu den Mund zu halten, denn wer wird in gleicher Lage, wenn er noch eine Spur von Achtung vor dem eigenen Blut besitzt, den mißachteten Bruder, mag ihn das Unglück noch so sehr entstellt und verunstaltet haben, ohne weiteres preisgeben und fallen lassen? Das tut weder ein anständiger Mensch noch eine anständige Rasse. So gut ich als Germane jeden Deutschen verachten würde, der laut und öffentlich mitschimpfte über von irgend einer Allgemeinheit bedrängte Stammesgenossen, mögen sie mir persönlich auch noch so wenig sympathisch sein, so verächtlich fände ich den Europäer oder Amerikaner jüdischen Glaubens, der sich laut und öffentlich zu einem verächtlichen Urteil über den „polnischen Juden" bekennen würde. Aber ich nehme als selbstverständlich an, daß er sich innerlich durch diese Unglücksmenschen gerade so beunruhigt fühlt wie andere zivilisierte Menschen, und daß er mit allen Andern nach einem Ausweg aus der verfahrenen Situation sucht, die immer verfahrener und unhaltbarer wird, je länger sich das absolutistische Regime in Rußland hält.

Was Amerika nervös macht, beunruhigt ja auch Europa. Am fühlbarsten wird das in Rumänien, des riesigen Rußlands kleinem Nachbarn, der sowieso an kulturell rückständigen Massen zu laborieren hat, denn von den sechs Millionen Einwohnern Rumäniens wohnen immer noch 90% außerhalb der Städte, und darunter befinden sich allein 200 000 Zigeuner, die man ja wohl ohne weiteres als unzivilisiert bezeichnen kann. In diesem noch recht östlich gelegenen Lande der wenigen Städte ist natürlich auch das geistige Niveau der eingeborenen Juden niedriger als in den westlicheren Gefilden Europas. Nach meinen Beobachtungen ist es auf dem Lande sogar kaum wesentlich verschieden von dem

Digitized by Google

des „polnischen Juden." Nach der Volkszählung vom Jahre 1899 kamen in Rumänien auf 10 000 Einwohner 448 Juden. Das ist doppelt so viel wie in Amerika und fast so viel wie in dem großen Oesterreich. Nun würde der Abfluß russischer Juden aus Bessarabien, namentlich nach dem Pogromjahr, ganz unzweifelhaft außerordentlich groß sein, wären die Aussichten dieser Juden in Rumänien nur um einiges besser als in Rußland. Um das zu verhindern, griff Rumänien zu einer Gewaltmaßregel. Es stellte die einheimischen Juden unter Ausnahmegesetze, auf daß die Fremden nur ja keine Lust bekämen, herüberzukommen. Für einen zivilisierten Staat selbstverständlich eine durchaus unmoralische und verwerfliche Handlung, wenn auch immerhin erklärbar als ein recht verzweifelter Akt der Notwehr. Aber ich kann nur dem das moralische Recht zur sittlichen Entrüstung über Rumänien zusprechen, der sich mindestens ebenso energisch und nachhaltig über Rußland entrüstet, das bei seinen 160 Millionen nicht einmal den geringsten Vorwand hat, sich vor 5 Millionen Juden zu fürchten und sie unter solchem Vorwand zu knechten. Wenn man aber dem kleinen Rumänien gegenüber den Mund gar so voll von sittlicher Entrüstung hat, während man dem großen Rußland gegenüber kuscht, so imponiert mir das nicht. Diese Entrüstung hat nicht mehr Wert, als wenn du Himmel und Hölle in Bewegung setzst, wenn dich irgend ein armer Teufel um eine Mark betrügt, aber dem Dieb gegenüber, der Millionen gestohlen hat, den Mund hältst. Eine solche Entrüstung scheint mir denn auch jeder sittlichen Kraft zu entbehren. Aehnlich aber verfährt man vielfach, je nachdem es sich um das kleine Rumänien oder um das große Rußland handelt.

Nächst Rumänien bekommt in Europa Oesterreich schon dank seiner geographischen Lage die Wirkung des russischen Systems am deutlichsten zu fühlen. Hier gibt es selbstverständlich keine Ausnahmegesetze gegen die Juden. Der starke Anprall russisch-jüdischer Massen aber zeigt sich hier einmal in der starken Abwanderung aus Galizien und dann in einem ständigen, unbezweifelbaren Anwachsen noch nicht europäisierter Kreise, die bis weit nach Deutschland hinein ihre Wellen ziehen. Auch in Paris ist im letzten Jahrzehnt ein ausgesprochen russisch-jüdisches Ghetto entstanden, das Kenner auf 100 000 Menschen einschätzen. Für London läßt sich der Frage nicht mit Zahlen beikommen, da England keine Volkszählung mit konfessioneller Scheidung kennt. Aber Sachverständige im Ansiedelungsgebiet behaupten auf Grund eigener Erfahrungen und Beobachtungen in den Auswanderungskommissionen, daß sich auch nach London ein starker Strom solcher Auswanderer ergießt. So ist jetzt dank russischer Regierungsweisheit aus einer russischen Frage eine Weltfrage geworden, welche die ganze gesittete Welt angeht und sie beschäftigen muß, bis das schmerzhafte Problem seine Lösung findet und diese Schande von ihrem Haupte genommen

Digitized by Google

ist, die jedem anständigen Menschen, der Bescheid weiß, die Röte der Scham und der Empörung ins Gesicht treibt.

Wir haben Schiedsgerichte verschiedenster Art, sogar internationale, wir schließen uns jeweils zu einer Liga zusammen, rühmlicher Weise sogar zu einer solchen gegen den barbarischen Vogelmord, mag er nun Wachteln oder Reiher gelten, überall gibt es Tierschutzvereine, — sollte da nicht auch eine wirksame Instanz zum Schutz gegen sinnlose Menschenquälerei geschaffen werden können, eine Liga gegen barbarischen Menschenmord, wobei hingestellt bleiben mag, ob die moralischen Quälereien der Judengesetzgebung oder die Pogrome schändlicher sind, sollte sich nicht ein Schiedsgericht zusammenbringen lassen, sogar ein internationales, zusammengesetzt aus Männern und Frauen von sittlicher Kraft und moralischem Gewicht? Ich bin sicher, man hätte dabei das ganze gebildete Rußland auf seiner Seite, das eingesperrt, verbannt und mit Zwangsarbeit schon dann bestraft wird, wenn es nichts weiter will als eine Konstitution, eine Einrichtung, die jetzt sogar Türken und Chinesen haben. Ich bin gewiß, es gibt noch genug charakterstarke Menschen auf der Welt, die nicht unter allen Umständen auf die bissige Alltagserfahrung schwören: „Gehe auf die Straße und predige dem einen Moral, dem andern aber schenke einen Schilling, und dann gib acht, wer dir am meisten Respekt bezeigt."

Der Brunnen im Maulbronner Kreuzgang

Von Hermann Hesse

Nach zweiundzwanzig Jahren fuhr ich zum ernstenmal wieder mit der kleinen Bahn durch die sommerlichen Waldhügel der Maulbronner Gegend, stieg an der verschlafenen Haltestelle aus und wanderte durch den feuchten Wald nach Maulbronn hinüber. Ich roch den bitteren Laubgeruch, ich sah zwischen Buchenzweigen den Elfinger Berg und den runden Eichenhügel über Weinbergen und die Spielplätze meiner Schülerzeit liegen, ich sah im warmen Dampf des Tales hinter Lindenwipfeln die spitze Turmnadel erscheinen, und ein Stück vom langen Kirchendach, und es strömte mir aus hundert plötzlich brechenden Dämmen unsagbares Gefühl des Wiedersehens entgegen, Erinnerung, Mahnung, Reue. Bangigkeit des Alt-

Digitized by Google

gewordenen, tiefe Liebe, aufgeschreckte Sehnsucht auf flatternden Flügeln taumelnd. O Tal, o Wald, o Spielplatz bei der Eiche!

Und in der schwülen Hitze niedersteigend nahm ich mein Herz zusammen und schritt in festem Takt, an der alten Post vorüber durch's Tor hinein, auf den Klosterplatz und über ihn weg den Linden, dem Brunnen und dem „Paradies" entgegen, sah Platz und Gebäude in seliger Halbwirklichkeit stehen, genau nach dem Bilde meiner Erinnerung gestaltet, hörte warm und dumpf in den blühenden Linden Bienenvölker sumsen, trat unterm hohen runden Bogen durch in's „Paradies", stand überrascht von regungsloser Steinkühle umwittert, trank tief den ernsten Wohllaut der Fensterbogen und schlanken lebendigen Pfeiler, sog kalte Klosterluft in tiefem Zug und wußte plötzlich alles, alles wieder, jede Treppe und Tür, jedes Fenster, jede Stube, jedes Bett im Schlafsaal, den Geruch des Gartens und den der Klosterküche, und den Ton der Morgenglocke!

Es war alles wieder da, es fehlte nichts, ich konnte hier blindlings weiter gehen und jeden Weg im Dunkeln finden wie vor zweiundzwanzig Jahren. Ich atmete befreit die süße Seltsamkeit — — Heimatluft, dem Heimatlosen und Wanderer so selten, so wirklich, so neu! Als wäre eine längst zerbrochene und beiseit gestellte Kostbarkeit über Nacht wieder ganz und schön und mir zu eigen geworden. Als stünden liebe Tote neben mir und sähen mir in die Augen, lächelnd, daß ich sie tot geglaubt. Als wäre nun alles wieder vorhanden, was die fern und fabelhaft gewordene Jugend einst so vertrauensvoll und tröstlich und reich gemacht: ein Vaterhaus, eine Mutter, Kameraden, phantastisch lockende Zukunft.

Vom ersten Rausch genesen ging ich später weiter, dahin, dorthin, ohne Eile, kleine vertraute Gänge im Frieden der wohlbekannten Nähe. Ueberall lebendige Erinnerung, und hinter ihr, wie Reste alter Bilder hinter späterem Verputz, hier und dort Reste tieferer Erinnerung aufleuchtend, Bruchstücke unbewußten Seelenlebens von damals, überwuchertes Fortklingen tiefster Erlebnisse aus der sagenhaften Knabenzeit, da noch Unerhörtes zu

Digitized by Google

erleben und Ungeheueres zu erproben war. Wohin ist das alles? Was ist daraus geworden? Wenig, wenig.

Aber eines hatte ich vergessen, das kam erst zu seiner Stunde wieder hervor.

Da drehte ich, zur Zeit wo niemand sonst die verschlossenen Teile des Klosters betreten darf, leise den dicken Schlüssel in der schweren Tür und öffnete behutsam die Pforte zum Kreuzgang. Auch hier nichts, was nicht im Gedächtnis treulich vorgezeichnet lag: gotisches Gewölb und reiches Fensterwerk, rötliche und graue Steinfliesen mit gemeißelten Grabsteinen dazwischen, Wappen und Abtstäbe, geheimnisvollverwitterte Farbenflecke im alten Verputz, zwischen steinernen Fensterkreuzen in beruhigtem Licht das satte Grün der Gebüsche, zwei, drei Rosen dazwischen zärtlich und traurig leuchtend.

Nun aber, da ich gegen die Ecke schritt, klang mir eine selig seltsame Musik entgegen, leichte traumhafte Geistertöne mehrstimmig in versunkener Monotonie, nicht fern noch nah, wundersam und selbstverständlich, als klänge die Harmonie des Bauwerks ernst und innig in sich selbst wieder.

Ich tat noch einen Schritt, und zwei, eh' der Klang mein Bewußtsein erreichte. Da stand ich still und mein Herz begann zu zittern, und wieder tat die Erinnerung feierliche Tore auf, höhere, heiligere als zuvor, und ich wußte wieder! Du Lied meiner Jugendzeit! Kein Ton der Welt, kein heimatliches Kirchengeläut und keine Menschenstimme von denen, die noch leben, spricht so zu mir wie du, Lied meiner Jugend, und dich hatte ich vergessen können!

Verwirrt und beschämt trat ich den Wunder näher, stand am Eingang der Brunnenkapelle und sah im klaren Schatten des gewölbten Raumes die drei Brunnenschalen übereinander schweben und das singende Wasser fiel in acht feinen Strahlen von der ersten in die zweite Schale, und in acht feinen klingenden Strahlen von der zweiten in die riesige dritte, und das Gewölbe spielte in ewig holdem Spiel mit den lebendigen Tönen, heut wie gestern, heut wie damals, und stand herrlich in sich begnügt und vollkommen als ein Bild von der Zeitlosigkeit des Schönen.

Digitized by Google

Viele edle Gewölbe haben mich beschattet, viele schöne Gesänge mich erregt und mich getröstet, viele Brunnen haben mir, dem Wanderer, gerauscht. Aber dieser Brunnen ist mehr, unendlich viel mehr, er singt das Lied meiner Jugend, er hat meine Liebe gehabt und meine Träume beherrscht in einer Zeit, da jede Liebe noch tief und glühend, da jeder Traum noch ein Sternhimmel voll Zukunft war. Was ich vom Leben hoffte, was ich zu sein und zu schaffen und zu dulden dachte, was von Heldentum und Ruhm und heiliger Künstlerschaft meine ersten Lebensträume erfüllte und bis zum Schmerz mit Reichtum überschwoll, das alles hat dieser Brunnen mir gesungen, das hat er belauscht und beschützt.

Und ich hatte ihn vergessen! Nicht die Kapelle mit dem Sterngewölb und den überschlanken Fenstersäulen, und nicht die Brunnenschalen und die lichte grüne Garteninsel inmitten der schweigenden Mauern. Aber das Brunnenlied, den süßen gleichschwebenden Zaubergesang der sanft herabfallenden Gewässer, den Hort und Schatz meiner frühesten und reinsten Jünglingssehnsucht, ihn hatte ich vergessen. Und stand nun still und traurig im vertrauten Heiligtum, und fühlte jede Sünde und jeden Verderb in mir tief und unauslöschlich, und hatte nicht Heldentum noch Künstlerschaft erworben, die an jenen Träumen zu messen wäre, und wagte nicht, mich über den steinernen Rand zu beugen und mein eigenes Bild im dunkeln Wasser zu suchen. Ich tauchte nur die Hand in's kalte Gewässer, bis sie fror, und hörte das Lied des Brunnens in die Gartenstille und in die langen, toten Steinhallen strömen, hold wie einst, für mich aber voll tiefer Bitternis.

„Es muß für dich ein wunderliches Gefühl sein", sagte später mein Freund, „hier herumzugehen und an damals zu denken. Damals warst du ja voll von Sehnsucht nach der Welt und nach der Kunst, und voll Zweifel, du wußtest ja nicht, wie alles sich einmal erfüllen würde. Und jetzt kommst du zurück aus der weiten Welt, aus deiner Arbeit, aus einem Künstlerleben mit Reisen und Festen und Freunden ..."

„Ja, es ist wunderlich", konnte ich nur sagen.

Digitized by Google

Dann setzte ich mich noch einmal unter den hohen Linden nieder, stieg noch einmal zum alten Spielplatz bei der Eiche hinauf, schwamm noch einmal im tiefen See, und reiste weiter, und wenn ich seither an Maulbronn denke, dann sehe ich wohl den Faustturm und das „Paradies", den Eichenplatz und den spitzen Kirchturm wieder, aber es sind nur Bilder, und sie kommen nicht recht zu Glanz und Leben vor dem sanften Brunnengeläut in der Kreuzgangkapelle und vor jenen Erinnerungen, die hinter den anderen Erinnerungen stehen wie die Reste alter heiliger Malereien hinter der Tünche einer Kirchenwand.

Offner Brief

an Herrn Giuseppe Prezzolini

Herausgeber der Voce nuova in Florenz

Von Arthur Bonus

Verehrter Herr Prezzolini!

Gestatten Sie mir einige Worte um der Hochachtung willen, die ich Ihnen entgegenbrachte.

Was mich betroffen macht, ist nicht, daß Sie eine österreichfeindliche Stimmung in Italien zugeben und wie Sie sie erklären. Die habe ich immer gekannt. Ich glaube beobachtet zu haben, daß sie in Ihren Schulen gepflegt wird.

Aber darum handelt es sich jetzt nicht. Darüber durfte man fünfunddreißig Bündnisjahre lang disputieren. Nur gerade jetzt nicht. Ich zähle in Ruhe darauf, daß der hochentwickelte moralische Sinn, den ich bei Gelegenheit Ihres Prozesses an Ihnen bewunderte, versteht, was ich sagen will.

Ich kann Ihre allgemeine Stimmung sehr gut verstehen. Ich könnte sie noch besser verstehen, wenn die Italiener in Oesterreich es so hätten, wie die Deutschen in den russischen Ostseeprovinzen oder die Schweden in Finnland oder die Juden in ganz Rußland. Denn für die Italiener in Oesterreich sind die gesetzlichen Möglichkeiten positiver Einflußnahme gegeben, für die Deutschen, Schweden, Juden in Rußland nicht.

Nationale Abgrenzungen lassen sich nie so glatt vollziehen, daß nicht Teile über die Grenze ragen. Ich füge hinzu, daß es vom Standpunkt der Kultur und ihrer Zukunft nicht einmal wünschenswert ist.

Digitized by Google

Wir haben den Franzosen, denen wir in der Zeit der französischen Religionsverfolgungen eine Zuflucht bieten durften, sehr viel zu verdanken. Polnischer Blutmischung schulden wir einige unsrer blendendsten Talente (Nietzsche!), ähnlich italienischem, dänischem, englischem, jüdischem Blut. Ich würde es geradezu als einen großen Schaden empfinden, wenn der italienische Einfluß in dem deutsch-slavisch-italienisch-ungarisch-rumänischen Mischstaat, den wir Oesterreich-Ungarn nennen, ausgeschaltet werden sollte. Diese Mischstaaten wie die Schweiz und Oesterreich sind für die zukünftige Einigung und Versöhnung des Abendlandes so wünschenswert, ja, so nötig, daß man sie schaffen müßte, wenn sie nicht schon da wären. Wie sollte ein Freund Ihres Volkes gerade den Italienern die Teilnahme an so wichtiger Kulturarbeit erlassen wünschen!

Lassen Sie mich sagen, daß mir diese Gedanken nicht bei dieser Gelegenheit, sozusagen ad hoc, kommen, sondern daß sie Leitgedanken meiner Auffassung von Kulturpolitik sind, solange ich diesen Dingen nachdenke. Ein jedes Volk soll ganz es selbst sein, wir Deutschen müssen unsere geistigen Güter so germanisch wie möglich, Sie die Ihren so italienisch wie möglich haben. So, ganz in uns selbst fest, müssen wir Freunde sein. Dergleichen Völkerfreundschaft besteht in der Schweiz, sie sollte auch in Oesterreich möglich sein. Daran zu arbeiten stelle ich mir als das befriedigendste Werk vor, das ich erdenken kann. Es ist unmittelbare Zukunftsarbeit, Arbeit an den Vorformen der „Vereinigten Staaten von Europa-Amerika", die wir erstreben und für die wir während dieses Kriegs die Stimmung erwecken müssen, damit es nach dem Krieg nicht schlimmer werde, als es vorher war, sondern Anfänge eines Neuen da seien.

Nichts ist so traurig jetzt, als zu sehen, wie die wichtigsten Kulturgedanken in diesen Zeiten nur rein als Stinkbomben benutzt werden, um dem Gegner einen schlechten Geruch zu schaffen, wie eben jetzt die Unverletzlichkeit alter Baudokumente von denen, welche hinter ihnen hervorschießen, um dann vor der Kulturwelt zu protestieren, oder welche den Franktireurkrieg organisieren und alle möglichen wilde Völkerschaften auf uns hetzen, um dann uns als Hunnen anzuklagen. (So spreche ich als Deutscher. Sie werden vielleicht auch Fehler unsrerseits anführen können.)

Ihr Volk, und ausgerechnet der Radikalismus Ihres Volkes sollte dürfen den Moskovitismus unterstützen, die einzige wirkliche Kulturgefahr? und das gegen einen liberalen Rechtsstaat? Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie als der ehrliche Mann, den ich in Ihnen achte, eine solche Sache wenigstens nur rein nationalistisch-imperialistisch verteidigen. Kulturpolitisch wäre sie das größte Verbrechen, das ich mir denken kann. Mir scheint aber, daß auch unter dem nationalegoistischen Gesichtspunkt die Rechnung falsch wäre.

Digitized by Google

Japan und die Türkei

Ein Studium der mit der letzten Post eingetroffenen amerikanischen Blätter bietet einen neuen und eigenartigen Einblick in die Beziehungen, die sich zwischen Japan und der Türkei entwickeln könnten, sobald die Türkei sich auf Seiten Deutschlands und Oesterreichs stellen würde. Sowohl von Seiten des türkischen, wie des japanischen Diplomaten-Vertreters in Washington liegen hierzu wichtige authentische Aeußerungen vor, die im gegenwärtigen Augenblick um so interessanter sind, weil sie manche Gesichtspunkte beleuchten, die bisher in der deutschen Presse kaum öffentlich debattiert worden sind. Man hat allerdings auch zu bedenken, daß diese Aeußerungen auf die Zeit vom 6. bis zum 10. September zurückgehen und daß sich in der Zwischenzeit manches geändert haben kann.

Zu der Frage, *werden die Japaner evtl. auch für den Schutz der britischen Interessen in Persien herangezogen werden*, hat sich die japanische Botschaft folgendermaßen geäußert: „Die Japaner sind durch das Bündnis mit England an sich nicht gehalten, Truppen zum Schutz englischer Interessen in Indien oder Persien zu entsenden, aber Japan würde sich für den Fall der Kriegesverwicklung der Türkei von dem weiteren Geiste des Vertrages und auch von dem Gefühl einigermaßen leiten lassen, daß, wenn die vitalsten Interessen seines Verbündeten in Asien gefährdet seien, es zu Hilfe eilen müsse, wo auch immer es gewünscht würde.

Die offizielle Auffassung der türkischen Regierung hat der Botschafter A. Russem Bey dem amerikanischen Staatssekretär Bryan dahin formuliert, daß er zugebe, wenn die Türkei sich auf Seiten Deutschlands und Oesterreichs stellte, sie ihre Operationen in britischen und russischen Besitzungen möglichst weit ausdehnen würde. Es sei in diesem Falle auch nicht unwahrscheinlich, daß man in Aegypten einfallen werde. Sicher sei, daß dann Bulgarien zur Türkei stehen würde, aber Rumänien sei ein unbekannter Faktor. Von Griechenland sei ihm bekannt, daß es seine Armee mobilisiert habe und bereit sei, auf die Türkei zu Wasser und zu Lande loszuschlagen.

Ein Rückblick auf diese Aeußerungen zeigt, daß Japan für den Fall, daß die Türkei durch einen Angriff auf Persien und Indien gleichzeitig einen Schlag gegen Rußland und England unternimmt, es durchaus nicht unwahrscheinlich ist, daß Japan bereit ist, im persischen Meerbusen den Schutz der englischen Interessen zu übernehmen. In Washingtoner Diplomatenkreisen wurde bereits am 4. September davon gesprochen, daß England Japan um den Schutz britischer Interessen in Persien angehen würde. Ob dies bereits geschehen ist, und ob Japan bereits einen Teil seiner Flotte nach dem persischen Golf dirigiert hat, entzieht sich einstweilen unserer Kenntnis. Soviel ist wohl sicher, daß Japan eher diese Seeoperation übernehmen würde, als eine Unterstützung der verbündeten Mächte auf französischer oder russischer Erde, von der in der letzten Zeit wiederholt gesprochen wurde, was aber Kenner japanischer Verhältnisse bisher für durchaus unwahrscheinlich halten.

N. Hansen

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Indien vor dem Weltkrieg — und nachher

Von Richard A. Bermann

Einige Monate vor der Weltkatastrophe fuhren wir, eine Gesellschaft von Deutschen, Amerikanern, Franzosen, Russen, Engländern in einem schönen Touristen-Extrazug der Hamburg-Amerikalinie vergnügt und einträchtig kreuz und quer durch Indien. Nachher, auf der Heimreise, saß man allabendlich auf dem Promenadendeck oder im Rauchsalon und sprach über das Land Indien. Ich erinnere mich, wir alle, ohne Unterschied der Nationalität, waren voll Bewunderung für die Engländer: welche Kunst, den indischen Erdteil so zu beherrschen!

Natürlich, Spuren von Unzufriedenheit hatten wir auch bei unserem flüchtigen Besuch nicht übersehen können. Die Zeitungen, die man uns auf den Stationen verkaufte, waren entweder Blätter der indischen Engländer oder englisch geschriebene Eingeborenenblätter. An langen, heißen Eisenbahntagen lasen wir sie bis zu den Annoncen. Und bald hörten wir deutlich zwei Halbchöre aus dem Chorus hervor. Der eine, der angloindische, sang und sang: Man gibt den Natives zuviel nach, sie werden täglich frecher! Sie wachsen uns noch über den Kopf, wenn man sich in London nicht besinnt! — Der andere Halbchor schrie lauter: Indien den Indern! Schrie es, vom Himalaya bis zum südlichen Kap, in vortrefflichem Englisch.

Auf der einen Seite weiße Kolonisten, nachgerade nicht mehr fremd im Lande, an das Klima angepaßt, in ihrer Physis schon ein wenig vom reinen englischen Typ verschieden, Kolonialengländer. Gewohnt, von ihrem Kalkutta aus die schwarzbraune Masse der Verachteten nicht ohne Wohlwollen, aber herrisch zu

Digitized by Google

regieren. Tief überzeugt vom Wert ihres (allerdings kaum mehr restlos reinen) Europäerblutes. Sahibs, Herren.

Auf der anderen Seite 370 Millionen Menschen — noch immer keine indische Nation, sondern eine ungeeinte Masse. In Agra standen, so lasen wir, eben Mohammedaner und Hindus vor dem Richter, weil sie im letzten Moharrem einander angefallen hatten. In Benares zeigte man uns im Gewühl des Basars Töpfer, die an der Drehscheibe stehen und Töpfer, die sitzen. Die Familien dieser zwei Kasten von Töpfern, hörten wir, dürfen nicht untereinander heiraten. Kaste bleibt Kaste. Eine indische Nation? Haben all diese wimmelnden braunen Millionen überhaupt etwas mit einander gemein?

O ja, etwas: die englische Herrschaft. Erst, seitdem ihre Intelligenz englisch gelernt hat, können Inder aus verschiedenen Gegenden einander verstehen. Können Madraser Hindublätter in Benares gelesen werden. Kann sich alljährlich ein indischer Nationalkongreß versammeln: Es wird auf englisch gegen England agitiert. Unterdessen industrialisieren die Engländer das Land, bauen Eisenbahnen, sprengen die gewerbliche und lokale Beengtheit, aus der das Kastenwesen hervorwuchs. Schon gibt es hunderttausende von „aufgeklärten" Hindus. Fast lauter englandfeindliche Revolutionäre, aber durchsetzt von englischer Bildung, englischen politischen Ideen. Der bengalische Babu konspiriert und schmeißt Bomben, aber was will er? Ein freies indisches Parlament, streng nach englischem Muster. Das ist keine indisch-nationale Regierungsform. Die Engländer haben in Indien eine Oberschicht europäisiert. Sie haben sich Feinde erzogen — aber anglisierte Feinde.

Und — so sprachen wir an jenen Abenden — diese Briten sind großzügig. Sie führen selbst Provinzialparlamente ein. Sie dezentralisieren die Verwaltung. Die Londoner Regierung bricht mit der angloindischen Tradition, verlegt den Sitz des Vizekönigs von dem englischen Kalkutta nach der alt indischen Kaiserstadt Delhi, zeigt damit den aufgebrachten Kolonialengländern, daß Indien nicht mehr für sie und durch sie regiert werden soll. Macht

Digitized by Google

aus einer zusammeneroberten, genial geräuberten Satrapie langsam einen Staat, obwohl sich dadurch auch eine Nation bilden muß, die einst den Staat beherrschen wird. Die Engländer meinen: bis dahin ist das eine angelsächsisch angehauchte Asiatennation. Leute, die nur in englischer Sprache auf uns schimpfen können, genieren uns nicht!

Wie in Irland, wie im ganzen Weltreich, scheint die Periode der Aussaugung und Ausbeutung vorbei. Es soll ein durch parallele, aber selbständige Interessen geeintes Imperium geschaffen werden. Ein Trust von Ländern mit angelsächsischer Verfassung.

Unterdessen macht Indien eine Periode des Uebergangs durch, die nicht ohne Gefahren ist. Die halbgebildete Oberschicht ist zwar noch nicht regierungsfähig, fühlt sich aber trotz allen Konzessionen zurückgesetzt. Die weißen Kolonisten sind wieder wütend über die Konzessionen. Die Masse der Hindus, sanft und mittelalterlich, wittert in der Zivilisation Attentate auf die bizarr entartete Religion und die teuere Kastenwirtschaft. Die Mohammedaner, seit jeher das Staatsvolk von Indien und seit 1857 der britischen Herrschaft treu, sollen noch fester an die Regierung geknüpft werden; daher die Uebersiedlung nach Delhi, der Stadt der islamitischen Großherren von Indien. Aber auch die Mohammedaner lesen schon Zeitungen: darin stehen böse Dinge über die Beziehungen des Khalifen in Stambul zum Kaiser von Indien.

Es geschieht etwas Unerhörtes. Während der Prozeß von Agra noch dauert, beschließt in Lucknow die Allmohammedanische Liga, die indischen Muselmanen seien Freunde und Brüder der Hindus. Die Hindus von der nationalistischen Couleur lassen sich das nicht zweimal sagen. In Karachi tritt der Indische Nationalkongreß zusammen; zum achtundzwanzigsten Mal versammelt er sich, aber zum ersten Male wählt er einen Mohammedaner zum Präsidenten, den Nawab Syed Muhammad Sahib Bahadur, der nicht nur vom Propheten abzustammen sich rühmt, sondern auch bestimmt ein Urenkel des schrecklichen Sultans Pippu ist, des ärgsten Feindes, den England in Indien je hatte. Hindus und Moslems

Digitized by Google

fraternisieren auf dem Kongreß (in englischen Lauten). Die Wut über den Balkankrieg hat die allzeit getreuen Mohammedaner den Feinden des Kaisers von Indien in die Arme getrieben. In Delhi entdeckte die Polizei ein Komplott und mußte nicht nur Hindus, sondern auch Mohammedaner verhaften.

So standen die Dinge, als unser Schiff heimwärts dampfte. Wir sagten abends im Rauchzimmer: Eine gefährliche Uebergangszeit, aber die Engländer sind zu stark! Ihre militärische Position ist unvergleichlich besser als 1857, da jeder Truppendampfer erst ums Kap herum fahren mußte. Ihre politische Position hat sich auch gebessert. Sie hören zusehends auf, Unterdrücker zu sein. Der wütendste indische Nationalist erkennt, daß die englische Verwaltung viel Gutes hat. Freilich, wenn die britische Balkanpolitik den Islam zur Verzweiflung treibt, dann könnte es in Indien Unruhen geben. Aussicht auf einige Dauer hätten sie nur, wenn England in Europa und in Südafrika Schwierigkeiten bekäme. Im Falle eines Weltkriegs ...

Wir nahmen die Zigarre aus dem Mund, um lachen zu können, harmlose Europäer vom Frühjahr 1914, die wir damals waren.

Jetzt, da über uns der Winter hereingebrochen ist, wäre vielleicht noch Folgendes zu sagen: England hat einen furchtbaren Rückfall in seine alten egoistischen Ausbeutergewohnheiten erlitten. Es zerstört in der ganzen Welt den Glauben an die kühle Güte der angelsächsischen Weltorganisation. In Indien sicherlich auch. So durchtränkt vom britischen Reichsgedanken ist dieses hungerleidende Land noch nicht, daß es mit besonderem Vergnügen Geld und Blut für — den Bestand Serbiens opfern möchte. Die nationalistischen Babus müssen außer sich sein. Die Mohammedaner noch viel mehr. Nicht umsonst bringt man mohammedanische Sepoys nach Frankreich. In Frankreich gibt es keine Mullahs, die im Namen des Khalifen geheime Botschaften bringen könnten. Aber sogar Hindutruppen sind gegen Deutschland entsendet worden. Der Aufstand von 1857 brach unter anderem deswegen aus, weil bengalische Hindus sich nicht über das „Schwarze Wasser" schicken lassen wollten.

Digitized by Google

das die Kaste vernichtet. Gut, diesmal lassen die Inder sich in das fremde Land schicken, wo sie um diese Zeit halb erfroren sein müssen. Sie kämpfen unter Englands Fahnen. Vielleicht — natürlich glauben wirs nicht — vielleicht besiegen sie deutsche Truppen. Dann haben sie gelernt, wie man auf weiße Sahibs schießt. Die komische Paradearmee des Nisams von Haiderabad ist ja wohl auch dabei? Im Frühjahr standen die Truppen seiner Hoheit stramm, wenn ein deutscher Tourist vorbeifuhr. Engländer erklärten uns: das muß so sein, sie müssen Respekt vor jedem Weißen haben. Sie werden in Frankreich viel Respekt bekommen.

Am Ende gar siegen die Engländer trotz der kolorierten Hilfe nicht. Werden geschlagen. Dann sieht ihnen verständnisinnig ein indisches Publikum zu, das sie sich extra aus Asien kommen ließen. 1857 brach der indische Aufstand aus, als man in Indien von englischen Niederlagen im Krimkrieg nur zu munkeln begann.

Ehrlich gestanden, ich glaube nicht, daß sich die Inder schon morgen gegen die englische Herrschaft empören. Aber übermorgen. Sobald genug Derwische durch Persien nach Indien gepilgert sind, um den Mohammedanern Geschichten aus Stambul zu erzählen. Sobald die bengalischen Revolutionäre sich überzeugt haben, daß die englische Armee und die Flotte gerade sehr beschäftigt und daß von Südafrika auch keine Truppen abkömmlich sind.

Vielleicht übermorgen. England könnte Indien kaum halten, wenn es jetzt ernstlich rebellierte. Allerdings, eine indische Nation, ein indischer Staat käme nicht aus dem Aufstand hervor. Dazu ist Indien noch nicht europäisch genug, nicht mehr genug kraftvoll — asiatisch. England hat Truppen aus Indien gezogen, hat seine Machtgrundlagen selbst untergraben. Wie so oft im Verlaufe der Jahrtausende steht Indien wieder einmal wehrlos jedem stärkeren fremden Eingriff offen. Die Japaner können Indien haben, wenn sie nur die Hand ausstrecken. Man würde sie wahrscheinlich mit Jubel begrüßen. England kämpft jetzt für die Asiaten gegen Europa. Werden die Asiaten noch sehr lange für Englands schöne

Digitized by Google

Augen kämpfen? Nur Europäer pflegen seit hundert Jahren immer wieder so dumm zu sein. Vielleicht bleibt der Mikado gegen alle Erwartung und Erfahrung ein zuverlässiger Freund des Kings, auch wenn es ihm schlecht gehen sollte. Vielleicht. Aber Indien ist ein sehr verlockendes Land.

Der bedrohte Burgfrieden

Von Theodor Heuß

Wir haben keine Parteien mehr. Wir werden sie wieder haben, aber freilich weiß niemand, wie sie äußerlich und innerlich durch das Kriegserlebnis gewandelt sein werden. Den lebendigen Willen, der mit geschichtlichem Denken gepaart ist, drängt es heute schon oft genug, das Kommende mit Absicht und Möglichkeiten zu stützen. Doch schweigt man. Die Parteien haben darauf verzichtet, in den Nachwahlen um Mandate zu streiten: man achtet den Besitzstand.

Das ist für alle Beteiligten eine Selbstverständlichkeit. Es handelt sich nicht nur darum, dem gegnerischen und dem neutralen Ausland unverwischt das Bild der völlig einigen Nation zu erhalten: niemand von uns wagt jetzt, an Parteifehden zu denken, während draußen unsere Brüder, Zentrumsleute und Liberale, Sozialdemokraten und Bündler, nebeneinander im Schützengraben Entbehrungen aushalten, im Lazarett ihre Schmerzen tragen, im Grab vereinigt werden. Keine politische Ueberlegung, kein amtliches Gebot ließ den Parteikampf erlöschen: der Takt der Seele forderte sein Ende.

Niemand in den Parteien sündigt wider ihn, niemand denkt daran, jetzt alte Streitereien auszugraben; mit der Regierung diskutiert man, aber man bekämpft sie nicht. Das Einheitsgefühl des deutschen Volkes reicht von Bethmann bis Scheidemann; ja gerade die Sozialdemokratie tut ein Uebriges und Wohltätiges.

Digitized by Google

Scheidemanns Brief an seine amerikanischen Genossen, Richard Fischers Wirken in der sozialistischen Presse der Schweiz gehören zu den wichtigsten und ernsthaftesten Aufklärungen über das „Recht" der deutschen Politik.

In dem Professorenpathos, das den Aufschwung der deutschen Seele begleitete, ist viel Törichtes über das Parteiwesen gesprochen worden, das den Sinn des deutschen Volkes verwüstet und zerrüttet habe. Dem verständigen Auge haben sich inzwischen die Parteien als die Erzieher zu Disziplin und Verantwortung erwiesen.

Die Störenfriede des Einheitsgefühles sitzen anderswo, in den politischen Cliquen, und sie können gefährlich werden, wenn nicht das öffentliche Gewissen rechtzeitig mit einem Schutzmantel sich umgibt.

Wir wissen, daß in der Stille heute schon bestimmte Politiker Vorsichtsmaßnahmen treffen wollen, daß dieser Krieg und vor allem die Haltung der Sozialdemokratie keine innerpolitischen Folgerungen ergeben werden. Uns erscheint es verfrüht und unerlaubt, über solche Dinge heute breiter zu reden; uns kümmert mehr als die künftige Gestaltung die ungeschmälerte, siegreich behauptete Erhaltung unseres staatlich gebundenen Volkstums.

Wir sehen aber, wie mit dem schlechtesten Deutsch, das für einen solchen schlechten Zweck zur Verfügung steht, seit geraumer Zeit auf eine Erschütterung der Stellung des Kanzlers hingearbeitet wird. Das erscheint uns aber geradezu als ein gemeingefährliches Beginnen; nicht um der Person des Kanzlers willen, nicht um der Aussichten, die diese Treibereien vielleicht haben könnten. Aber es ist die höchste Gewissenlosigkeit angesichts des Auslands, in dieser schweren Lage unseres Staates, eine Kanzlerkrisis herbeizusehnen und die Maßnahmen der Regierung in plumper Ueberheblichkeit abzukanzeln.

Nun wissen wir ja im allgemeinen, was wir von Maximilian Harden zu halten haben. Aber wir müssen fürchten, daß das Ausland ihn für mehr hält, als das Sprachrohr einer Clique,

Digitized by Google

und der Trost reicht nicht, daß seine Sprache sich gegen jede Uebersetzung sträubt. In seinen Aufsätzen kündigte sich das langsam an, und er wird jetzt für seine Verhältnisse recht klar: die letzte ‚Zukunft' spricht von dem „vom Volksgewissen ersehnten Personenwechsel" und verweist den Kanzler, der seiner „Amtspflicht" nicht genügt, „ins Dunkel frommen Bürgerbehagens."

Was beschwert diesen erwählten Vertreters des Volksgewissens?

Bethmann ist ihm zu anständig, zu moralisch. Wir brauchen, so meint er, keinen Staatsmann, der uns ohne Not den Selbstvorwurf des Neutralitätsbruchs anhängt. Die Feststellungen, die jetzt aus den Brüsseler Geheimfächern ans Licht kamen, sind ihm teilweise in allen Lehrbüchern schon bekannt, teilweise nur akademischen Charakters. Belgien wäre es nie eingefallen, Frankreich den Durchmarsch zu gestatten. Frankreich wäre es nie eingefallen, ihn zu verlangen, da es nur in Elsaß-Lothringen, in der matte Herzen selbst in Feuer wirbelnden Luft der „geraubten Provinzen" fechten wollte. Der Kanzler mußte von dem Generalstab verlangen, daß er siege, ohne einen Meter belgischen Bodens zu betreten.

Harden ist ein strenger Logiker. Er beschwert sich über den deutschen Kriegsplan, nachdem er eben wie die landesüblichen Bierbankpolitiker das besetzte Belgien zur preußischen Provinz annektiert hatte — der einzige Publizist, dem das Gefühl dafür fehlt, daß solches voreilige Geschwätz nur Lästigkeiten für unsere Besatzungstruppen bedeutet. Er beschwert sich über den Kanzler, weil er im Kriegsfall das getan hat, was das einzig mögliche war: sich, wenn auch schweren Herzens, dem strengen Gebot der militärischen Zweckmäßigkeit beugte.

Ganz Deutschland hat den Zwang zu dem belgischen Einmarsch begriffen. Ganz Deutschland begriff, daß er einem Mann von der sittlichen Empfindlichkeit wie Bethmann nicht leicht fiel — aber gerade jene offene Deutung der strategischen Notwendigkeit hat es fertig gebracht, daß jedermann im Volk diesen Schritt innerlich mitmachen konnte. Denn daß uns deshalb England den

Digitized by Google

Krieg erklärte, glaubte kein Mensch, kaum Harden, denn für so töricht möchte er selber sich doch nicht halten müssen.

Man unterhält sich mit dieser überlegenen strategisch-politischen Begabung weder über seine Vorschläge an den Großen Generalstab noch über die Vogesenpässe noch über politische Geographie: das sind ja auch für ihn nur Vorwände. Man verzichtet auch auf die in Friedenszeiten so unterhaltsamen Späße über seine Sprache: der Aufschwung aller guten deutschen Dinge ging eindruckslos an ihr vorüber.

Aber man ist mißtrauisch geworden.

Das Anders-Sagen ist eine Geschäftsvergnügung der harmlosen Zeiten. Das politische Stänkern in diesen Tagen ist ein Staatsverbrechen. Oder unpathetisch: den Leuten, die in dieser furchtbar ernsten Zeit mit Mätzchen und Witzchen, mit ihrer trüben Technik der politischen Verunglimpfungen Unfug treiben, gebühren Kampf und Verachtung.

Die nationalen Sachen stehen zu ernst, als daß man sie durch die Schreibseligkeit eines eitlen Publizisten verwirren lassen dürfte. Wer jetzt sich unterfängt, mit System das Vertrauen zu Staats- und Heeresleitung zu gefährden, gehört an den Pranger.

Seltsamer Zwang der Verhältnisse, daß dies an einer Stelle ausgesprochen werden muß, der eine offene und frische Opposition gegen jene Stellen nie fremd gewesen ist!

Das deutsche Antlitz

Von Fr. M. Huebner

Auch dieses gehört zu den vielen Erstaunlichkeiten dieser Tage: Es gibt plötzlich ein deutsches Antlitz.

Mienenspiel und Ausdruck entsteht, wo der Geist von Leidenschaften gespeist wird. Ein Mensch, der sich sorgsam an die Vernunft hält, der das, was er denkt, nur als Denkobjekt ergreift, dem die Abstraktion moralischer dünkt, als

Digitized by Google

das Auflodern in kräftigen Angriffs- oder Abwehrregungen, dem wird dieses kluge Ideal sich alsbald auch auf die Stirne schreiben und sein Gesicht davon wird unauffällig, allgemeinförmig und ein wenig nichtssagend sein.

Ich habe das Gefühl, als wäre in unserem gegenwärtigen Deutschland der letztere Typus beherrschend geworden. In den Städten namentlich ist das Einerlei der Physiognomien nicht in Abrede zu stellen. Köpfe, die etwas ausdrücken, das auch nur leise eine besondere innerliche Heftigkeit, hochgespannten Willen, Stolz und Wagmut auf den Betrachter einströmen ließen, sind selten. Ueberwiegend malen sich in den Augen und um die Münder (man sehe sich die Fabrikarbeitee beiderlei Geschlechts an), Leidenschaften negativer Art: Sorge, Gedrücktheit, grämliche Wünsche nach Glück und Wohlergehen. Und nur in ländlichen Gauen, bei den Bauern der Niederungen (Friesland, Holstein) oder des Hochgebirgs (Oberbayern) ist jeder Mensch abgehoben vom anderen und für sich ausgezeichnet durch eine „Interessantheit" der Miene, die an die schönsten Portraits alter deutscher Maler: der Dürer, Holbein, Franz Hals und Cranach erinnert. Das kommt, weil beim Landvolk der seelische Schwerpunkt noch in den elementaren Begabungen liegt, in den Begabungen zum Zorn, zur Habgier, zur Eifersucht ein ganzes Leben lang. Der Gebildete vermeint, daß die Humanität in der Abschleifung gerade dieser Naturtriebe bestehe; und so werden die Gefühle zahm, der Wille zerfließt in geteilte Rinnsale, die Angriffslust macht einer ständigen Duldung Platz und jene weiße Farblosigkeit bildet in Haltung, Lebensstimmung, Gebärde und Gesichtsinhalt das Ende.

Warum haben die Südländer diese prachtvollen Köpfe, die es erlauben, sie mit geschnittenen Medaillen und gemeißelten Steinschöpfungen zu vergleichen? Deshalb, weil das Triebhafte hier gebilligt, ja willkommen geheißen wird und das inwendige Denken stets und ohne Ausnahme sich mit affektiven Wallungen verschwistert. So entlädt sich jedes Wort, jede auch nur stumme Vorstellung sofort in Gefühllust- oder Unlustbetonte Beifärbung;

Digitized by Google

es gibt kein objektives Ueber-den-Dingen stehen; die Fülle der innerlichen Reizung drängt unmittelbar in die bestätigende Gebärde, in das lebhafte Blinken der Augen, in die Stirnfalten, in das Zurückreißen des Kopfes. In einem Italiener, in einem Griechen, wenn man das Schema beherrscht, ist leicht zu lesen. Wir sind den Ausländern nicht zuletzt darum so rätselhaft und unheimlich, weil sich im Gesicht kein Entschluß, keine Stellungnahme vorher ankündigt.

Aber heute (auf den Schlag genau mit der Mobilmachung trat es ein) haben die gebundenen Wallungen des Deutschen sich plötzlich auch in sein Gesicht ergossen. Ein ganz anderes Fluidum umgibt uns, wo immer sich Menschen ansammeln. Man spürt, wie in diesen tausend einzelnen Ichs etwas lebendig geworden ist, das aus der Tiefe der Brust empor an die Oberfläche, an die Ränder des Körpers drängt, das sich besser als mit Worten und direkter und unzweideutiger mitteilen möchte, das in die Arme, in das Ausschreiten, in die Kopfhaltung gefahren ist und im Gesicht, in einem neuen, neugeformten, ausdrucksvollen Gesichte sich gipfelt.

Wer die Wehrmänner beim Abschied am Bahnhof gesehen hat, weiß, was ich meine. Der Krieger der Neuzeit hat seine edelste, heldenmäßige Miene vielleicht im deutschen Wehrmann mit der Pickelhaube und dem Sturmband unterm Kinn gefunden. In diesen Antlitzen gab es nichts Unzureichendes; jedes einzelne war wie ein Werk der Kunst, von einer besten Idealisierung der Kriegstugenden und des Mannes überhaupt.

Aber auch bei den Bürgern, die daheim weiter dem Erwerbe nachgehen, ist der Wandel offensichtlich. Was uns alle erfüllt: die Hoffnungen, der Wille zum Sieg, die Begierde nach einer wachsenden Macht des deutschen Gedankens und der deutschen Herrschaft, alles das hat jetzt die Münder zusammengezogen, in den Augen Tätigkeit entzündet, um die Stirnen ein Leuchten geflochten, und hinter den Männern stehen nicht die Frauen und nicht die Kinder zurück. Wir huldigen jetzt nur noch der Kraft;

Digitized by Google

wir erregen uns an den Zeitungen, an den Depeschen, an den umsichtigen behördlichen Maßnahmen zu einer bleibenden Gespanntheit, zur Lust am Sich-Mitteilen, zum tiefen und dunklen Enthusiasmus der Rasse und der geeinten Volkheit. Hinweg die Glätte, die inhaltlose Träumerei, der vag geöffnete Mund. Dafür, bei allen und jeden, ein Wissen und Wollen und unerbittliches Begehren. Ernstestes Gesammeltsein. Inbrunst ohne Verschwommenheit. Strenges und fraseloses Grade-aus. Tatenlust. Bejahung. Schicksalsgleichmut.

Und ich sehe dieses voraus; wenn der Sieg unser ist, wird mit einem Male dieser erhobene und gebieterische Gesichtsausdruck der durchgehende und bleibende werden. Es wird über Nacht auf der Straße, in den Büros, in den Werkstätten, in den illustrierten Journalen ein deutsches Gesicht zu sehen sein, das sich gegen das englische, das amerikanische, das französische Gesicht nicht mehr durch jene bisherige Allgemeinheit und Unschärfe kenntlich macht, sondern das verblüffen wird durch seine Rassigkeit, durch seine straffe Willensmeißelung, durch den Ausdruck von Selbstbewußtheit, Zucht und Gediegenheit der Linie. Wir werden auch in den Physiognomien eine neue Kultur erleben, die dort anknüpft, wo durch den dreißigjährigen Krieg das einheitliche Wachstum des deutschen Menschen abbrach. Wir brauchen nun nicht mehr die Klugheit der physiognomischen Anpassung. Wir werden den Willen zur Tat und zur Leidenschaft auch nach außen kehren und werden bereits durch die Gebärde, durch jedes Augenerheben, durch unsern furchtlosen Blick ankündigen: Civis germanus sum.

Digitized by Google

In Tschangscha

Von Norbert Jacques

Im flachen Land erschien wie ein riesenhaftes Band von Nebel, Rauch und dunkler Bewegung die Hauptstadt der Provinz Hunan, Tschangscha. Das kleine wackelige Dampfboot schob ihr langsam entgegen, schlüpfte ruckweise über Sandbänke im Fluß und fuhr, im Zickzack die tiefen Stellen ausnutzend, den Siangkiang hinauf. Tschangscha kam ganz langsam näher. Wir waren müd und matt von der schlaflosen, aufgeregten Nacht her, hatten einen quälenden Hunger und sehnten uns darnach, in ein bequemes Haus zu kommen, zu essen und zu schlafen. Rundum wimmelten stoßend die mitfahrenden Chinesen und machten ihr Gepäck bereit.

Die Stadt lag endlos lang, flach und niedrig am Ufer. Wir fuhren sie fast ganz hinauf. Ueberall am Ufer arbeiteten schwarze Haufen an einer Kaimauer in europäischer Art, und hinter ihr zog die gezackte alte Chinesenmauer um die graue Stadt. Es war ein schmales Gewimmel von Häusern zwischen sie und den Flußstrand gebaut. Aber über die Mauer hinaus ragte im Innern kaum ein Dach. Nur einige Tempelfirste leuchteten verhalten bunt im farblosen Himmel. Das Boot stieß auf einmal mit einer plötzlichen Wendung dem Land zu, es gab einen knallenden Anprall, die Reisenden flogen durch einander und begannen im selben Augenblick mit Körben, Kästen und Päcken beladen hinaus zu stürzen. Man mußte über einige Dschunken an Land klettern.

Am Ufer stand mein Freund. Er sah sehr schlecht aus und kommandierte auf chinesisch einige Kulis an unser Gepäck. Daß er chinesisch sprach, kam mir sehr bedeutend vor. Aber wir hörten bald, daß man hier nur Chinesisch sprach. Wir wurden ein Stück weit den Fluß hinauf gerudert. Die Stadtmauer bog ins Land hinein. Aber ein ganzer Stadtteil saß hier noch auswärts an ihr,

Digitized by Google

und in ihm lag, unfern des Flusses, das Haus unsres Gastgebers. Europäische Häuser gab es in Tschangscha noch nicht. Aber ein paar reiche Chinesen hatten, der Mode folgend, Häuser gebaut, die den europäischen Häusern ähnlich sein sollten. Das Haus, in dem wir wohnten, war von dieser Art. Es gehörte dem Comprador des deutschen Handelshauses, in dessen Dienst mein Freund stand. Es war ein Doppelhaus. Nach vorn hatte es ein Erdgeschoß und drüber nichts als eine riesenhafte gedeckte Veranda. Ein kleiner Hof mit Blumen in Porzellankübeln trennte das Vorderhaus vom Hinterhaus. Dieses hatte aber ein großes erstes Stockwerk. Der Comprador und seine Familie bewohnte die beiden Erdgeschosse und unserm Freund gehörte das erste Geschoß und die große Veranda.

In allen Einzelheiten war das Haus chinesisch. Es hatte eine Gallerie vor den Fenstern im Hof. Fenstern und Türen waren mit vergoldeten Blumen ausgeschnitzt. Die Stühle und Tische waren aus schwerem Holz, wie streng stilisierte Blumen geformt und geschnitzt, schwerfällig und doch graziös prunkvoll. An einer Wand des Hauptzimmers stand die Mandarinbank aus dunkelm Holz mit Platten von schön geädertem Marmor, und an den Wänden hingen lange Rollen mit Sprüchen, Kopien von berühmten chinesischen Kaligraphen. Andre Rollen waren mit Tuschezeichnungen von Vögeln und Bäumen bedeckt.

Das Haus war windig gebaut. Die Seite zum Hof und zu den Gallerien hin war nur Fenster und Türen. Die Glasscheiben klapperten im Wind. Der Wind strudelte durch die Spalte herein. Keine Tür schloß. Alles Holz war gequollen. Es begann Winter zu werden in diesen Tagen, und die Diener klebten die Spalte und Scheibenränder und die überflüssigen Türen mit Papierstreifen zu. Wenn man rasch durch ein Zimmer ging, begann das Haus wie in einem Erdbeben zu wackeln und die Möbel tänzelten ein wenig an den Wänden. Das war das modische Europäische am Haus.

Unten im Hauptzimmer des Chinesen, dessen Tür immer weit offen stand, sahen wir den Hausaltar voll schöner Messing- und

Digitized by Google

Bronzegefässe, in denen Flämmchen glimmten und rauchten. Aber es stand auch ein europäisches Büffet darinnen, auf dem zwischen dunkelgrünen und granatroten Weingläsern aus Europa eine ganze Reihe unaufgebrochener Champagnerflaschen protzte. Sonst ging es ganz chinesisch im Erdgeschoß zu.

Wir machten bald dem Hausherrn unsere Aufwartung. Es war ein kleiner, ganz schlanker Kantonese, sehr beweglich, mit einem feinen schmalen Kopf und einem schlauen Gesicht. Er lachte immer, sprach ein paar Worte Pidgin und war überaus höflich und liebenswürdig. Er ließ gleich Tee bringen und setzte eine Schachtel getrockneter kantonesischer Li dses auf den Tisch. Das sind die teuersten Früchte Chinas. Er nannte gleich ihren Preis und lachte dazu. Er betastete die schwarze Perle, die ich im Schlips trug und fragte, wieviel sie gekostet habe. Seine kleine dicke Frau kam. Sie hatte ein großes weißes Mondgesicht mit dunkeln Augen. Eine glänzende schwarze, mit grünen Nephritspangen besteckte Frisur umrahmte es. Sie trug eine schwarze Seidenhose und eine hellblaue Jacke dazu, die bis an die Knie reichte. Aber sie hatte als Kantonesin keine abgebundenen Füße. Sie schüttelte geniert lachend sich mehrmals die Hand, indem sie sich des Oeftern vor uns verbeugte. Wir taten desgleichen und setzten uns wieder.

Sie nahm Gre mit nach hinten ins Frauenzimmer. Dort hatte sie eine kleine Gesellschaft von Freundinnen. Ein paar chinesische Damen spielten das schwierige Dominospiel und rauchten aus messingenen ziselierten Wasserpfeifen. Gre wurde sofort bis auf die Haut untersucht und bewundert und mit unverständlichen chinesischen Fragen bestürmt.

Wir durften nicht hinein. Der Comprador bot uns eine Manilazigarre an. „Sie kostet 20 cents!" sagte er dazu. Er lachte und fragte meinen Freund auf chinesisch, wie ich heiße, was ich sei und weshalb wir nach Tschangscha gekommen seien. Ich gab ihm eine meiner roten chinesischen Visitenkarten. Sie sah aus wie ein Plakat. Auf chinesisch hieß ich: Tschie Ke se. So hatte der chinesische Schreiber des holländischen Konsuls in Schanghai meinen Namen gelesen

Digitized by Google

und umschrieben. Er sagte, man könne diesen Namen auch verdeutschen, so wie die chinesischen Namen gewöhnlich einen Wortsinn haben, und er hieße etwa: der Dankbarkeit fähig sein. Aber der Chinese, der den Holzstempel für die Herstellung der Karten schnitt, sagte, die ganze Sache des Schreibers habe keinen Sinn.

Während unseres Besuches sprang ein kleines häßliches Mädchen von etwa 8 Jahren ungeberdig umher und ein scheuer schmutziger Junge drückte sich in eine Ecke fest, um zuzuschauen. Das waren die Kinder des Chinesen. Das kleine Mädchen war sehr verzogen und der Vater sehr verliebt zu ihm. Es war ein kleines Aeffchen, das rasch sehr zutraulich zu uns war und stets auf den Hof heraussprang, wenn es uns die Treppe herab kommen hörte und sich an uns heranmachte. Das Zimmer der Kinder war im Vorderhaus. Wir sahen von der Gallerie in sein offenes Fenster. Von früh bis in die Dämmerung saß der Hauslehrer der beiden Kinder an diesem Fenster und wenn wir noch im Bett lagen, erscholl schon drunten der Unterricht. Der Lehrer war ein hagerer älterer Mann. Er trug eine große Hornbrille und ein langes graues Kleid. Er saß am Tisch und schnitzte Stempel. Der Junge stand an seiner Seite, drehte ihm, wie es die Schulsitte verlangte, den Rücken, wippte von einem Bein auf's andere und sagte aus dem Buch der Erziehungsgeschichte auf. Bald leierte er, bald brüllte er. Das kleine Mädchen drückte sich gern, und oft mußte der Lehrer aufspringen und ihr in den Toreingang nachlaufen, um sie zurückzuholen. Von früh bis spät lernten die Kinder. Aber wir waren nun oben auf der Gallerie wie ein fremder Magnet für Lehrer und Schüler, und die erste Zeit glänzte die große Schildpatt-Brille mehr zu uns herauf, als der Kopf, für dessen Gelehrtheit sie das Schild war, auf das Hersagen des Knaben aufpaßte. Die kleine Schule drunten hatte eine merkwürdige Zeit. Neues und weither Fremdes überstrahlte mit Bedeutsamkeit die starr stehenden Dinge des Kungtse und seiner Schüler.

Aber während sich so unter uns das Hausleben der chinesischen Familie halb im Dunkel lichtete, sahen wir zwischen Häuserlücken

Digitized by Google

die nahe Mauer die alte graue Stadt umschließen. Ich dachte wie an seltsame Geheimnisse an sie, und an das Abenteuer, zum ersten Mal mitten in ihrer Fremde und Sonderbarkeit hineinzudringen, wie an ein Wagnis. Es war eine Halbmillionen-Stadt, die sich in die Mauer dort einschloß. Wir verschoben immer wieder den ersten Gang und es war mir gar nicht wohl vor Ungeduld, dieses erste Erlebnis zu beginnen.

Durch unsern Freund hatten wir gesellschaftliche Verpflichtungen. Es wohnten noch einige Europäer in der Stadt und nahe bei uns. Wir machten Besuche und kamen zu einer lebhaften blonden Frau, deren Mann auf Reisen im Innern war. Niemand wußte recht wo. Es hatte sich eingebürgert unter den europäischen Kaufleuten, daß sie ihre Fährten verwischten. Denn es war Sitte, daß einer konkurrenzneidig dem andern aufpaßte. Im Innern waren allerlei Geschäfte zu machen und man liebte es, sich einander nachzureisen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Soldat

Von Otto Zoff

Schon schießt die Sonne brennend auf,
Im fernen Dorfe kräht der Hahn.
Schon glänzt im Licht der Flintenlauf,
Ich leg ihn an die Wange an.
Der Lauf ist kalt, das Blut verdorrt,
Vom Warten fiebert mir die Hand,
Herr Hauptmann, sprecht doch nur ein Wort,
Herr Hauptmann, seht die Hügel dort,
Es geht ums Vaterland!

Schon läuft die Sonne hoch im Tag:
Die Erde glüht, die Erde brennt,
Das Feuer hat nicht Halt und rennt,

Digitized by Google

Es brennt das ganze Firmament,
Weiß Gott, was noch geschehen mag.
Die Erde riecht und riecht sich gut,
Das ist der Russen rotes Blut,
Das ist der Russen Bett im Gras,
Die Raben schreien nach dem Aas,
Drum habet frohen Mut!

Mein Vaterland, du forderst viel:
Der Acker trägt gar schwere Saat,
Wer holt sie ein, die schwere Mahd?
Sie liegt gar weit verstreut;
So frühe schon am letzten Ziel,
Mein Vaterland, du forderst viel,
Doch wehe, wem's gereut!
Der Mittag kommt, der Mittag loht!
Es brodelt in der Luft vom Tod.
Doch blick nicht hin, und blick nicht auf,
Hier ist dein Platz, hier ist dein Lauf,
Hier geht's um Vaterlandes Not,
Mein Vaterland hochauf!

Der Hauptmann winkt .... Es sinkt der Arm.
Nur fern der dumpfe Böller stampft.
Und plötzlich sinkt in Schlaf der Schwarm.
Der Abend naht und ist so warm,
Die weiche Erde dampft.
Es dampft der Lauf und das Gewand,
Die roten Finger sind verbrannt,
O Vaterland ..... mein Vaterland!
Was liegt auf meiner Stirne schwer?
Das ist die Luft, der Sterne Heer,
Das ist der Wolken Meer.
Das ist der Fahne Flatterschrei ....

Digitized by Google

Schon ist es da .... und schon vorbei ....
Das ist der Fahne Flatterschrei ....
Das ist der Sterne Heer .....

Der Sterne Heer steht über mir.
Sie stehn und löschen nimmer aus.
Und ist die Welt auch fern von hier,
Und kann ich nimmermehr zu dir,
Sie stehen über deinem Haus.
O Schlaf, o Schlaf, nah nicht herbei,
O Augen bleibet wach!
Was auch am nächsten Morgen sei,
O Schlaf, heut komme nicht herbei,
Heut denk ich noch ans Heimatdach.
Heut fühlt die Hand noch Ackerland,
Noch Gras ... noch dies Gewehr,
Noch fühlt sie sich versteift, verbrannt,
Noch fühlt der Körper das Gewand,
Die Schulter noch das Riemenband,
Noch sind die Füße schwer.

O Schlaf, o Schlaf, bleib fern, bleib fern,
O Nacht, — daß ich's zu denken wag —:
O letzte Nacht! O letzter Stern!
Wie bald doch ruft der Tag!
Was fürcht' ich mich? Was wird denn laut?
Was ist's, daß mir vor'm Morgen graut?
Das war der Hahn nicht, der dort schrie,
So schreit kein Hahn .... Noch ist viel Zeit ....
So schreit kein Hahn .... Und der dort schrie,
Wer war's .... So frühe kam der Morgen nie.
Mein Gott! Ich bin bereit!

Digitized by Google

Unsere Sorge um Amerika

Die Vereinigten Staaten von Amerika besitzen keinen politischen Gemeinwillen. Können ihn auch nach ihrer organischen Zusammensetzung nicht haben. Wir Europäer werten das angelsächsische Amerika immer nach europäischem Maß ein. Sprechen daher ein Fehlurteil aus, indem wir sagen, Amerika ist wider oder für unsere Sache. Und weil die Bundesregierung über den Rückhalt an einer geschlossenen, nationalen, politischen Kraft nicht verfügt, bleibt auch das Gewicht ihrer Weltpolitik weit hinter der Bedeutung, die der Union nach ihrer Größe zustände, zurück. Man kann füglich behaupten, daß die Washingtoner Regierung, wenn sie auf europäische Art äußere Politik treibt, immer nur mäßigen Erfolg erzielt, weil die Gesamtheit des Volkes ganz anders denkt — eben amerikanisch — und sich nicht verpflichtet fühlt, unbedingt mitzugehen.

Wir Deutschen haben uns anfänglich sehr darüber aufgeregt und entrüstet, daß sich die öffentliche Stimmung in Nordamerika einseitig gegen Deutschland aussprach. Gegen uns arbeiteten eben fast die gesamte amerikanische Presse, die nicht nur sprachlich, sondern auch persönlich und finanziell „englisch" ist, mit ihrer festen Organisation in Quellenmaterial und einseitiger Beleuchtung, die vollständige Verkehrssperre und die nicht zu leugnende Rassen- und Gefühlsverwandtschaft zur englischen Welt.

Ganz berechtigt war aber unsere Entrüstung nur in dem einen Punkt, als unsere Gegner neben der Lügentaktik über die Kriegsereignisse, zu der vergifteten Waffe griffen, die deutsche Behandlung der Amerikaner als barbarisch zu schildern. Diese Verleumdung ist durch die Rückkehr der repatriierten Amerikaner gründlich abgetan.

Wenn wir es fertig bringen, die angelsächsische Union erstens politisch nicht nach europäischem Maß zu messen, das die Gewichtszuteilung nur nach Schlagkraft vornimmt, indes Amerika mit andern Mitteln und Waffen kämpft, zweitens das Fühlen der einheitlichen, politischen Meinung zu erkennen und drittens die Eigenart des doppellebigen Amerikaners zu berücksichtigen, können wir aller Sorge um Amerika ledig werden.

Man vergesse nicht, daß der Amerikaner, soweit er für unsere Zukunftsinteressen in Betracht kommt, denn weder die Hofrangs- und Titelsüchtigen, nach England und Frankreich strömenden Amerikaner beider Geschlechter, noch die in der amerikanischen Oeffentlichkeit weniger als irgendwo Einfluß besitzende akademische Intelligenz spielen hier eine Rolle — stets scharf und reinlich zwischen seiner keine geographischen und nationalen Grenzen kennender Geschäftsrätigkeit und den ihm nach Geschäftsschluß, mehr als Zerstreuung durch Zeitungen und Depeschen zuflatternden äußeren politischen Nachrichten unterscheidet. Der Amerikaner liebt und verträgt starke Gewürze und Getränke — auch in seiner Presse. Aber im Kontor bleibt er nüchtern.

Die deutsche Besorgnis, daß es der Lügenentente daher gelingen könnte, unserem soliden Handel, unserer leistungsfähigen Industrie — die Wässer in Amerika dauernd zu trüben, ist vollständig unbegründet.

Wenn der Sieg unseren Waffen verbleibt, wie wir es hoffen und erwarten, wird die Frage, ob sich Amerika für oder wider unsere Sache

Digitized by Google

stellte, eine Frage, die schon politisch bedeutungslos war, auch im wirtschaftlichen Sinn gänzlich abfallen. Und zwar aus Gründen, die in der Eigenart des Amerikaners liegen.

v. S.

Was zuviel ist . . . . .

Hodler hat einen Protest gegen die Beschießung der Kathedrale von Reims unterzeichnet. Ich habe den Wortlaut des Schriftstücks nicht vor mir; ich nehme aber an, daß er bombastisch, dumm und gehässig ist.

In Friedenszeiten wissen wir, was wir so von den üblichen Kundgebungen mit Unterschriften der ‚Intellektuellen' zu halten haben und wie die gesammelt werden. Kaum daß die Unterschreibenden das Gewicht ihrer Aktion sehr ernst nehmen. Im Krieg ist das anders.

Gewiß mit Recht. Die Empfindsamkeit ist gespannter und man erwartet ein reinlicheres Verantwortungsgefühl. Hodler hat eine unauslöschbare und schmerzliche Schuld auf sich geladen, daß er mit dem Hintergrund der Genfer Presse — und diese ist teilweise darnach — dem blöden Gerede von den deutschen Barbaren seinen verehrten Namen als Stütze lieh.

Seine Versicherung, daß er sich nicht gegen die Deutschen gewandt habe, sondern nur die Vernichtung eines Kunstwerks beklagt, klappt nach, kommt zu spät, verhallt. Wir sehen nicht, warum wir ihm von heute auf morgen die bona fides abstreiten sollen; aber wir können ihn nicht von der Schuld der allzuleichten Entscheidung in einer ernsten Sache freisprechen. Und wir fühlten uns tief getroffen, als wir seinen Namen in dem moralischen Gelärme parteiischer Unerheblichkeiten lasen.

Aber was zuviel ist, ist zuviel. Und das Auftreten von Ernst Haeckel gegen den schweizerischen Maler ist zu viel.

Ich finde es ja an sich nicht nett, daß man Hodler sozusagen die Geldrechnungen vorlegt, die Deutsche für seine Bilder bezahlt haben. Das geschah doch nicht, damit sein Geldsack dicker würde, sondern weil wir die Bilder und ihren Schöpfer für wertvoll hielten. Wir kauften keine Gesinnung. Wir müßten den Künstler verachten, wenn er den Ausdruck seiner Ueberzeugung nach den Ausweisen seines Bankkontos richten wollte; so schlimm wie für uns, wollten wir aus Geldzahlungen für Kunst politische Ansprüche ableiten.

Die Kunst Hodlers und ihr objektiver Wert hat sich in den Wochen des Kriegs nicht um das geringste geändert. Wer sie vorher schon für minderwertig hielt, kann das ja jetzt mit der Zuversicht auf stärkeres Echo sagen. Wer sie vorher für groß hielt, für deutsch in der Richtung, in der der dekorative Holbein und Rethel stehen, hat kein Recht, jetzt etwa vom spekulativen Ausländer zu reden.

Wir finden es irrsinnig, wenn man vom Barbarentum der Deutschen redet, das gegen alte Kunst im fremden Land wüte. Aber haben wir nun ein Recht, gegen neue Kunst im eigenen Land zu wüten? Der Antrag von Ernst Haeckel, das Bild von 1813 in der Jenenser Universität meistbietend öffentlich zu versteigern, das Bild, das uns nie innerlich so nahe stand wie jetzt, er ist gewiß nicht „barbarisch", aber er ist subaltern. Wir schämen uns für ihn und für die Form, in der er gemacht wurde. Von Kallmorgen schweige ich.

Digitized by Google

Soll das Subalterne die Rechtfertigung deutschen Zornes sein?

Ernst Haeckel meinetwegen in allen Ehren: sein offener Brief aber ist so ziemlich die einzige schlimme Niederlage, die die Deutschen in diesem Krieg bisher erlitten haben.

Theodor Heuss

Ostwald predigt

Der Redner Eucken ergreift nicht durch den Inhalt der Worte sondern durch den Ton, in dem sie fallen. Er spricht von Gestern und Heute, betrachtet die Vorgänge um uns beinahe als abgeschlossen und basiert ganz auf der Vergangenheit. Eucken fragt sich vor Allem, was war Deutschland? Ostwald aber stellt fest, was Deutschland sein wird. Ostwald erblickt ein Werden und ein Vorwärts, hebt fortführende Stränge ins hellste Licht und spricht nur vom Morgen. Er ist ein Zukunftsarbeiter, aber so traumlos, unphantastisch und unschillerisch wie selten Jemand, und gibt sich so unheroisch, daß er jeden auslachen würde, der andächtig — bewundernd vom großen Gelehrten spräche. Die geringste rhetorische Anstrengung würde ihm Energieverschwendung bedeuten. Dieser Mensch spricht und gibt sich, wie er denkt.

Er geht fest über noch nie beschrittenen Boden und spricht über Alles, was er auf seinem Gange sieht, wie von etwas Fertigem. Er sieht es wirklich — er ahnt es nicht.

Man hat die Empfindung, dieser Mann ist durch den Krieg nicht überrascht und erregt worden, sondern tat sofort das Nötige. Er hat vor keinen Ereignissen irgend eine Furcht, denn er wird sie ja doch erbarmungslos zerlegen. Hamlet ist durch ihn überwunden worden. (Vielleicht hat er oder seine Vorfahren irgend einmal sehr frühe den Hamletzustand durchgemacht, ohne den diese Betrachtung nicht möglich ist, und den Fortinbras nie erlebt hat — o weiser Bab!)

Ein Tatsachenmensch, ein Klarsteller, ein kaltblütigster, überlegenster Organisator, ein Arbeiter für Morgen (entwaffnet alle Gegner, indem er über sich selbst spaßt).

Nur Eines ist mir gewiß: „Die Grazien sind leider ausgeblieben."

Kurt Kersten

Kennt uns das Ausland?

Wir sind geneigt, zu glauben, daß die Ausländer alles das, was an Schmähungen und Gemeinheiten über uns verbreitet wird, selbst nicht für ernst nehmen. Wir befinden uns dabei in einem grundlegenden Irrtum. Es müßte uns doch auffallen, daß zu viele geistige Größen aus unserem Feindeslager miteinstimmen, und alle diese Verneiner des Deutschtums für Lügner und Heuchler zu halten, geht nicht an. Die meisten unserer Schmäher glauben wirklich die widersinnigen, uns ganz lächerlich klingenden Beschuldigungen. Wir dürfen ihnen nicht in Bausch und Bogen die bona fides absprechen. Woher aber kommt diese scheinbare Unmöglichkeit? Sie kennen uns nicht. Wenige nur von den vielen Millionen Fremdländern haben eine Ahnung vom deutschen Wesen und Volkscharakter. Außerdem, das muß zugegeben werden, trübt Neid und Eifersucht ihr Urteil, und sie glauben lieber Schlechtes von uns wie Gutes. Wir kennen unsere Gegner. Wir studieren ihre Sprachen, wir dringen in ihre Kunst, in alle Emanationen ihrer völkischen Eigenart ein. Wir sind vor allem ihrer Sprache mächtig.

Digitized by Google

Ungern aber und wider seinen Dünkel lernt der Durchschnitts-Ausländer deutsch. Siehe die englischen Kaufleute. Das gilt aber allgemein für andre Nationen. Sie sind zu stolz und selbstbewußt, zu sicher einer — nicht vorhandenen — Ueberlegenheit. Sie benötigen im Gegensatz zu uns meistens Vermittler — Dolmetscher oder Deutsche, die Sprachen beherrschen — wenn sie bei uns weilen. Sie kommen selten in unmittelbare Berührung mit dem Deutschen. Sie kehren deshalb auch durchschnittlich mit denselben Vorurteilen zurück, die sie mitbrachten. Der Deutsche lernt sofort die Landessprache, wenn er auswärts lebt. Er kommt so schneller und billiger fort, er hat große geschäftliche und später Bildungsvorteile. Nicht so das Gros der andren. Selbst auf deutschen Schiffen brauchen sie nicht im geringsten sich wegen ihrer Sprachnot zu bekümmern. Alle, mit denen sie geschäftlich oder dienstlich zu tun haben, kennen ihre Idiome. Nur wenige befassen sich im Auslande mit unserer Kunst und Literatur. Der Durchschnittsengländer hat überhaupt keine seelischen Bedürfnisse. Er hat eine Beefsteakpsyche. Roh, rot und blutsaftig. Die Franzosen sind zu oberflächlich. Die wenigen Angehörigen der andren Völker, welche wirklich dem deutschen Wesen nahekommen, haben ihre Stimmen schon erhoben gegen die unerhörten Beschimpfungen. Aber sie sind in der verschwindenden Minderzahl. Die Masse beharrt in der stupiden, durch Unbildung bedingten, Barbarei, die sie uns vorwirft. Sie sind nicht absichtlich Verächter der Deutschen, sondern aus Dummheit und mangelhafter Erziehung. Wie wäre es sonst möglich, daß ein englischer Minister, Herr Grey, dessen Andenken mit Blut geschrieben in der Geschichte verzeichnet wird, kein Wort außer englisch versteht? Wie kann ein solcher Kulturbarbar irgend welche Fühlung mit dem deutschen, schweren Wesen erhalten? Die Amerikaner haben den Spruch: „They always find somebody, who will unterstand us." „Die Deutschen haben immer jemand zur Hand, der uns versteht." Deshalb lernen die Stockyankees kein Wort deursch. Sie kommen auch ohne das durch Germanien. Wir haben ja immer jemand, der ihre Sprache sprichr.

In diesen Worten steckt die Tragik. Wir verstehen die Seele aller Völker, ihre Denkart, ihre Gewohnheiten, weil wir uns in sie vertiefen. Sie aber verharren, — in der großen Masse, — uns gegenüber verständnislos und feindselig. Wir befinden uns auch in einem grundlegenden Irrtum, wenn wir annehmen, daß unsere Musik, z. B. Wagner, unsere Literatur in den besten Vertretern, Werbetätigkeit für das deutsche Wesen im Auslande üben. Nur wenige von den Fremden werden wirklich im Inneren davon ergriffen, die Menge hört und verdaut das nicht. — Ja, der Kellermannsche Roman „Der Tunnel" wurde im Auslande übersetzt und zu hunderttausenden Exemplaren gelesen. War es der Mühe wert? Ist das ein Hochprodukt deutscher Kultur- und Seelenzüchtung gewesen? Unsere guten Werke werden dort nur von auserlesenen Geistern gekannt.

Wir aber beherrschen alle ausländischen Literaturen, wir kennen sie sogar besser wie die inländischen. Wir spüren mit einem Uebereifer den Seelen der Ausländer nach. Sie stehen in einer kalten, sicherlich durch Dummheit und Dünkel bedingten Reserve. Seien wir überzeugt. Die Masse des Volkes, der Mittelstand, —

Digitized by Google

auch die Gebildeten, in der Mehrzahl, glauben dort die naiven Rohheiten und Skandale, welche man uns nachsagt. Selbst die, welche wir, — zum Teil — unser eigen nannten, sind es nicht gewesen. Sie auch kannten uns nicht. Wir verhinderten es, daß sie uns nahe kamen. Sie durften nicht deutsch sprechen. Herr Maeterlinck wurde französisch — wenn er es gewünscht hätte sicher auch wallonisch oder flamisch — empfangen, Herr Shaw englisch, Herr d'Annunzio italienisch. Sie durften sich nicht die Schwierigkeiten auferlegen, deutsch zu versuchen. Wir haben die Barrièren selbst errichtet und gefestigt. Der Engländer des Durchschnitts glaubt es einfach nicht, daß der Deutsche ebenso gepflegt und reinlich ist, wie er. Die Franzosen meinen wirklich, daß deutsche Ulanen kleine Kinder aufspießen. Der Stockyankee, der noch nicht in Deutschland war, ist überzeugt, der Zwischendecker sei der Typ des wahren Deutschen. Die andren, welche er sieht, seien Ausnahmen. Man kann sich von dieser Absurdität in Amerika oft genug überzeugen. Unsere Fortschritte auf allen Gebieten müssen sie anerkennen. „Müssen." Aber sie schreiben sie einer Art von deutscher Boshaftigkeit, Nackenstarre, einem Oppositionsgeist zu, die uns eine Herrschaft über die Welt sichern soll. Sie glauben beinahe alle, bis auf die einflußlosen wenigen Gebildeten und Wissenden, daß wir unter einer rücksichtslosen Polizeigewalt stehen, unter einer militärischen Zwangsaufsicht. Rauher, militärischer Geist sei unser Erbteil. Wir wollten einmal die ganze Welt tyrannisieren. Sie glauben es, im Gros die Völker. Sie schreiben es nicht nur und schreien es. Sie sind nicht alle bös oder unwahrhaft und unehrlich. Wir würden unsere Feinde unterschätzen, wenn wir so schlößen. Sie mißverstehen uns. Sie wissen zu wenig von uns. Wir wissen zu viel von ihnen, wir werden verkannt. Da steckt die große Not. Ob die einmal enden wird??....

J. Spier

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Englands falsche Rechnung

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

s ist heute nicht zu untersuchen, wie viele der Großmächte den Krieg hätten hindern können. Aber sicher ist England unter ihnen. Es ist heute nicht nachzuforschen, wie viele der Großmächte in die Juliverhandlungen mit dem dolus eventualis der eventuellen Kriegsgeneigtheit eingetreten sind. Aber zweifellos war England unter ihnen.

Das ist die Rechtfertigung der Stimmung Deutschlands gegen England, die durch großschnäuzige englische Auslassungen und haßerfüllte englische Akte zur Siedehitze gebracht ist. So sind die deutschen Kundgebungen gegen England zu verstehen, und selbst da, wo sie über das Ziel schießen, zu entschuldigen — das sollten die Neutralen würdigen, die sich über das Uebermaß der deutschen Presse aufregen. Ein Krieg kann nicht kalt, sondern nur in Wut geführt werden. Die Wut ist nicht immer die weiseste Gefühlsäußerung. Aber Völker im Weltkrieg bedürfen um ihre Zukunftsgeltung noch anderer Eigenschaften als der Weisheit.

Und die Neutralen könnten, wenn sie feinhörig wären, noch etwas anderes aus dem überschäumenden Zorn Deutschlands gegen England heraushören —: den mangelnden Zorn gegen Frankreich. Kein Fluch gilt Frankreich. Der Blitzableiter des deutschen Kriegszorns ist England. Weder die Mannschaft, noch die Bevölkerung in Deutschland „haßt" Frankreich inmitten dieses blutigsten Kriegs. Das ist merkwürdig, aber es ist eine Tatsache.

Und bei den Franzosen? Sie ergehen sich in den allerheftigsten Angriffen gegen die Person des deutschen Kaisers.

Digitized by Google

Clémenceau hat öffentlich angefangen und willige Schüler gefunden. Vor mir liegt das Pamphlet, das sich betitelt „Le Testament de Guillaume le ....." Es strotzt von wütenden Schmähungen. Der Verfasser ist ein Savoyarde und wegen dieses Machwerks aus der Schweiz ausgewiesen. Unsere Truppen fanden es als Druckschrift in den französischen Dörfern und die Verbreitung als Flugblatt war mir noch widerlicher als der plumpe Inhalt. Wie kann ein Volk so blind sein, diesen europäischen Krieg einem Einzelnen ihrer Gegner zur Last zu legen? Warum toben diese Flugblätter und die national furchtbar erregten Franzosen nicht gegen die Deutschen, warum nur gegen Einen? Mir scheint: dieser Eine muß ihrer unentbehrlichen Kriegswut gleichfalls als Blitzableiter dienen; ihr heißes Temperament bringt die Wut nicht gegen das deutsche Volk auf. Das ist merkwürdig, falls es eine Tatsache sein würde, was sich freilich in Deutschland nicht mit Sicherheit beurteilen läßt.

Es ist kein strategischer Zufall und kennzeichnet zugleich die ganze politische Lage, daß sich heute in der vierten Oktoberwoche die Schlachtlinie nach Nordfrankreich und an das Meeresufer gezogen hat. Deutschland steht im dritten Kriegsmonat auf der Linie Ostende-Calais Aug in Auge mit England. Das hätten Churchill und Grey im August für unmöglich gehalten, und schon das beweist die Kurzsichtigkeit und den Riesenrechenfehler der englischen Politik.

Nicht vom deutschen, sondern vom englischen Standpunkt aus ist die Politik der „Times" und ihrer Minister bodenlos und falsch.

Die „Times", diese Verführerin des englischen common sens und Wortführerin des banalen Egoismus, schrieb anfangs September: „Frankreich hat die Stärke des Gegners unterschätzt." Tua culpa, tua maxima culpa! — England hat Deutschlands Stärkeverhältnisse total unterschätzt. Es rechnete:

Digitized by Google

Deutschlands Heer minus seiner Armee an der russischen Grenze ist gleich dem französisch-belgischen Heer. Gleich von gleich hebt sich, nötigenfalls lassen wir die andern sich aufreiben und entscheiden mit unseren geschonten Truppen und Hilfsvölkern. Es war nicht bloß Bluff, wenn die Engländer versicherten, den Krieg ruhig in die Länge zu ziehen.

Aber heute ist die Ruhe Bluff. Die Londoner Rechnung ist längst über den Haufen geworfen.

England war verpflichtet, nicht bloß optimistisch zu taxieren, sondern zu wissen und nachzurechnen, wie stark die Volkszahl und die Gesamtarmee, Reserve und Ersatz Deutschlands ist und mußte dazu die Faktoren der Ausbildung und der Ordnungskraft in Rechnung stellen. Das hat der Minister Morley, der alte Gladstonianer und das hat der Arbeiterminister John Burns getan; sie sind aus dem Ministerium Churchill-Grey geschieden, entschlossen, kein Spiel mitzumachen, bei dem die Gewinnchance Englands mäßig und seine Verlustchance riesig ist.

London kalkulierte: wir sperren den Handel, lassen Deutschland hungern und seine Fabriken stillstehen. Aber die Fabriken Deutschlands stehen nicht still, seine Ernte ist überreich und die Vorratskammer Antwerpen, die „Verpflegungsbasis" des aggressiven Englands ist zwei Monate nach Schluß der Mobilmachung in Deutschlands Händen. Ein Riesenrechenfehler.

Aber auch eine Riesensünde. Denn England hat Belgien durch hinterlistige Ratschläge, durch leichtsinnige Versprechungen und falsche Hoffnungen zur Fortführung einer aussichtslosen Politik verführt. Belgien hat nun den Schaden und England mit. Die verbündeten Leidtragenden haben Antwerpen in ein deutsches Faustpfand verwandelt.

Ebenso treibt jetzt England den kleinen Staat Portugal auf die schiefe Ebene. Das ist angesichts der staatlichen und finanziellen Lage Portugals ein gleich ruinöses und gegenüber dem kleinen Vasallen ein gewissenloses Spiel.

Digitized by Google

Schon wegen seiner Flotte durfte England nicht hasardieren. Dieser Schrecken spielt Verstecken. Die maritime Weltstellung Englands ist schon heute erschüttert. Lord Beresford, der Fachmann, hat am 7. Juli 1914 verkündet: „Die Furcht vor den Unterseebooten dürfe die Dreadnougths niemals vor dem meerbeherrschenden Angriff abhalten." Der Lord, der in erster Reihe der englischen Kriegsschürer stand, ist durch die Tatsachen schon heute blamiert, mag noch kommen, was da will.

„Ein, zwei oder zehn Jahre Krieg paßt uns", prahlten englische Minister und warfen mit den renommistischen Bildern vom „Rattenloch" um sich. Aber für Niemand ist die Fortdauer dieses Krieges gefährlicher als für den Herrn von Kap, Aegypten, Indien. Die ganze Behauptung ist also innerlich unwahr. Ueberhaupt die Unaufrichtigkeit und die Widersprüche sind hochgradig. Man behauptet die „Barbaren" zu bekämpfen und marschiert mit Rußland! Man donnert gegen den Militarismus und erhärtet durch die Zurschaustellung antideutschen Hasses die Notwendigkeit der deutschen Rüstung. Aber mehr als das, England militarisiert sich und alle seine Kolonien unter dem Schlachtruf gegen den Militarismus. Solche Verworrenheiten sind die Strafe einer falschen Stellungnahme.

Die Engländer haben viele Köpfe, in denen die politische Logik und der Gerechtigkeitssinn noch latent vorhanden sind. Sie erkennen, aber nur im Stillen: Das Ministerium Churchill-Grey verdiente, im Interesse Englands, durch ein Ministerium Morley-Burns ersetzt zu werden.

Jedenfalls würde in Bordeaux Jean Jaurès längst erkannt haben, daß Frankreich mit dem Odium Englands belastet, seine Aussichten immer mehr verschlechtert. Ich habe am 12. September 1914 im „März" ausgesprochen:

> „Ein Verbot Englands an Frankreich einen die Interessen Frankreichs wahrnehmenden Separatfrieden zu schließen, wäre eine grausame Erpressung Englands auf Kosten des

Digitized by Google

armen Frankreichs, das bis an Verbluten gebracht werden soll, um die Chancen des englischen Friedensschlusses zu verbessern. Dann wäre Frankreich der verwundete Gefangene Englands."

Der Gang der Entwicklung scheint das zu bestätigen und hat sich an Belgien gezeigt. Deutschland hat kein nationales und kulturelles Interesse, Frankreich unter den Folgen des englischen Programms zusammenbrechen zu sehen.

Wenn der Inhalt eines späteren Kollektivfriedens für Frankreich wesentlich schwerer, als derjenige eines früheren Einzelfriedens sein wird, dann tritt die weltgeschichtliche Verantwortung der Männer von Bordeaux in Erscheinung. Wodurch können sie es vor ihrem vom Krieg heimgesuchten und okkupierten Land rechtfertigen, England solche Opfer zu bringen?

Mein Schiff

Von Hermann Konsbrück

Dieser Artikel stammt aus dem Frühsommer, vor dem Krieg

Ich kam an Bord eines Schiffes zur Welt, etwa 13,5 Grad östlicher Länge von Greenwich und 52,5 Grad nördlicher Breite. Es ist also ganz natürlich, daß ich See und Schiffe über alles liebe. Das Schiff ist schon recht alt, und hat wüste Zeiten und Stürme durchgemacht, aber es wurde stets gut geflickt, kalfatert, modernisiert und neu angestrichen. Darum sieht es heute stattlich aus, und wenn die Anderen es sehen, dann ärgern sie sich und schimpfen tüchtig. Mehr zu tun wagen sie nicht, denn das Schiff ist sehr merkwürdig: es hat meistens die Handelsflagge am Top, aber es kommt vor, daß es die Kriegsflagge hißt, und dann hat es schwere Geschütze, die gut bedient werden und dann, dann ist der Teufel los!

Digitized by Google

Das wissen die Anderen, deshalb schimpfen sie nur, wenn wir volle Fracht haben und gut verdienen. Sie grüßen und loben uns, sie tun sehr freundlich und wären glücklich, wenn wir scheiterten. Aber den Gefallen tun wir ihnen nicht.

In der Schiffschronik, im Bordbuch stehen alte sonderbare Geschichten; ob es mit rechten Dingen zugeht, weiß ich nicht, aber es heißt, daß das Schiff in uralten Zeiten aussah, wie ein Wickinger Drachen. Später glich es dem Hansaschiff: „Die bunte Kuh" und dann war es ein Dreidecker, überladen mit Segeln, Kanonen und vielen Fähnchen. Heute ist es ganz modern, führt wenige Flaggen und schaut einmal aus wie ein großer Fracht- und Passagierdampfer und dann wie das größte Panzerschiff. Es hat auch schon ganz und gar festgesessen und war einige Male ein verdammtes Wrack, auf dem die Anderen Schindluder trieben. Aber immer rappelte sich die Besatzung wieder auf, säuberte Deck und Kajüten von den Fremden, und baute das Schiff neu. Oft schon glaubten die guten Freunde, es sei ganz aus und vorbei, man könne das Wrack als Strandgut aufteilen, aber schließlich sind sie noch immer mit dicken Köpfen und leeren Schnappsäcken abgezogen und weil wir uns nicht fressen lassen, darum sind wir sehr unbeliebt.

Das ist alles wohl ein bischen wunderlich, aber es gibt trotz aller Aufklärung immer noch Wunder und zu den erstaunlichsten gehört es, daß die Besatzung meines Schiffes dann am tüchtigsten ist, wenn es dem Schiff am schlechtesten geht. Sieht man sie in guten Zeiten, wenn die Sonne scheint und die See ruhig ist, dann traut man ihr gar nicht viel zu — tobt es aber, steht alles auf dem Spiel oder wird ein Nachbar übermütig — nun ich sagte schon: dann steigt die Kriegsflagge hoch und dann ist der Teufel los!

Kurzum, das Schiff ist wunderlich und schön. Viele, auch Leute an Bord, nennen es einen alten Kasten, man schimpft darauf und liebt das Schiff doch im tiefsten Herzen mehr als sich selbst.

Auch die Besatzung ist wunderlich. Recht zusammengewürfelt, Kerls aus aller Herrenländer, die alle ihren eigenen Kopf haben und nur im Ernstfall einig sind. Sonst zanken sie sich fortwährend,

Digitized by Google

von früh bis spät, im Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Sie bilden stets Parteien und am liebsten wäre Jeder eine Partei für sich, zum mindesten ein Parteiführer. Das steckt ihnen so im Blut, von altersher.

Oft ist das sehr zum Schaden des Schiffes gewesen und manchmal ist es auch heute nicht gut. Denn sie streiten zu oft um das Recht, die Kommandobrücke betreten zu dürfen, und das ist — mit Recht — verboten. Denn wenn die Oberleitung nicht einheitlich ist, dann ist das immer ein Fehler auf einem Schiff. In ganz faulen Zeiten taugte freilich auch die Oberleitung nichts und so beschloß die Mannschaft, die Leitung selbst zu übernehmen. Aber auf die Dauer geht das auf Schiffen recht schlecht.

Heute hat man ein Kompromiß geschlossen, die Obmänner kommen zusammen in einer besonderen Kajüte und stimmen ab über das Wohl und Wehe des Schiffes, über Richtung und Tempo der Fahrt: sie verhandeln mit der Schiffsleitung. Das geht hie und da gut, und oft genug geht es nicht gut — denn die Obmänner stehen nicht immer auf der Brücke, sie haben den Kompaß nicht stets vor Augen und übersehen das Meer nicht weit genug. Das Barometer im Steuerhaus funktioniert besser als das in den Parteikabinen — darum weiß die Schiffsleitung besser, wenn ein Minimum kommt, das den Sturm bringen kann. Streng genommen kann nur sie die letzte Verantwortung tragen, so sollte es sein. Aber viele Parteileute sind schon zufrieden, wenn sie tüchtig auf die Schiffsleitung schimpfen können. Das dürfen sie — und so ist alles in guter Ordnung.

Es gibt Obmänner und andere Leute an Bord, die unglücklich sind über die wunderliche Fähigkeit des Schiffes, den Charakter zu wechseln. Sie möchten, daß es nur ein Handelsdampfer sei, mit dem man gute Geschäfte macht. Ich weiß nicht, ob das gut wäre, denn ich denke, daß das Geschäftemachen nur eine andere Form des Krieges ist. Auch weiß ich, daß nach der Schiffschronik oftmals Kriege sehr gute Geschäfte waren.

Digitized by Google

Natürlich fahren auch viele mit uns, in denen das alte Freibeuter- und Wikingerblut pocht. Die halten nicht viel vom bloßen Geschäftemachen und möchten immer die Kriegsflagge am Mast sehen. Das scheint manchmal etwas übertrieben — aber auf die Dauer haben die doch am Ende mehr Recht als die Krämer, denn ein Schiff ist immer ein bischen im Kriegszustand. Man kann die Elemente nicht stets mit öligen Worten, mit Schlauheit bändigen, nicht einmal durch Verträge.

Die einen können schlecht den Kanonendonner hören, die anderen freut es, wenn es recht kracht. Die ersteren wollen kein Blut sehen, am wenigsten das eigene. Die anderen sind stolz darauf, ihr Leben für das Schiff einzusetzen und sagen, daß das der Altruismus in höherer Form sei. Sicher ist, daß diese schon oft viel erreicht haben zum Wohl des Ganzen. Das steht auch in der Schiffschronik.

Aber die Händler und Kriegsleute sind nicht die Einzigen, die abstimmen. Es gibt eine dritte Gruppe, die fährt wohl mit und zwar ersichtlich gern. Sie will sogar die Hände am Ruder haben, trotzdem sie in enger Verbindung steht mit einem alten Herrn auf einem anderen Schiff; mit einem alten unsterblichen Kapitän, den man immer wieder neu wählt, wenn er tot ist. Das ist sehr sonderbar und noch sonderbarer als das Fraternisieren eines Teiles der Mannschaft mit Mannschaften anderer Schiffe. Denn an Bord sind in den letzten Jahren, gleich mir, viele Leute geboren worden und die wollen alle ihren Lohn, ihren besseren Lohn. Das scheint mir ganz natürlich. Aber die Leute im Mittelschiff, die viel mit den Schiffskaplänen zusammenstecken und immer auf die Worte des alten Herrn lauschen, von dem sie sagen, daß er nie einen Fehler macht, diese Leute versteht man nicht recht. Aber ich denke, sie täten das nicht, wenn es nicht vorteilhaft für sie wäre; daß es für das Schiff gut ist, will mir nicht einleuchten.

Lustig ist es, daß man in den verschiedenen Kajüten eigene Blätter herausgibt, die immer aufeinander schimpfen. Dann gibt es auf den einzelnen Verdecks große Aufläufe, bei denen auch

Digitized by Google

alle auf die anderen schimpfen. Dann lache ich und freue mich über den Trubel. Die Wenigsten merken, wie einseitig sie sind und vergessen, daß es bei allem nur um das Schiff, nicht um einen Teil des Schiffes gehen sollte. Daran denken sie nur in ernsten Zeiten, und wenn man das nicht wüßte, würde man sich manchmal ärgern.

Wir haben sehr viele Spießbürger am Bord, die ängstlich ihre Pfennige hüten und vermehren. Abends sitzen sie immer beim Bier zusammen und schimpfen auf die Schiffsleitung. Sie kommen ganz selten aus ihren Kajüten heraus und wissen doch alles am besten. Das sind sehr komische Leute, diese berufsmäßigen Entrüstungsrummler. Sie schaden selten, werden gewöhnlich recht alt und darum muß man glauben, daß das Schimpfen gesund ist.

Manches an Bord stammt noch aus alter Zeit und ist sehr schön. Das Neue läßt oft viel zu wünschen übrig, aber man baut fortwährend um und darum wird das Schiff einmal sehr schön sein. Heute ist man froh, daß es fest und seetüchtig ist. Es schwimmt gut im Wasser, rollt und stampft wohl gelegentlich, aber das Metazentrum liegt günstig und von Kentern ist nicht die Rede.

Man spricht davon, das Schiff noch zu vergrößern, weil zu viele Menschen an Bord sind, aber ich glaube, dieser Neubau hat noch Zeit.

Früher war am Bug eine Gallionsfigur, eine Frau im Panzer mit Helm, Schild und Schwert, heute hat man da einen schönen Adler angebracht, und wenn die Kriegsflagge weht, ist auch stets ein Adler in der Luft. Lange sah man nur die dreifarbige Handelsflagge. Ich sagte schon, die anderen Schiffe achten und grüßen sie ohne Zuneigung — weil sie wissen, wie schnell die Flagge gewechselt werden kann. Das ist gut so und darüber kann man sich freuen.

Digitized by Google

Polen und Rumänien

Von Lutz Korodi

Zu einer ruhigen, leidenschaftslosen Betrachtung des ostmärkischen Problems", wurde neulich in einer Berliner Tageszeitung eingeladen. Der Krieg und die Haltung der Polen in den Ostmarken gab dazu Veranlassung. Hoffentlich wird die Aufforderung an recht vielen Stellen beachtet. Man hätte eigentlich gar nicht erst den Krieg abzuwarten brauchen, um aus der Erfahrung des politischen Alltags zu dem Schluß zu gelangen, daß die „Polenpolitik", was man gemeiniglich darunter versteht, verfehlt war. Aber in Friedenszeiten gingen die Meinungen nur darüber auseinander, wenigstens in Kreisen, die als entschieden national galten, ob ein größeres oder geringeres Maß an Schärfe den Polen gegenüber am Platze sei. Wer darüber anders dachte, von Grund aus anders, kam leicht in den Verdacht, das Problem des deutschen Nationalstaates nicht in seinen letzten naturgemäßen Konsequenzen erfaßt zu haben, oder er war verschwommener Humanitätsduselei verdächtig. Jetzt, wo der große nationale Zug durch das ganze deutsche Volk geht, ist man solcher Mißdeutung nicht ausgesetzt, und es kann darum der Gegenstand auch in der Oeffentlichkeit unbefangener — und im Bewußtsein der errungenen Kriegserfolge auch „ruhig und leidenschaftslos" — behandelt werden. Die Ereignisse im Osten drängen förmlich zu dieser Erörterung.

Der Grundirrtum aller Deutschen, die durch staatliche Gewaltmaßregeln die vollständige Germanisierung des preußischen Ostens bewirken wollten, war darauf zurückzuführen, daß die Fürsprecher dieser Methode praktische Nationalitätenpolitik aus eigener Erfahrung nicht kannten. Die besten Vorstudien dazu lassen sich wohl kaum irgendwo besser machen als in Ungarn, wo der Nationalitätenkampf der eigentliche Lebensinhalt der Völker und der politischen Parteien ist. Ich habe im persönlichen Verkehr mit Nichtmagyaren in Ungarn immer gefunden, daß die extremsten Führer der Rumänen, Slowaken oder Serben aus magyarischen Schulen hervorgegangen waren, wo sie durch den Sprachenzwang zum vollen Bewußtsein von der inneren Macht ihres angeborenen Volkstums geradezu erzogen wurden. Die einengenden staatlichen Einrichtungen taten dann das übrige, um den „Fremdsprachigen" gegen den Staat aufzureizen, von dem sie nur Unfreundlichkeit erfuhren. Nach dem Ausbruch dieses Krieges hat auch die ungarische Regierung eingesehen,

Digitized by Google

daß man anders verfahren müsse, wenn diese Staatsbürger gegen die Verlockungen gefeit sein sollen, die von außen an sie herantreten. Der ungarische Kultusminister v. Jankovich hat nun unlängst — in diesen Kriegszeiten — einen Erlaß herausgegeben, wodurch der Muttersprache nichtmagyarischer Kinder in den staatlichen Volksschulen ein nach bisherigen Begriffen unerhört weiter Spielraum gewährt worden ist, und Ministerpräsident Tisza hat zur selben Zeit wiederholt feierlichst verkündet, daß das Verhältnis der Magyaren zu den Rumänen von Grund aus anders gestaltet werden solle, nachdem er sich in diesen schicksalsschweren Stunden der Monarchie von der unerschütterlichen Staatstreue der Rumänen überzeugt habe. Der auch in der reichsdeutschen Presse gelegentlich geäußerte Wunsch, daß die Magyaren mit Rücksicht auf das Verhältnis Rumäniens zu Oesterreich-Ungarn schon während des Krieges den ungarländischen Rumänen gegenüber einlenken mögen, ist schneller in Erfüllung gegangen, als man erwarten konnte. Wenigstens der Anfang ist gemacht.

Der Vorgang reizt geradezu zu Analogieschlüssen in Anwendung auf die Polenfrage, so verschieden auch die Lage hier und dort im Einzelnen ist.

Man könnte zwar vor allem einwenden, daß Ungarn eben ein Nationalitätenstaat ist, dessen Nationalitätenpolitik grundsätzlich von andern Voraussetzungen ausginge, als es im deutschen Nationalstaat möglich sei. Indes sind die psychologischen Folgen gerade einer Schulpolitik, die auf gewaltsame Entnationalisierung ausgeht, in allen staatlichen Verhältnissen dieselben; am wenigsten Aussicht auf Erfolg hat solche Schulpolitik bei Völkern, die national temperamentvoll veranlagt sind. Und zu diesen Völkern gehören unstreitig die Polen so gut wie die Rumänen. Ich habe es noch vor Jahren (in der Kreuzzeitung) offen ausgesprochen, daß ich es für das richtigste hielte, wenn man den Polen, unter ausreichender staatlicher Aufsicht, Schulen zu errichten gestattete, in denen die Unterrichtssprache Polnisch ist. Die weitere Entwickelung der Polenfrage bestärkt mich nur in dieser Auffassung. Durch das Zugeständnis polnischer Unterrichtssprache in den eigenen Schulen der Polen würde den Polen, die wirklich irredentistische Neigungen haben, der beste Agitationsstoff entzogen und wem es unter ihren Volksgenossen aufrichtig an der Erlernung der deutschen Sprache läge, dem stünden ja die deutschen Schulen zur Verfügung. Auf diese Weise würde auch verhindert, daß der Pole durch verhaßten Zwang dazu genötigt wird, — sich zum überaus erfolgreichen wirtschaftlichen Konkurrenten des Deutschen auf preußische Staatskosten auszubilden und den Deutschen im geschäftlichen Leben ins Hintertreffen zu drängen, weil eben der Deutsche in den Ostmarken nicht in dem Ausmaß zweisprachig vorgebildet ist wie — dank der staatlichen Fürsorge — der Pole. Bei völliger Ausschaltung des Sprachzwangs

Digitized by Google

würde sich auch ganz von selbst der friedliche Prozeß einer, übrigens gar nicht mit Absicht zu erstrebenden, teilweisen Germanisierung einstellen, die beim alten Kurs vergeblich erwartet wurde. Jetzt ist der Zeitpunkt gegeben, wo der völlig neue Kurs in den Ostmarken, der auch den Interessen des Deutschtums am meisten entspricht, sofort in Kraft treten kann. Und die Regierung darf — nach den erfochtenen Siegen auf dem Schlachtfelde — das tun, ohne der Schwäche geziehen zu werden, indem sie die Aenderung ihrer Politik als verdienten Preis bietet für die dem Reich bewiesene Staatstreue der Polen. Das könnte in weiterer Wirkung später — auch im benachbarten Russisch-Polen reiche Früchte bringen, mag dies nun ein selbständiges Königreich oder als besonderes Kronland unter Oesterreichs Oberhoheit gestellt werden.

In Tschangscha

Von Norbert Jacques

II.

Die blonde Frau war die einzige deutsche Frau, die in Tschangscha wohnte. Wir waren am Abend dort zu Tisch, um die Bekanntschaft der übrigen paar Deutschen zu machen. Es waren drei junge Leute. In ihren Händen lag fast der ganze Handel, der diese Gegend mit Europa verband. Der deutsche Kaufmann hatte sich Hunan gesichert. Die drei jungen Leute sprachen natürlich über China, weil sie sich dachten, daß wir etwas von diesem Land sehen wollten. Sie saßen sehr hoch als europäische Kaufleute und taten so, als ob es nicht diese immer sehr höflich und sehr nebensächlich lächelnden Compradore gäbe. Ein Großkaufmann von der Küste hatte uns vor kurzem gesagt, die Europäer seien heute nur mehr die Kulis ihrer Compradore. Die jungen Kaufleute aus Tschangscha sprachen über China, wie man über einen Jahrmarkt spricht. Die Städte waren Löcher voll Schlamm und Gestank, die Frauen verschminkte Affen, die Musik ein heidnischer Radau, das Theater eine sinnlose Langweiligkeit, die fleißigen Kulis faulenzende Verbrecher und die chinesischen Geschäftsleute eine Bande von Schurken, die sich in der letzten Zeit frecher als je daran begab, das altbewährte Monopol des Uebervorteiltwerdens durch Europäer zu brechen.

Digitized by Google

Die Art, wie wir die drei jungen Kaufleute über China reden hörten, tat unserer Liebe zu diesem sagenhaften Volk nicht wohl. Ich weiß nicht, ob die jungen Kaufleute eine Vorstellung darüber besassen, daß China seine Seele in einer eigenen Entwicklung gebildet hatte. Aber sie sprachen auch nicht lang. Sie redeten mit programmäßiger Kürze ihre chinesischen Sachen herunter. Wir kamen ja weder Erzgruben noch Schweinegedärm nach Tschangscha kaufen. Es gehörte dazu, daß man solche Reisenden ein wenig mit seinen chinesischen Ansichten unterhielt.

Das Gespräch begann bald abzuschwenken und nahm einen Unbekannten in seine Finger, der heute Abend auch hätte kommen sollen. Sie nannten ihn Emil Schlehmil. Sie wußten nur Närrisches von ihm zu erzählen, nur unfruchtbare pedantische Streiche. Aber diese Dinge schienen mir ein Beigemisch von seltsamem Gemüt zu haben und mochten einen Kopf spiegeln, der nicht mit den Augen der drei jungen Kaufleute in Tschangscha die Welt anschaute. Aber sie sagten, er könne uns trotz seiner Verrücktheit sehr nützen. Er spreche sehr gut chinesisch und verbringe seine Tage damit, durch die Stadt zu strolchen. Sie fügten hinzu, es täte ihnen leid, falls wir überhaupt darauf halten sollten, uns einmal die Stadt anzuschauen, uns in dieser Beziehung nicht dienen zu können. Aber sie seien so mit Arbeit beladen, daß sie nie Zeit fänden, sich in die Stadt zu begeben, und sie zögen es auch vor, diesem interesselosen Dreck- und Gestankkessel aus dem Weg zu gehen.

Darüber kam ein Diener und brachte einen Brief von Emil Schlehmil an die Hausfrau. Sie zeigte mir ihn. Er entschuldigte sich darin sehr komisch, daß er nicht zum Abendessen kam. Der Brief war in Versen, und witzige Zeichnungen illustrierten ihn. Diese Verse und Zeichnungen waren merkwürdig. Ein krauser Humor überrankte in ihnen zärtliche Gefühle. Der Schreiber schmiegte sich an die kleine goldblonde Frau und verbarg unter burleskem Selbstspott den Versuch von hundert zärtlichen Berührungen. Die Frau sagte mir lachend: „Verrückt nicht wahr?" Ich dachte, nein, und sah ihr in die Augen. Und diese klugen und

Digitized by Google

schelmischen Augen wußten, was der Brief nicht verraten sollte. Ueberhaupt waren alle in die Frau verliebt.

Die anderen sprachen noch öfter über Emil Schlehmil. Schließlich schien mir, daß ihnen die Art, wie er mit Ausdauer verbarg, was er in Tschangscha machte, das Wichtigste an ihm sei. Mitten in die Gespräche hinein begann es plötzlich wütend zu schießen. Es krachte und donnerte hastig und brutal, der Lärm wuchs, das ganze leicht gebaute Haus war auf einmal zitternd eingespannt in das dröhnende Erbeben. Wir hörten auf zu sprechen. Keiner verstand mehr ein Wort des andern und alle hielten sich die Ohren zu.

Da kam ein chinesischer Diener und sagte der Hausfrau, der alte Herr Jen Ling Tan, der Besitzer des Hauses, der unten wohnte, ließe mitteilen, daß die Hauptfrau seines Sohns ihren ersten Knaben geboren habe. Dies zu feiern, brannten sie unten im engen Hof lange mehrreihige Bänder von Pulverfröschen ab, und ihr Gedonner krachte hoch in die Nacht der Geister, den Unsichtbaren, den Dank eines beglückten Familienvaters zu.

* * *

Am nächsten Tag kam Emil Schlehmil zu uns. Er war ein blonder Deutscher. Ein heller Schopf richtete sich auf seiner Stirn zurück. Er hatte einen schönen Kopf mit festen Zügen und in seinen blaugrauen Augen standen manchmal abwesende Träume. Er wollte uns mit in die Stadt nehmen. Ein Boy ging drei Tragstühle holen. Wohl sahen wir die Stadtmauer kaum hundert Meter von uns weg. Aber sie hatte nur fünf Tore und sonst keinen Einlaß und wir hatten ein langes Stück Weg bis in die Stadt. Die Stühle kamen. Sie waren außen dunkelblau und im Innern mit handgedruckten farbigen Papieren, mit Spiegelchen und festgemachten Väschen ausgestattet. Auf den Scheiben wuchsen gemalte Blumensträuße. Aber die Fenster waren verhängt. Gre bekam zwei Träger, wir beide jeder drei. Wir schlüpften auf den Sitz. Ein Brett wurde zum Aufstützen der Arme vorgeschoben, dann fiel der Vorhang vor der Oeffnung. Ich saß in einem engen Halbdunkel, das plötzlich

Digitized by Google

mit einem Ruck schwankend in die Höhe sprang und leis schaukelnd davoneilte.

Ich schob den Vorhang so weit zurück, daß ich wenigstens einen Streifen Ausblick hatte. Zwei Kulis trugen die beiden Tragstangen vor mir auf den Schultern. Sie liefen mit nackten Beinen durch den glitschigen Schmutz. Die Fersen klopften auf die Steinplatten der Gasse, hart wie Holzklöppel. Die Körper waren in leichtem blauen Baumwollzeug. Man sah Glieder und Muskeln darunter hüpfen. Alles ging ruckweise im wippenden Takt der Bambusstangen. Die Körper waren mit all ihren Bewegungen wie eingespannt in diesen Taktschlag. Die Kulis trotteten wie Pferde. Sie eilten eine lange gewundene Gasse entlang, die zwischen Fluß und Stadtmauer klebte. Ein dunkles Gewirr von merkwürdigen Einzelheiten stürzte im kleinen Spalt, durch den ich schauen konnte, zurück. Die Kulis brachen sich rücksichtslos Bahn. „Dso, dso!" schrieen sie. „Ka de, ka de! Dso, dso. Che, che!" Kurz und wütend. Wer war ihrer heiligen Arbeit im Weg? Ein altes chinesisches Gesetz hieß: Dem arbeitenden Kuli tritt aus dem Weg! Die Gasse war mit breiten Steinplatten gepflastert. Manchmal fehlte eine. Der Schlamm spritzte an einem aufklopfenden Fuß hoch, der Fuß glitschte ein wenig, ich dachte: Jetzt fällt die ganze Anstalt! Aber der Kuli stemmte sich fest und eilte weiter. Meine Spannung mußte sich teilen. Was war in all diesen dunkeln, offenen, von arbeitenden Menschen wimmelnden Häuschen, die hastig und geheimnisvoll am Spalt vorüber eilten? Und: ob nicht doch einmal einer der Träger stürzt?

Eine Treppe stieg vom Fluß in die Gasse. Züge von Wasser- und Lastenträgern stürzten herauf und drangen ungestüm, ihrer Arbeit anheim gegeben, in die in der Gasse schiebenden Massen von Lastträgern, Rickschas und Sänften hinein. Mein Stuhl flog in den Wirrwarr, wie ein Keil. Die Ader stockte. Eimer, Strohballen, große Kästen, Hausiergestelle, Körbe mit Fischen und Gemüse, Rickschas, Bambusstangen, Schubkarren, die den kostbaren Straßenschmutz in die Aecker führten, klemmten sich

Digitized by Google

zusammen. „Dso, dso!“ brüllten meine Träger und stampften wütend auf. Die ganze Verwirrung schreit, flucht, droht, stößt gegen einander und rammt sich immer fester. Da stürzt ein Wasserträger. Ein Strudel von Bewegung entsteht über ihm. Er schlägt sich kriechend ins nächste Haus. Das Ganze kommt rasch wieder in Fluß und trennt sich mit wildem Geschimpf. Der Stuhl schwippt weiter auf den Schultern der Männer. „Ka de, ka de! Dso, dso! Che, che!“ brüllen sie.

Auf einmal dreht der Stuhl unversehens um eine Ecke herum und dringt in ein langes, pechschwarzes Loch hinein. Es ist vollgestoppt mit schiebenden Menschen. Das Gewölbe hallt von wütendem Geschrei. Man sieht nur ein dunkles Gewoge und im Bogen des Ausgangs aus der langen tiefen Höhle eine schmale gerade Straße etwas bergan ziehen. An den meisten Häusern ist diese Straße mit Matten oder Brettern überdeckt.

(Fortsetzung folgt.)

Im Felde

Die 119er

Lieber Paul! Nachdem ich endlich irgendwo diesen Fetzen Papier ergattert habe und durch einen längeren Halt auf unserem heutigen Marsche Gelegenheit finde, zu schreiben, will ich Dir von meinen bisherigen Kriegserlebnissen Einiges erzählen.

Nachdem wir vom 8.—20. August durch das Lothringische, Luxemburgische und Belgische marschiert waren, wurden wir am 21. 8. abends alarmiert. Die ersten feindlichen Patrouillen waren gemeldet. Wir marschierten die Nacht hindurch und kamen den andern Tag ins Gefecht, das 2. Bataillon blieb vorläufig zur Verfügung des Brigadekommandeurs. Und es dauerte nicht lange, so erhielten auch wir vom 2. unsern Auftrag, nämlich, unsere linke Gefechtsflanke zu sichern. Wir marschierten durch ein Bauernnest, wo wir in blauen Bohnen unsern Willkommgruß empfingen, was uns schließlich weniger genierte; es handelte sich dabei nur um verschiedene feindliche Soldaten, die sich in den Häusern versteckt hielten und jetzt blind darauf los knallten. Kaum hatten wir das Dorf verlassen, als für uns das Signal zum Aufpflanzen des Seitengewehrs erschallte, worüber jeder erstaunt war, — das ging doch zu schnell! — Nach dem Sturm zeigte sich auch, daß wir nur eine verstärkte Feld-

Digitized by Google

wache als Gegner gehabt hatten. Das war der Anfang des ersten Gefechts bei Barancy und Musson, zwei kleinen Städtchen in der Nähe von Longwy. Dasselbe begann so gegen 9 Uhr bei dichtem Nebel und dauerte bis 4 Uhr. Wir stürzten nur so vor, als könnten wir nicht getroffen werden, bis nacheinander neben einem Der oder Jener verwundet wurde. Genannte zwei Städtchen waren vom Feind stark besetzt und wir als Bataillon ohne Artillerie zu schwach, ihn herauszutreiben. Endlich bekamen wir mittags Artillerie, die mit wohlgezielten Schüssen die Dörfer zusammenschoß und jetzt konnten wir erst recht arbeiten. Wir stürmten die Dörfer und trieben den Feind weit genug zurück, um abends ca. 15 Kilometer vorzumarschieren. Nachts biwakierten wir, bei den noch wärmeren Nächten war dies nichts so Unangenehmes, aber gegenwärtig frierts einen schon empfindlich.

Den ganzen folgenden Tag wurde vormarschiert bis nach dem Städtchen Longuyon, wo wir einquartiert wurden. Dieses Quartier mußten wir allerdings am andern Morgen teuer bezahlen. Mit knapper Not kamen wir aus dem Städtchen heraus, denn früh morgens wurde dasselbe von der französischen Artillerie beschossen, nachdem ihnen unser Aufenthalt verraten worden war. Jetzt bekamen wir erst den richtigen Eindruck vom Krieg, nachdem rechts und links, vor- und rückwärts die Granaten und Schrapnells platzten. Wir wußten nicht wohin, um dem Höllenfeuer auszuweichen und begannen schon zurückzugehen, da rettete unser Oberst die Lage. Er schrie in die Brigade hinein, der Feind weiche vor der 27. Division, wir sind die 26.!... Da kehrte der Mut zurück.....

Die Trommeln trieben zum Vorgehen an und wieder schlugen Granaten ein, diesmal bewirkten sie das Gegenteil!.. Nichts wie vor, aus dem Artilleriefeuer heraus; was schadet uns die feindliche Infanterie viel da vorne, so dachte Jeder und bald hatten wir die Feinde zum Weichen und fluchtartigen Rückzug gebracht. Dieses das zweite Gefecht kostete viel, wir hatten in der Kompagnie etwa 50 Tote und Verwundete.

In den nächsten Tagen überschritten wir ohne weiteren Widerstand die Maas, wo wir 3—4 Tage in befestigter Stellung verblieben, um den französischen Versuch, uns über die Maas wieder zurückzutreiben, zu verhindern. Das gelang uns jedoch nicht, ohne bei Montigny ein hitziges Gefecht bestanden zu haben. Da hatten die Franzosen wieder die Ortschaft besetzt, wo wir sie hinaustreiben mußten. Die dummen Franzosen! Das kostet ja immer das ganze Dorf, jedes besetzte Dorf wurde nämlich von uns grundsätzlich zusammengeschossen und angezündet. Das hatte seinen Erfolg, wenigstens hörte dieses hinterlistige aus den Häusern Schießen nach und nach auf; überhaupt vermeidet der Franzose ein offenes Schlachtfeld. Die Infanterie ist lange nicht

Digitized by Google

so gut wie ihre Artillerie, die sich mit der unserigen messen kann, nur sind ihre Geschosse nicht so gut, wofür wir schon häufig Gott dankten, sonst wären wir viel weniger Unverletzte.

In den nächsten Tagen marschierten wir in der Richtung Clermont, wo ab und zu kleine Scharmützel vorkamen, die von keiner weiteren Bedeutung waren. In Clermont todmüde angekommen, übernachteten wir im Kirchhof auf den Grabsteinen. Am 6. 9. mittags ging es weiter nach Rubecourt, einem Dorf bei Grandpré. Das bezogene war unser zweites Quartier, in der Zwischenzeit hatten wir immer kampiert. Das Quartier war gut, wenigstens fand sich bei Untersuchung des Kellers für jeden Soldaten eine Flasche Wein, der uns aber schwer aufstoßen sollte. Wieder wurde von der Bevölkerung, trotzdem wir die Angesehensten als Geiseln festgenommen hatten, unser Aufenthalt verraten und am Morgen des 7. 9. kamen wir in ein fürchterliches Gefecht, das bis abends dauerte und am andern Morgen von Tagesanbruch bis zur Dämmerung sich fortsetzte. Da haben wir Schreckliches mitgemacht!

Der Feind hatte sich nämlich in der Umgegend konzentriert und seine letzte längst vorbereitete Verteidigungsstellung eingenommen. Das war auch der Grund, weshalb er sich nach den ersten Gefechten 5—6 Tagesmärsche zurückgezogen hatte, hätten ihm sonst den Weg abgeschnitten. Ja, das waren drei Gefechtstage, die kosteten viel Blut, besonders 119er. Wir sehnten uns bei Tagesanbruch schon nach der Nacht, die wenigstens Ruhe vor dem Feinde brachte. Zur Ruhe kamen wir ja erst, nachdem wir noch 3—4 Stunden geschanzt hatten, dann lag man 3 Stunden im Graben und wurde dann in aller Frühe wieder durch Kanonendonner begrüßt. Wir waren so müde, daß uns selbst im Artilleriefeuer, wenn es nicht gerade in die Reihen direkt einschlug, die Augen zufielen.

Da konnte man Bilder sehen!

Am ersten Gefechtstag wurde eine Batterie unserer Artillerie beim Auffahren von den Franzosen bemerkt, kaum aufgefahren, wird diese Batterie Feldartillerie von der feindlichen schweren beschossen. Ein Volltreffer nach dem andern schlug in die Batterie, aber wie Helden haben unsere Leute Stand gehalten. Ein Geschütz nach dem andern wurde zusammengeschossen bis auf eines, das die Nichtverwundeten heldenmütig bedienten. Dann streifte die feindliche Artillerie das umliegende Gelände ab und wie durch ein Wunder lagen wir 119er vor der Geschoßgarbe. Am zweiten Tage hatten wir den Feind aus seiner Stellung vertrieben. Unsere Maschinengewehre hatten dabei Vortreffliches geleistet, die sind hervorragend, dabei sind die französischen Kinderspiel. Plötzlich erhielten wir Feuer aus der Flanke, der Feind bekam Verstärkung und nach hartnäckigem Widerstand mußten wir eben weichen. Bald nahmen wir wieder Stellung und gewannen das bereits früher gewonnene Gelände wieder zurück.

Digitized by Google

Hätten wirs nur mit der Infanterie zu tun, die würden wir scharenweise zurückjagen. Wir mußten jetzt unbedingt Ruhe haben und wurden daher für 2 Tage aus der ersten Linie zurückgezogen. — Die Ruhe vor dem Sturm —!

Am Abend des 10. September kam ein Korpsbefehl: Es wird ein nächtlicher Sturm unternommen, Parole Sieg oder Tod! —

Wir marschierten nachts 12 Uhr ab, alles entladen, damit kein Schuß losgehen kann. Nach 2 Stunden der leise Befehl: „Seitengewehr pflanzt auf!" Und jetzt ging es los.. Mit lautem Hurra stürzten wir uns auf den in der regnerischen Nacht nur auf einige Meter sichtbaren Feind, der uns mit Salven überschüttete. Da fielen viel, aber der Sturm gelang und wir verfolgten den Feind 2 Kilometer weit, bis er wieder Stellung nimmt, aber auch daraus wird er vertrieben. Dann kommt wieder die abscheuliche Artillerie, diesmal hat sie Schiffsgeschütze, das merken wir. Unsere Artillerie kann nichts gegen sie ausrichten, sie ist einbetoniert und unsichtbar, — wo wir auffahren, werden wir beschossen.

Wir sind auf einem französischen Schießplatz, kein sicheres Plätzchen auf dem ganzen Feld. Ungefähr 150 Mann sind wir in vorderster Stellung, die hätte keiner lebend verlassen, wenn die französische Infanterie unsere Schneid hätte, so aber sind wir, Gott sei Dank, unversehrt zum Ganzen gekommen.

Um unsere Stellung zu halten, mußten wir uns eingraben, gegen Artilleriefeuer. Ein Volltreffer schlägt in die Gräben unserer Kompagnie.

Die zwei andern Armeekorps neben uns konnten mit ihrem Sturm nicht durchdringen, so daß wir leider am 13. September zurückmarschieren mußten und zwar beinahe 60 Kilometer, nach einer Nacht so regnerisch und so stürmisch, daß wir keinen trockenen Faden mehr am Leibe hatten. Wir zitterten und schnatterten wie ein Hund im Winter, die Nacht hatten wir nämlich im Graben zugebracht, den hatten wir zugedeckt, der Sturm aber hatte Alles wieder weggerissen.

Wir gingen zurück nach Fl. und seither sind wir nur noch einmal im Gefecht gewesen. Andere sind jetzt vornen.

Jetzt habt Ihr so ungefähr ein Bild vom Krieg. Hoffentlich werde ich mit Gottes Hilfe auch im weiteren Verlauf des Kriegs gesund und wohlbehalten bleiben. Jeder Tag macht uns das Leben werter.

Termes, 27. September 1914. Theodor.

Digitized by Google

Russische Kanonen vor dem Arsenal

Von Felix Braun (Wien)

ine riesige Zitadelle, mit mächtigem, an gotische Burgen Italiens gemahnendem Mittelbau, ragt das Arsenal einsam über der Simmeringer Heide, der fremdesten, ödesten, traurigsten Gegend Wiens. Viele haben es nie gesehen, wenige kennen das reiche Heeresmuseum seiner Innenräume. Nun wandert die ganze Stadt zu ihm hin. Eine Anzahl der in den galizischen Kämpfen erbeuteten russischen Kanonen ist auf dem weiten Platze vor dem Gebäude zur Besichtigung aufgestellt worden. Das ist kein alltägliches Schauspiel.

Ein ungeheurer Sonnenuntergang geschieht. Auf hochaufgetürmten grauen Wolkengeschwadern erscheint in langen parallelen wagrechten Streifen tiefes Rot, wie Blut glühend, wie Wein funkelnd, wie Feuer leuchtend, über den ganzen Himmel nach allen Richtungen hin verstreut, bald stärker, bald schwächer, vor dem Gold des Lichts, dem Weiß der Wolken, dem Blau der Himmelsfreiheit, überwältigend und rührend, von venezianischer Pracht. Ich stehe auf dem Schwarzenbergplatz und warte auf die Elektrische. Bis der Wagen kommt, verblaßt allmählich der Triumph des herrlichen Rot, Violett tritt vor, sinkt hin, rasch wird alles dunkel, grau und schwarz.

Beim Ostbahnhof steige ich aus. Diese Gegend, einst so leer, so fremd, als begänne hier schon die Ferne der Reise, obgleich ja noch die Bezirke Favoriten, Simmering und Meidling jenseits sich erstrecken, — wie ist sie nun belebt! Der Maria-Josefa-Park, berühmt durch seine herrlichen Rosen, ist voller Menschen. Vor dem Ostbahnhof die Plätze und Wege sind schwarz von Wartenden, Gehenden, Schauenden. Soldaten eilen hin und wieder. Gruppen bilden sich. Ein Zug mit Verwundeten soll ankommen, Kombattanten auf die Schlachtfelder abreisen. Der Abend, ganz erdunkelt, mit gelb leuchtendem Horizont, läßt all das Treiben und Wirren nur noch wilder von seinem Grunde sich heben. Ich gehe durch den Park, um mich braust's und rauscht's. Da — über den Bäumen die Zinnen und der gewaltige Blitzableiter des Arsenalturms!

Der ungemein weite freie Raum wimmelt von Menschen. Soldaten stehen, sprechen, halten Wache vor dem Tore. Automobile rasen heran, Offiziere eilen heraus, Volk sieht zu. Landsturmmänner mit alten langen Werndlgewehren, die blanke lange Bajonette aufgepflanzt tragen, haben vor dem Eingang Posten gefaßt. Ich frage einen, wo denn die russischen Kanonen wären; er weist mich an den Platz links, wo eine große gescharte Menge bereits anzeigt, daß hier das Ziel der Wanderung ist.

Digitized by Google

Ich habe sie nun auch gesehen, die ungeheuren Werkzeuge des Mordes, jetzt arm, alt und tot, wie sie dastanden auf ihren riesigen Rädern. Das sind nun die Rohre, die geflammt und gedonnert haben in den Schlachten! Grünlich ist ihre Farbe. Panzerdeckungen hatten die Kanoniere zu schützen, manche weisen Spuren unserer Kugeln. Die beiden Sättel an der Lafette sind leer, leer ragen die langen Deichselstangen der Wagen. Wo sind sie hin, die Lebenden, Menschen und Pferde? Mich beschleicht's grauenvoll, wie diese Geräte, noch vor kurzem mächtigste Lebensgewalt, nun da ruhen, als ob sie aus Waffenkammern und Arsenalen hervorgeholt wären. Abgenützt und ganz ohnmächtig, wie sie scheinen, werden sie zum Sinnbild des furchtbar eiligen Alterns der Zeit, auch dieser, die wie keine andere noch, ihre innersten Kräfte erlebt, ihre äußersten Schicksale erzwingt.

Die Leute stehen herum, erörtern Wert und Unwert der Geschütze, prüfen, betrachten alles daran mit schönem Ernste. Es ist sehr still auf dem Platze. In keinem Gesicht sah ich Triumph oder Stolz. So ruhig sahen und sprachen alle, wie es dem edlen Sieger ziemt. Gewiß war für viele Neugier ein starker Antrieb, hieher zu kommen, allein ich bemerkte nicht einen leer genießenden, gaffenden Blick. Die Kinder setzten sich auf die Rohre, kletterten auf die Wagen. Und die großen bärtigen Landsturmkrieger wehrten es ihnen nicht.

Als ich durch die dunklen Vorstadtgassen nach Hause ging, fiel mir ein, wie sehr doch die Gesichter dieser Menschen Gesichtern auf alten historischen Bildern geglichen hatten. Der Krieg, das ist alte Zeit und so war ich denn lebendigen Leibes in alter Zeit. Die Leere des Platzes vor dem Arsenal, gemahnte sie nicht an das alte Wien, das Canaletto gemalt hat? Mir war, ich sehe Napoleon auf der Freiheit vor Schönbrunn daher reiten; ich sehe die Gestalt von Grillparzers Vater, gebückt, gesenkten Blicks, durch die Menschenmenge sich Bahn schaffen. Das Klingeln der elektrischen Wagen begleitete mir noch lange die Träume fort, bis die Lichter des Rings, die Großstadt verkündend, mich wieder in meine Zeit zurückführten.

Neueste Kriegslyrik

Während sonst die Verse um Liebe und Natur kreisten, Erfüllung und Verlassensein, der Sterne Gang, lichte und dunkle Stimmungen in Reimen wiederkehrten, erschallt jetzt in den Rhythmen nur kämpferischer Seelen Schrei, und der Krieg, seit jeher Vater aller Dinge, bewies, daß er nicht unbedingt Stiefvater der Dichtkunst sein muß. In den erregten Schimpfereien der Kipling, Shaw, Wells, Maeterlinck, Bergson, Romain Rolland widerhallte allerdings nur das wirre Geheul, die Katzenmusik der Schrapnells und Granaten. Aber wir Wilden sind doch bessere Menschen: aus den Versen der „Barbaren" schallt innere und äußere Harmonie. Es zeigt sich

Digitized by Google

nun eben, wer in Wahrheit Barbar ist. Homer schon stellte einen Hauptunterschied zwischen kultivierten und unkultivierten Kämpfern fest: die Griechen zogen gefaßt, still, tapferschweigend in die Schlacht, während die Scharen der Asiaten brüllend, lärmend, die innere Unruhe und geahnte Minderwertigkeit durch schrilles Gekreisch übertönend sich in die Gefilde ergossen. So und nicht anders sind die Kundgebungen der französisch-englischen Oberdichter zu verstehen; die Herren glauben durch Kratzen und Beißen ersetzen zu können, was ihren Völkern an kämpferischer Extase, an ruhiger Männlichkeit fehlt. Sie lassen gegen deutsch-österreichische Präzisionsartillerie ihre romantischen Grammophone auffahren ...

Eine nähere Betrachtung jüngst erschienener vaterländischer Gedichte läßt uns sofort eine (nicht leicht erklärliche) Eigentümlichkeit dieser Dichtungen erkennen. Sie gehen im Tone nicht auf unseren letzten Kriegslyriker, auf Detlev von Liliencron zurück, sondern eher auf Theodor Körner. Es ist eben der Krieg des Jahres 1914 nicht so sehr ein nationaler wie der Kampf von 1870/71. Es ist nämlich nicht nur ein nationaler Krieg, sondern ein Kampf auf Leben und Tod, ein Kampf um die Existenz — wie es die Befreiungskriege waren. Darum schwingt auch durch die Gedichte Dehmels, Eulenbergs, G. Hauptmanns und Sudermanns ein volkstümlicher Klang, sie stehen hie und da dem Volkslied, meist dem schmetternden Schlachtlied Körners näher, als es die impressionistische, modernistische Vergangenheit dieser Dichter hätte voraussehen lassen. Aber das ist nur gut und löblich, sie sind damit über manches Individualistisch-Eklektische hinweggekommen, und haben endlich ganz zum Volke heimgefunden. Gleiches gilt von (dem allerdings seit jeher bodenständigeren) Hermann Stehr, Rudolf Alexander Schroeder, Fritz von Unruh, Alfons Petzold und Cäsar Flaischlen. Eine neue Art haben sie noch nicht gefunden, und so „begnügen" sie sich damit, wackere, fromme, mundgerechte und vor allem verständliche Kriegslieder dem Soldaten zu geben. Manches, was sie sagen, verleugnet in einer rührenden Unbeholfenheit der Begeisterung die sonst besessene lyrische Routine. Anders als die Versgebilde der braven, wohlmeinend-herzlichen Freiwilligen und Dilettanten des Patriotismus klingen die zeitgemäßen Gedichte von Alfred Kerr und Ernst Lissauer. Diese übrigens sehr verschieden gearteten Persönlichkeiten haben Training hinter sich. Die professionalere, oft geübte Fähigkeit, Politisches, Kämpferisches in hart geschmiedeten Versen zu äußern, gibt ihnen viele Vorteile vor all den Genannten in die Hand; sie verstehen es, Bild und Stimmung schärfer zu umreißen, Geprägteres unserem Aug und Ohr darzubieten. Aehnliches mag von Klabund und Peter Scher gelten. Neuer, ungewohnter wirken die Rhythmen von Rudolf Leonhard, Alfred Richard Meyer, Anton Wildgans. In Leonhards und Meyers Versen spürt man das Blitztempo der Maschinenzeit, sie stehen dem Unterseeboot, dem Riesenmörser, dem Aeroplan näher als dem Bajonett, gehören nicht zum großen Haufen lyrischer Infanteristen, entfalten ihre Schwingen aviatischer. Anton Wildgans wieder ist ein inniger Feldgeistlicher, sein „Großes Händefalten" in Wahrheit ein Gebet für Oesterreichs Volk und Kämpfer. Man erwerbe dieses billige, wohltätigen Zwecken gewidmete Flugblatt (erschienen bei Hugo Heller, Wien) käuflich. Man eigne sich die wertvolle

Digitized by Google

Anthologie „Der Krieg", und A. R. Meyers lyrische Broschüre „Helden" an: der Reinertrag dieser (von A. R. Meyer, Berlin-Wilmersdorf edierten) Dichtungen wird der deutschen Nationalstiftung für die Hinterbliebenen der im Kriege Gefallenen überwiesen.

Albert Ehrenstein.

Herzog Utz

Hermann Burte's Schauspiel „Herzog Utz", das vor kurzem im Mannheimer Nationaltheater die Uraufführung erlebte, beweist, daß Richard Dehmel recht hatte, dem jungen Schwaben den Preis der Kleist-Stiftung im Vorjahre zuzusprechen (für den Roman „Wiltfeber"*). Das Drama nimmt den Stoff aus Württembergs Geschichte, es ist der Kampf des starken Ulrich mit den Ständen, die Läuterung des Fürsten. Wie Burte uns die innerliche und äußerliche Historia formt, weist „Herzog Utz" ein großes und bedeutendes Können aus: Hier ist kein historisches Epigonen-Drama, kein Jamben-Jongleur-Produkt oder artistisch aufgeputztes Hundetrab-Werk! Ein Drama voll Kraft und Zielsicherheit, voll Wortgewalt und selbstgefügtem Reim, ehern, wuchtig, holzschnittartig; das, was die dramatisierenden Schulmeister im dilettantischen Hirn tief-sehnsüchtig *wollen*: Dilettanten *wollen* stets Größtes! Also darf man einmal aufrichtig und ohne Argwohn, ohne Angst wieder irgend einer Berühmtheitversicherung auf Gegenseitigkeit aufgesessen zu sein, jubeln? Ja! Und sodann: tadeln. Denn: aus diesem frei geformten Bild der Vergangenheit hätte Burte's Können eine Tragödie schaffen können, für lange, lange Zeit, man nennt das Ewigkeit. Schaffen *können*! Trotz allem Lob, das jeder Verantwortungsvolle diesem Werk voll höchsten Versprechens (von kleinen Gebrechen wollen wir hier nicht reden!) zollen muß, bleibt etwas Ungelöstes, etwas im Fundament Mißlungenes. Nicht, daß ich hier Absolutes verlangte; ich meine nicht den Erdenrest, der zwangsnotwendig jedem menschlichen Meisterwerk anklebt; ich meine: Nur wer Württembergs Geschichte kennt, weiß, daß erst nach dem Ende dieses Dramas die wahre Tragödie sich erweist; für andere ists also bloß eine dramatische Charakterstudie! Was wir sehen, durch Burte sehen, bleibt historisches Gemälde! Der notwendige Zusammenbruch des Gottesgnadentums des Herzogs, der den schroffsten „Absolutismus" predigt, (man kanns nicht anders nennen!), fehlt in Burtes Werk; wir können jedoch auf diesen ästhetischen Ausgleich, auf den Abgesang der Tragödie, nicht verzichten. Wir empfinden einen Gewaltmenschen, der erst ein unglücklicher Ehemann, Geldhinauswerfer und geiler Liebhaber ist, der, durch ein reines Weib geläutert, zum Menschen in sich findet, der nun vermessen über jede Forderung der Stände als Gottesgnadentum-Fürst, zur Ueberhellichkeit der Gewalt, hinauswächst und den Verrat seiner früheren Schwäche, am Stallmeister Hutten, durch einen Mord rächt, nicht als Helden eines uns künstlerisch und menschlich befriedigenden Werkes! Entweder: er muß seine Ueberhebung über die Gesamtheit teuer zahlen, wie's die Geschichte auch vom Herzog Ulrich meldet (die Geschichte war stets die einzige meisterhafte Tragödien-Dichterin), oder: es muß im historischen Gemälde das ewige Kämpfen zwischen Volk und Fürst, Gesamtheit, die den Führer braucht und

* Burte's bisherige Werke erschienen bei Gideon Karl Sarasin in Leipzig.

Digitized by Google

Führer, der Gesamtheit braucht, gezeigt sein, das Recht des Genies, absolut zu herrschen und das Recht der Pflicht des Volkes, sich dagegen zu wehren, daß diese Herrschform auch gälte für den Nachfahren des nicht vererbfähigen Genies oder — sollte Burte's Drama nur für's Mittelalter gelten? Dann fehlte das, was aus dem Wurf das Kunstwerk macht! das Allgemein Gültige. Oder: Ist Burte heute, ich will die Namen der „einschlägigen" Reichstagsfraktionen nicht nennen, so gesinnt, wie dieser Württemberger Fürst vor viel Jahrhunderten? Ist's Jugend, Ueberkraft, bleibt die Gesinnung? Gewiß: Die Politik hat mit der Kunst gar nichts zu schaffen; jedoch der Dichter, der die Staatsaktionen formt, darf eben deshalb keine andre Politik in sich ertragen, als die, die ihm die Menschenseele anempfiehlt. Die will den Weltenausgleich und das Gleichgewicht des Seins. Drum ist der Dichter Dichter! Im Gottesgnadentume Herzog Utz' liegt die Gefahr für Burte.

Wien Walter von Molo

Brahm als Kritiker

„Kritische Schriften über Drama und Theater" heißen die Theaterrezensionen, die Paul Schlenther aus dem Nachlaß Otto Brahms gesammelt und im Verlag von S. Fischer herausgegeben hat. Zehn Jahre kritischer Tätigkeit umspannen sie. Aber sie geben mehr als nur ein Bild des Kritikers Brahm; sie sind eine Autobiographie, die den Adel der Unabsichtlichkeit aufweist.

„Er sitzt still unten im Parterre, in seinen Mantel eingehüllt, ein wenig fröstelnd, über ein Papier gebückt, in das er eifrig notiert. Er macht sich ganz klein, scheint sich förmlich zu verkriechen und hat es nicht gern, wenn er unterbrochen wird." So hat uns Hermann Bahr einmal den Theaterdirektor und Regisseur Brahm geschildert. Aehnliches gilt für den Kritiker. Das Kunstwerk ist die Hauptsache, nicht der Mann vor der Bühne auf dem Parkettsitz. Nur darauf bedacht, das Wesentliche herauszuhören, stellt er der Dichtung zuweilen eine kalt anmutende Objektivität entgegen. Sachlichkeit ist das Wesen seiner Kritiken; dieselbe Sachlichkeit, die schon seine Dissertation über das deutsche Ritterdrama auszeichnet, ein klassisches Beispiel der Schererschen Methode. Dann freilich, als Ibsen in seinen Gesichtskreis rückt und sein kritischer Spürsinn Gerhart Hauptmann erkannt hat, wird aus dem Kritiker ein Seher, ein Prophet. Ein Kämpfer und Bahnbrecher. Auch sein Stil wandelt sich jetzt, da er in die kritische Arena tritt. Die Sätze, anfänglich in Frenzelscher Weise mit Wissen schwer belastet, schießen dahin; die Worte werden mit Spitzen versehen und treffen den Gegner erbarmungslos. Dafür windet er den Freunden liebende Kränze und kündet mit schönem Eifer unablässig den Ruhm der neuen Richtung. Und wie er sich Ibsen und Hauptmann erkämpfen durfte, so war ihm das Glück vergönnt, von der Bühne herab für sie zu werben.

Eugen Tannenbaum

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Japan und Deutschland

Von Professor J. Riegelsberger (Heidelberg)

Der freche und feige Raubzug Japans gegen Kiautschou muß das geistige Band, das Japan und Deutschland seit vielen Jahren verknüpft, auf Jahre hinaus, auf gewissen Gebieten für immer lösen. Japan schneidet sich mit seiner „Heldentat" ins eigene Fleisch. Sollte dem Japaner bis zu einem gewissen Grade nicht jetzt schon das Gewissen schlagen, wenn er seine feige Tat mit der fadenscheinigen Berufung auf das englisch-japanische Bündnis und auf den englischen „Anstifter" zu beschönigen sucht? Den Verlust von Kiautschou kann Deutschland leicht verschmerzen. Aber Japan wird eine viel größere, eine unbezahlbare geistige und in der Folge davon auch materielle Einbuße erleiden. Mit frevler Hand entzieht sich Japan in Deutschland den befruchtenden Nährboden für seine Kultur. Mit schnödem Undank lohnt es dem Lande, das den nachhaltigsten Kultureinfluß auf Japan ausgeübt hat. — Im Jahre 1853 weckte der amerikanische Kommodore Perry Japan aus seiner feudalen Ruhe und erschloß es allen Nationen. Da Engländer, Amerikaner, Franzosen, Holländer in ihrer Marine und Kolonisation sowie in ihrem gefestigten Staatswesen dem damals noch nicht geeinten Deutschland voraus waren und daher frühere Beziehungen zu Japan hatten, so wurden auch sie zuerst als Ratgeber bei der Einführung der westlichen Zivilisation in Japan angestellt. Trotzdem die deutsche Kriegskunst sich der französischen im Jahre 1870/71 weit überlegen zeigte, so kamen nach Beendigung des großen Krieges in Frankreich noch infolge eines Vertrages mit der napoleonischen Regierung französische Instrukteure nach Tokio, um die japanische Armee zu reorganisieren. Erst als die Japaner aus eigener Erfahrung

Digitized by Google

kennen lernten, daß das neugeeinte Deutschland nicht nur in der Kriegskunst, sondern auch in den Wissenschaften an der Spitze der Kulturnationen marschierte, trat ein plötzlicher Umschwung und ein heftiges Verlangen nach deutschen Professoren, Ratgebern und Instrukteuren ein. Der japanische Graf Katsura, selbst im deutschen Militärdienst gestählt, derselbe, der später den chinesisch-japanischen Krieg als Generalleutnant mitmachte und während des russisch-japanischen Krieges als Premierminister die Geschicke Japans leitete, hat den japanischen Kaiser Mutsuhito zu bestimmen gewußt, das französische System aufzugeben und eine Neuorganisation des japanischen Heeres nach deutschem Muster vorzunehmen im Anfang der achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts. Kaiser Wilhelm I. sandte den in der Moltke'schen Schule gebildeten Major Meckel nach Tokio. Bis ins Kleinste wurde jetzt das japanische Landheer nach deutschem Muster umgebildet; deutsche Strategie und Taktik kamen in ihm zur Geltung. An die frühere französische Ausbildung erinnern nur noch einzelne Uniformstücke, während man sich im übrigen auch in diesen äußerlichen Dingen bis auf die schwarz-weißen Schnüre der deutschen Einjährigen möglichst dem deutschen Muster anzupassen suchte. Die ganze japanische Artillerie wurde mit deutschen Geschützen aus der Firma Krupp ausgerüstet. Bald sollte Japan die Früchte ernten, deren Samen deutsche Lehrmeister ausgestreut hatten. Die Erfolge Japans im chinesisch-japanischen und noch mehr im russisch-japanischen Kriege lieferten den schlagendsten Beweis, wie wohl Japan daran getan hatte, die Durchbildung seines Heerwesens nach deutschem Vorbilde vorzunehmen. Aber nicht allein im blutig-ernsten Kriegshandwerk, sondern besonders in den Künsten des Friedens ist Japan auf den meisten Gebieten Deutschlands Schüler. Die japanische medizinische Wissenschaft beruht ganz auf dem deutschen Vorbilde. Ueber 20 Jahre waren die beiden deutschen Aerzte, Professor Baelz aus Stuttgart und Professor Scriba als Professoren der Medizin zuerst an einer Medizinschule, dann an der neugegründeten kaiserlichen Universität

Digitized by Google

Tokio tätig. Professor Baelz war gleichzeitig Leibarzt am japanischen Kaiserhof. Auf der tierärztlichen Hochschule in Tokio wirkte mehr als 25 Jahre der deutsche Professor Janson. Auch nachdem sich die japanische Medizin auf eigene Füße gestellt hat, geschieht das ganze Medizinstudium des japanischen Studenten nach deutschen Büchern der Medizin und auch großenteils in deutscher Sprache. An der Doitsu Kiokai Gakko, einer Mittelschule in Tokio, die hauptsächlich von den Söhnen der Aerzte besucht wird, ist die deutsche Sprache die einzige Fremdsprache, die gelehrt wird. Auch auf verschiedenen Gebieten der Rechtswissenschaft ist Deutschland Japans Lehrmeister. Dem japanischen Handelsgesetz liegt Deutschlands Vorbild zu Grunde. Das bürgerliche Gesetzbuch Japans ruht auf dem deutschen. Deutsche Juristen waren noch im Anfang des 20. Jahrhunderts im japanischen Ministerium Berater im Gerichtswesen und in der Verwaltung. Auch das Polizeiwesen ist nach deutschem Muster und mit Hilfe deutscher Berater eingerichtet. Seit vielen Jahren und noch heute trägt ein deutscher Professor der juristischen Fakultät an der kaiserlichen Universität in Tokio den japanischen Studenten deutsches Recht in deutscher Sprache vor. Mehrere Jahre war der frühere Heidelberger Professor Rathgen als Nationalökonom an der Universität in Tokio tätig. — Die japanische philosophische und technische Fakultät konnte deutscher Professoren und Berater ebenfalls nicht entbehren. Für Philosophie und deutsche Literatur wirken noch heute zwei deutsche Professoren an der Universität in Tokio. Ebenso war der Lehrstuhl für Geschichte 15 Jahre lang in deutschen Händen. Als Ingenieure, Chemiker, Physiker, Förster waren Deutsche im Dienste der japanischen Regierung tätig. Nicht allein ihr Wissen sollten diese deutschen Männer der Wissenschaft und Praxis dem japanischen Jünger der Wissenschaft vermitteln, sondern vor allem auch methodisches Arbeiten. — In der schönen Kunst, in der Musik, ist Deutschland das einzige Vorbild. Der Kapellmeister (Professor Junker aus Stollberg bei Aachen) und sämtliche übrigen fremden Kräfte am kaiserlichen Konservatorium für europäische Musik in Tokio sind

Digitized by Google

Deutsche. In der Musik hat keine andere fremde Nation in Japan dem Lande Mozarts, Beethovens und Wagners die Siegespalme streitig zu machen gewagt. Auch die japanischen Militärkapellen wurden von Deutschen ausgebildet. — Bis in den Kaiserpalast hinein machte sich der deutsche Einfluß geltend. Der deutsche Kammerherr von Mohl wurde vom japanischen Kaiserhof berufen, um an Stelle der japanisch-orientalischen, europäische Hofetikette einzuführen. — Der beste Gradmesser für den deutschen Kultureinfluß in Japan ist das Studium und die Verbreitung der deutschen Sprache unter den Japanern. In keinem andern fremden Lande wird das Studium des Deutschen so intensiv betrieben wie in Japan. Unsere Muttersprache ertönt in den Hörsälen der japanischen Universitäten und zwar nicht nur aus dem Munde der Deutschen, sondern auch aus dem Munde japanischer Professoren. Was für uns Deutsche das Lateinische ist, ist für die Japaner das Deutsche. Mit einem Wort: „Deutsch ist die Sprache der Wissenschaft." Die meisten Japaner, die sich einem Universitätsstudium widmen, kann man deutsch anreden. Der Japaner studiert deutsch, um seine Wissenschaft aus deutschen Büchern zu schöpfen. Viele wissenschaftliche Fachausdrücke sind für immer aus der deutschen in die japanische Sprache übergegangen. In keinem anderen Lande studierten so viele japanische Jünger der Wissenschaft und des Mars als in Deutschland. Das höchste Ziel des japanischen Studenten ist das, einmal in Deutschland seine Studien zu vervollkommnen. Die große Vorliebe für alles Deutsche machte sich natürlich auch auf dem wirtschaftlichen Gebiete geltend und kam dem deutschen Kaufmannstande in hohem Maße zugute. Neben dem deutschen Gelehrten und Beamten hat der rührige, geschäftsgewandte deutsche Kaufmann dem Deutschtum in Japan unschätzbare Dienste geleistet. Vor dem Frieden von Shimonoseki 1895 herrschte in Japan eine große Nachfrage nach deutschen Waren. Diese Vorliebe Japans für deutsche Waren hat eine gründliche Abkühlung erfahren durch die Teilnahme Deutschlands an der Intervention Rußlands und Frankreichs

Digitized by Google

gegen Japan nach dem chinesisch-japanischen Krieg 1895, wodurch Japan an der Festsetzung auf dem asiatischen Festlande verhindert wurde. Durchaus Nationalist und Chauvinist bezog der Japaner in bitterem Grimme über die Intervention im Frieden von Shimonoseki aus Deutschland nur noch solche Waren, die er in Amerika und England nicht in gleicher oder annähernd gleicher Güte haben konnte. Dagegen haben die geistigen Beziehungen zwischen Japan und Deutschland durch die Intervention kaum gelitten. Der einzelne Deutsche in Japan war und blieb geehrt und geschätzt. Japan war zu klug, um sich sofort auch die geistige Befruchtung durch Deutschland entgehen zu lassen. Diesen verhängnisvollen Schritt hat Japan erst jetzt in seiner immer noch glimmenden Rache für Shimonoseki und in seiner Ländergier unternommen. In der Tat verhängnisvoll! Wer die Geschichte Japans studiert, wird vergebens suchen nach einer eigenen bodenständigen Kultur. Der Japaner ist wesentlich rezeptiv, nicht produktiv; er ist ein großer Nachahmer, aber kein Erfinder, weil er des schöpferischen Geistes völlig bar ist. Man nenne mir doch eine japanische Erfindung! Mit Staunen nehmen wir in Japan wahr, wie dieses Volk jeglichen Individualismus vermissen läßt. Wer ein japanisches Haus mit seinen Möbeln und Hausgeräten gesehen hat, der kann sich jede weitere Mühe ersparen; denn er hat damit schon alle im ganzen Lande gesehen. Wir bewundern die Erzeugnisse der japanischen Keramik und die japanische Gartenbaukunst, ohne daran zu denken, daß erstere auf das früher kulturell hochentwickelte Korea, letztere auf China zurückgeht. Die alte japanische Kultur ist Korea und China, die neue ist Europa und Amerika entlehnt mit staunenswerter Schnelligkeit und Anpassungsfähigkeit. Von einer Weiterentwicklung dieser Kultur ist sicher nicht viel zu verspüren. Man lasse sich nicht täuschen, wenn Waren und Bücher unter japanischem Namen gehen. Es kommt dem japanischen Geschäftsmann nicht darauf an, fremde Waren in einer Kleinigkeit abzuändern und unter seinem Namen anzubieten. Plagiate sind beliebte Manieren im Lande des Sonnenaufgangs. Die

Digitized by Google

ganze japanische Literatur ist so dürftig, daß es sich kaum lohnt, sich damit abzugeben. Man hat während des russisch-japanischen Krieges in Japan viel Aufhebens gemacht von einer von Japan selbst hergestellten sogenannten „Osakakanone." Merkwürdigerweise gebraucht aber das japanische Heer ausschließlich Krupp'sche Kanonen. Zur Auffrischung des Bestandes nach dem russisch-japanischen Kriege lieferte Krupp für 33 Millionen Geschütze, und Japan hütete sich wohl, seinen Bedarf mit der „berühmten Osakakanone" zu decken. Dem japanischen Gewehr, nach dem „Erfinder" General Murata, Muratagewehr genannt, liegt als Modell das Martinigewehr zugrunde. Genau so verhält es sich mit den „japanischen" Flugzeugen. Erst in diesem Sommer machten japanische Unterhändler Bestellungen von Flugzeugen bei den Daimlerwerken, die wegen der außerordentlich beschränkten Lieferungsfrist — Japan wußte wohl schon aus englischer Quelle um den baldigen Ausbruch des Krieges — nicht übernommen werden konnten. So sieht es in Wirklichkeit mit den japanischen „Erfindungen" aus. An anmaßender Ueberhebung und Einbildung fehlt es dem Japaner allerdings nicht. Zum großen Erstaunen und zur noch größeren Ergötzung hört der Fremde in Japan bisweilen aus dem Munde des gewöhnlichen Volkes noch heute Fragen dieser Art an sich richten: „Gibt es in Europa auch Eisenbahnen?" Nach dem siegreichen Kriege gegen Rußland konnte man in Japan hören: „Jetzt werden wohl die deutschen Offiziere nach Japan kommen müssen, um hier Kriegskunst zu studieren!" Aber trotz dieser „Vollkommenheit" in der Taktik und Strategie traten japanische Offiziere nach dem Kriege gerade wie vorher ins deutsche und französische Heer ein, um militärischen Studien zu obliegen.

Die schon im 16. Jahrhundert in Japan eingeführte europäische Kultur hat sich in der Zeit der Abgeschlossenheit Japans von 1617—1853 nicht weiter entwickelt, sondern ist vollständig verdorrt. Warum schickt die japanische Regierung jahraus jahrein so viele Studenten aller Fakultäten und Offiziere nach Europa, insbe-

Digitized by Google

sondere nach Deutschland und Amerika zur weiteren Ausbildung? Liegt darin nicht das Eingeständnis, daß Japan nicht imstande ist, sich selbständig weiter zu entwickeln, und daß es auf eine fortwährende geistige Befruchtung durch die westlichen Länder, besonders durch Deutschland, angewiesen ist? Solche, die das japanische Volk des näheren kennen gelernt haben, sind der Ansicht, daß ohne diese ständige Belebung und Auffrischung durch die westlichen Länder die japanische Kultur rettungslos der Verdorrung anheimfallen würde. Man könnte nun einwenden, wenn den Japanern die Möglichkeit zur weiteren Ausbildung in Deutschland erschwert oder gar versagt sei, so empfange man sie in England und Frankreich mit offenen Armen. Aber der Japaner hat einen zu guten Instinkt dafür, in welchem Lande er das Beste sich aneignen kann. Nach eigenem japanischen Geständnis findet man in keinem anderen Lande Theorie und Praxis so schön gepaart wie in Deutschland.

In seiner Verblendung und Kurzsichtigkeit hat Japan diesen Kulturzusammenhang mit Deutschland unterbunden. Es wird den Schaden nur zu bald empfinden. In den ersten Jahren nach dem Kriege werden die Japaner von selbst unser Land meiden. In einigen Jahren nach dem Friedensschluß wird aber Japan die geistigen Fäden mit Deutschland wieder anzuknüpfen suchen, weil es dazu gezwungen ist. Dann gilt es Vorsicht für Deutschland gegenüber dem gelben Schelm, dem ewig lächelnden Komplimentenschneider.

Aus den technischen Hochschulen, aus den chemischen Laboratorien und besonders aus allen industriellen Anlagen sollten die Japaner im Interesse der Selbsterhaltung für immer verschwinden. Wie mancher Fabrikant glaubte, bei japanischen Bestellungen den liebenswürdigen japanischen Unterhändlern aus Gefälligkeit die gewünschte Einsicht in den Fabrikbetrieb gestatten zu müssen! Mit einer in Japan bald einsetzenden schmutzigen Konkurrenz mußte er seine Kurzsichtigkeit büßen. Japanischen Offizieren noch weiter Gelegenheit zu geben, in Deutschland ihre militärischen Studien zu betreiben, wäre Selbstmord. Wir sind in unserer

Digitized by Google

Gutmütigkeit, emporstrebenden und lernbegierigen Völkern hilfreich unter die Arme zu greifen, schon zu weit gegangen. Mit der uns entlehnten Kriegskunst und mit Krupp'schen Geschützen werden die Japaner unsere Söhne in Kiau-tschou hinmorden.

Deutschlands gute Freunde vor hundert Jahren

(Zur Eröffnung des Wiener Kongresses)

Von Edgar Steiger (München)

Als am 4. November 1814 die erlauchten Herren Gesandten der europäischen Großmächte unter Metternichs Vorsitz in Wien zusammenkamen, um sich auf Bällen, Redouten, Paraden und Schlittenfahrten zu belustigen und nebenbei eine aus den Fugen gegangene Welt wieder einzurenken, war Frankreich eigentlich ganz überflüssig. Denn seine Angelegenheiten waren bereits fünf Monate zuvor durch den ersten Pariser Frieden geregelt worden, und zwar hatten die Sieger dem Besiegten gegenüber dabei solche Großmut geübt, daß ihm die Grenzen von 1792 zugebilligt wurden. Ja, der russische Kaiser, der sich schon vor hundert Jahren als Wohltäter Frankreichs aufzuspielen beliebte, hatte ihm außerdem die Eroberungen der französischen Republik, Savoyen und einige Gebiete im Elsaß und in Belgien zu verschaffen gewußt.

Allein der geriebene Abbé Talleyrand, der nacheinander die Geschäfte der Revolution, des Kaiserreichs und der Bourbonen besorgt hatte, wäre unglücklich gewesen, hätte er bei der neuen Teilung der Erde nicht seine Hände mit im Spiele gehabt. Und so wußte er sich durch die Instruktionen vom 14. September in Wien Eingang zu verschaffen, in der menschenfreundlichen Absicht, in Deutschland die preußische und in Italien die österreichische Vorherrschaft mit allen Künsten der Diplomatie zu verhindern. Er setzte also, um Preußen zu ärgern, die Zulassung des Königs von Sachsen durch, der bereits von England, Oesterreich und Rußland preisgegeben war, hintertrieb dagegen das Erscheinen Murats, um die Bourbonen wieder in Italien einzuschmuggeln und so in der Maske des Legitimisten Metternich zu foppen. Vor allem aber gefiel er sich — wer erinnert sich dabei nicht an Herrn Grey und die Neutralen? — in der Rolle eines Beschützers der deutschen Kleinstaaten und verschaffte ihnen Sitz und Stimme bei der Beschlußfassung über die Bundesakte — natürlich nicht aus

Digitized by Google

dem von ihm zur Schau getragenen Gerechtigkeitsgefühl, sondern lediglich, um Oesterreich und Preußen einige Knüppel zwischen die Beine zu werfen.

Das war aber ganz überflüssig; denn diese beiden Staaten standen sich so wie so feindlich genug gegenüber, und die deutsche und die polnische Frage, deren endgültige Regelung die Hauptaufgabe des Kongresses war, enthielten so viel Zündstoff, daß man jeden Augenblick mit einer Explosion rechnen mußte. Metternich wollte Oesterreich, unter Verzicht auf den Besitz in Süddeutschland und am Oberrhein, nach Osten und Süden hin abrunden und seinen Schwerpunkt nach Italien und an die Adria verlegen, aber zugleich Preußen, das sich in Norddeutschland auf Kosten Sachsens eine ähnliche Stellung zu erringen suchte, um jeden Preis daran hindern. Und in diesem löblichen Bestreben wurde er von dem anderen guten Freunde Deutschlands, dem hochmütigen England, das dem preußischen Befreiungskampfe von Ferne zugeschaut hatte und jetzt die Vertreibung Napoleons für sein eigenes Werk hielt, aufs eifrigste unterstützt. Der Hochtory Lord Castlereagh, eine diplomatische Null, hinter der als Einbläser Wellington stand, machte sich den Wunsch des hannöverschen Ministers Grafen Münster nach einem großen Welfenreiche an der Nordsee zu eigen und befürwortete zugleich den Metternichschen Plan, das Oranierreich der Niederlande, unbekümmert um Abstammung und Religion, durch Belgien und das linke Rheinufer zu vergrößern. Denn auf diese Weise konnte man für's erste mitten durch die preußischen Lande einen kräftigen Keil treiben und der Vormacht Preußens in Norddeutschland einen Riegel vorschieben; dann aber hatte so England, dessen König zugleich König von Hannover war, die beste Gelegenheit, beständig bei allen deutschen Streitigkeiten ein kräftig Wörtchen mitzureden und, was von jeher seine Lieblingsbeschäftigung war, im Trüben zu fischen.

Um aber allen bösen Schein zu meiden, stellte sich England in der polnischen Frage zuerst auf Seite Preußens. Umsomehr, als es durch die Drohung, daß ganz Sachsen und Polen bis an die Weichsel Preußen einverleibt werden sollten, Rußland kirre zu machen hoffte. Schon hatte man Oesterreich, das aus leichtbegreiflichen Gründen anfangs dagegen war, für dieses diplomatische Doppelspiel gewonnen, als der ebenso schlaue als fromme Zar Alexander, der ganz Polen als konstitutionelles Königreich durch die damals so beliebte Personalunion mit Rußland vereinigen wollte, den Engländern einen Strich durch die Rechnung machte. In einer persönlichen Zusammenkunft glückte es dem salbungsvollen Romanow, Friedrich Wilhelm III. dessen polnische Pläne auszureden und so das ganze, so fein eingefädelte diplomatische Gespinst zu zerreißen. Natürlich zog Oesterreich sofort seine Zustimmung zur Annexion Sachsens wieder zurück, und England, dem es ohnehin damit nie ernst gewesen war,

Digitized by Google

trat auf seine Seite. Preußen, das sich so von allen Seiten gefoppt sah, konnte nun nicht mehr klein beigeben. Es rüstete, um den Streit mit den Waffen auszufechten, und seine Gegner taten das gleiche. Ja, am 3. Januar 1815 wurde zwischen Oesterreich, England und Frankreich ein förmliches Bündnis gegen Preußen geschlossen und in Frankreich standen 130 000 Mann marschbereit gegen Berlin.

Da plötzlich lüftete sich der Vorhang, der die europäische Kinderstube in Wien von der übrigen Welt trennte, und zwischen den Falten erblickte man noch einmal den blassen Cäsarenkopf des Mannes, um dessetwillen sich die erlauchten Herren alle hieher bemüht hatten. Napoleon war in Toulon gelandet! Als Wellington am 7. März dem Kongreß diese Schreckensnachricht brachte, war aller Zank vergessen. Man beeilte sich, gegen „den Feind und Störer der Weltruhe, der sich außerhalb der Gesellschaft und Gesittung gestellt habe", die Acht auszusprechen, und war froh, die Armeen, die man bereit gestellt hatte, um sich gegenseitig zu zerfleischen, jetzt besser verwenden zu können. So hatte der große Wauwau Europas noch einmal seine Schuldigkeit getan: der Störefried war zum Friedensstifter geworden. Während in Belgien Wellingtons und Blüchers Heere dem gefürchteten Welteroberer entgegenzogen, sicherten die Herren am grünen Tisch in Wien schon am 25. März durch eine Konvention zwischen Oesterreich, England, Preußen und Rußland die Aufrechterhaltung des ersten Pariser Friedens und die Durchführung ihrer eigenen Beschlüsse. Und mit diesen selbst beeilten sie sich so, daß schon sechs Tage vor der Schlacht von Waterloo die Schlußakte unterzeichnet waren, mittels deren man die von Napoleon zerrissene Landkarte des alten Europa wieder mühselig zusammengeflickt hatte.

Aber fragt mich nur nicht, wie! Von dem Geiste der neuen Zeit, die mit der französischen Revolution angebrochen war, konnte man in diesem verstaubten Aktenbündel keinen Hauch verspüren; von den großen nationalen Gesichtspunkten, nach denen der rücksichtslose Welteroberer — man denke nur an Polen und Italien! — die Länder Europas auseinandergerissen und wieder zusammengestückelt hatte, konnte hier keine Rede sein. Im Gegenteil! Das einzige Bestreben der Herren war ja, das gute Alte, wie sie es nannten, wieder herzustellen und jedem Land und Ländchen seinen alten Herrn und jedem Herrn sein altes Land und Ländchen wiederzugeben. Und wo das nicht tunlich schien, weil der gesegnete Appetit der Großmächte seine Befriedigung verlangte, wurden die Völker und Länder ohne Rücksicht auf deren Abstammung, geographische und geschichtliche Zusammengehörigkeit, politische und religiöse Entwicklung bunt durcheinandergewürfelt, entzwei geschnitten oder zusammengeschweißt. Das demokratische Norwegen wurde mit dem aristokratischen Schweden ver-

Digitized by Google

koppelt, das katholische Belgien mit dem protestantischen Holland verschmolzen, Polen von Rußland verschluckt, und halb Italien kam teils unmittelbar, teils in der Form eines bourbonischen Vasallenstaates, unter österreichische Herrschaft.

Am schlimmsten aber war Deutschland daran. Vergebens hatte Wilhelm von Humboldt versucht, nachdem an eine Wiederaufrichtung des alten Kaiserreichs doch nicht zu denken war, wenigstens eine straffe Bundesgewalt, eine feste Kriegsverfassung, ein Bundesgericht u. drgl. mehr durchzusetzen. Allein Oesterreich und die deutschen Kleinstaaten, in deren Namen ihr französischer Beschützer Talleyrand sprach, waren dagegen, und so kam die klägliche Mißgeburt des deutschen Bundes zu Stande, bei dessen Taufe wieder unsere guten Freunde im Ausland Pate standen. Die deutschen Untertanen mußten sich immer besinnen, welchem von den 39 Vaterländern sie jetzt angehörten, und der Bund war nur der Nachtwächter und, wie sich kurz darauf herausstellte, der Büttel und Gefängniswärter der Nation. Aber damit noch nicht genug des Elendes! Während Preußen und Oesterreich für alle Gebiete, die außerhalb der alten Reichsgrenzen lagen, vom Bunde völlig unabhängig waren, durften ausländische Souveräne, die zugleich deutsche Bundesfürsten waren, in alle deutschen Angelegenheiten hineinreden. So der König der Niederlande, der zugleich Großherzog von Luxemburg, so der König von Dänemark, der zugleich Herzog von Holstein und Lauenburg war, so vor allem der König von England, der zugleich die Krone Hannovers trug.

Alles in allem: in diesen Akten des Wiener Kongresses, die nach den jahrzehntelangen Kriegen der Welt den Frieden geben sollten, waren, dank der Kurzsichtigkeit der europäischen Diplomatie, alle Völkerkriege, Revolutionen und Bürgerkriege, die in den nächsten 70 Jahren Europa und Deutschland heimsuchen sollten, mit eingebunden. Das wollte freilich damals Niemand gelten lassen. Eine Ahnung davon aber dämmerte wenigstens den preußischen Heerführern Blücher und Gneisenau, die sich noch im selben Monat durch das diplomatische Kunstwerk, das die Herren in Wien fertiggestellt hatten, um den Preis ihrer Siege betrogen sahen. Und zwar wieder unter gütiger Mitwirkung Englands, das jetzt, als es sein Schäfchen im Trockenen hatte, sich zum Schirmherrn der Bourbonen aufwarf.

Warum auch nicht? Der Wiener Kongreß hatte ihm ein großes Kolonialreich eingebracht; es war jetzt rechtmäßiger Eigentümer der Antillen Tabago und Santa Lucia, ferner der afrikanischen Insel Mauritius, der holländischen Pflanzergebiete in Südafrika und vor allem des Kaps der guten Hoffnung. Eigentlich hätte es diese Ländereien, die es während der Napoleonischen Kriege eingesteckt hatte, nach den konservativen und legitimistischen Grundsätzen des Wiener Kongresses bei der neuen Ordnung der Dinge ihren alten Herren, den

Digitized by Google

Franzosen und Holländern, zurückerstatten müssen. Allein England gab schon damals nichts heraus, was es einmal hatte, unbekümmert um etwaige moralische Bedenken anderer Leute.

Umgekehrt ging es ihm, wenn Andere etwas für sich wollten. Als daher Blücher und Gneisenau die Herausgabe des Elsaß und eines Teiles von Lothringen von Frankreich forderten, trat ihnen der getreue Verbündete Wellington, der bereits die Jammerpuppe Ludwig XVIII. in die Tuilerieen zurückgeführt hatte, schroff entgegen und ließ an der durch den Wiener Kongreß festgelegten Karte Europas nichts mehr ändern. Auch bekundeten er und sein frommer Bruder in Christo Zar Alexander, der mit echt Moskowitischer Geschmacklosigkeit die Vendôme-Säule nach Rußland geschleppt hatte, ein solches Feingefühl für gestohlene Gegenstände, daß die Bourbonen, außer der Viktoria des Brandenburger Tores, kein in Preußen geraubtes Kunstwerk herausgeben mußten. Ja, wie schon im ersten Pariser Frieden der großmütige Zar den Franzosen die Bezahlung der preußischen Rechnung über 169,785,859 Franken gnädigst erlassen hatte, so wurde jetzt durch Alexanders Vermittlung, die von Blücher auf 1000 Millionen festgesetzte Kriegskostenentschädigung auf 700 ermäßigt.

So dankten England und Frankreich ihrem Verbündeten vor hundert Jahren.

In Tschangscha

Von Norbert Jacques

III.

Das war das kleine Westtor. Der Stuhl saust die Straße hinauf, schlängelt um schmale Ecken, muß stets mit einem Ende in einen der offenen Läden, damit er die Wendung bekommt. Krause Massen von wunderbaren aufreizenden Einzelheiten bleiben, kaum erblickt, hastig genommen zurück... Messing- und Zinnschmiede, gewebte Teppiche mit herrlich gestreckt fliegenden Reihern, Apotheken und Teeläden mit sonderbaren Gefäßen, Seidengeschäfte, buntes spielerisches Flitterwerk, Straßenmusikanten. Dso, dso! brüllt es immer wieder. Zur Antwort schallt uns wütendes Schimpfen nach. Einer bekommt ein Ende der Tragstange vor die Brust, taumelt an einen Ladentisch und bleibt zurück, ohne ein Wort zu sagen. Es beginnt zu regnen. Die vorübergehenden Männer ziehen ihre langen Röcke hoch. An den Sohlen ihrer

Digitized by Google

Schuhe sitzen zwei handhohe Querhölzer. Frauen humpeln mit Schnürfüßen an den Hauswänden entlang und bleiben jeden Augenblick stehen, um eine Rikschah, eine Sänfte oder einen tragenden Kuli vorbeizulassen.

Auf einmal beendigen die Kulis ihren Lauf. Der Stuhl hält, geht hoch und saust plötzlich wie ein Ballon zur Erde. Aber er setzt sanft auf. Die Gardine wird übers Dach zurückgeschlagen. Der Stuhl neigt sich und ich schlüpf heraus. Gre und Schlehmil sind hinter mir schon gelandet. Wir sind in einer schönen Straße. Sie hat neue hohe Häuser. Ihre Fassaden sind manchmal wie goldene blühende Bäume, eine üppige, seltsame und reiche Schnitzwerkphantasie. Kleine farbige Menschlein, Könige und Götter, Weiber und Tiere sitzen in goldenem Strauchwerk wie Vögel. Wir gehen in das schönste Haus hinein. Es ist das Geschäft eines Silber- und Goldschmieds. Im Vorderraum stehen Glaskästen mit bemalten alten Holzfiguren in wunderlich gespreizten Stellungen. Wir werden mit Feierlichkeit begrüßt. Alle Angestellten verbeugen sich vielemale. Man bringt uns Tee. Unser Führer spricht mit dem Besitzer und der Goldschmied öffnet seine Läden und zeigt uns die Werke seiner Arbeit. Es sind Kannen für Tee, für Reiswein, Teebehälter, Becher, Dosen für Puder und Schminke und Kästchen für Tusche und Stempel. Die einen haben die östliche Blumenhaftigkeit von sonderlichen, ziervollen, naturalistischen Einzelheiten und die andern, die man von China am wenigsten in Europa kennt und die unserm Schönheitsgefühl zuerst am wärmsten sind, besitzen eine edel fremdartige oder ruhig abgerundete Einfachheit. Wir kennen sie nicht, weil uns die chinesische Kunst ja nur durch den Sammler übermittelt wurde. Dem Sammler verschwimmt aber rasch das Unterscheidungsvermögen zwischen schön und selten.

Wir kamen an diesem ersten Tag noch in den großen Seidenladen von Tei Ho Fong. Die Gestelle in dem tiefen, in mehrere Räume geteilten Haus lagen beladen mit Tausenden von kleinen Seidenrollen, aus denen lange Zettel mit chinesischen Zeichen

Digitized by Google

hingen. Zahlreiche Männer standen vor und hinter den Tischen, kauften und verkauften. Der Chinese kauft selber für seine Frau ein. Man zeigte uns eine Stunde lang Seiden aus allen Teilen Chinas: Futschauseiden, die mit A-jour-Rändern eingewebte Blumen hatten, schwere Brokate aus Nanking, wilde Seiden des Eichelspinners, die fest und geschmeidig waren wie Rehleder und fließende Seidencrêpe aus Ssetschuan.

Als es dunkel wurde, schlossen alle Geschäfte. Um halb sieben waren die Gassen ohne Leben und ohne Licht. Die offenen Läden waren mit Bretterläden verschlossen. Unsere Sänften hasteten ungehindert durch die menschenleere Dunkelheit. Bei jeder lief jetzt ein Kuli mit, der eine große runde Papierlaterne dicht über dem Boden trug. Der Straßenschlamm leuchtete wie poliert in ihrem Licht. Wir wurden nach dem Tschin Dei gebracht. Das Tschin Dei war ein chinesisches Hotel. Emil Schlehmil wohnte dort. Es lag in der Gasse am Fluß außerhalb der Tore. Von der Gasse kamen wir gleich in einen großen Raum. Er war nicht sonderlich sauber. Kulis saßen bei einer Oellampe und spielten mit Karten. Sie tranken Tee dazu. Eine enge Stiege führte auf eine Gallerie in einem Hof. Um die Gallerie herum lagen die Hotelzimmer, kleine Verschläge, die von dem großen geschnitzten und mit farbigen Gläsern versehenen Himmelbett fast ganz gefüllt waren. Emil Schlehmil hatte die „Mandarinzimmer". Es waren in einem abgeschlossenen Flur vier ganz kleine Zimmer mit kreisrunden Türen. Emil Schlehmil wohnte nicht luxuriös. Er hatte zwei Stühle, eine Bambusbank und zwei Tische in einem, ein Bett und ein Waschgestell im andern Zimmer. Sein Kuli bewohnte den dritten Raum und hatte ein Bett, das viel schöner war, als das seines Herrn. Der vierte Raum mit einem Petrolöfchen stellte die Küche dar. Der nordchinesische Kuli kochte dort alle Mahlzeiten in zwei leeren Konservendosen. Emil Schlehmil zeigte uns die vielen kleinen und schönen Dinge, die er in den Kuriositätenläden der Stadt eingekauft hatte.

* * *

Digitized by Google

Am nächsten Morgen gingen Gre und die goldblonde Frau dem Großvater Jen Ling Tan einen Glückwunschbesuch machen. Ein Haufen von jungen gepuderten und geschminkten Frauen warfen sich gleich über sie. Sie waren die Nebenfrauen des jungen Vaters. Sie rückten den beiden Besucherinnen hart zu Leib. Sie untersuchten genau, fragten, staunten und lachten. Dann wurde das Kind gebracht. Es steckte, ein zwergenhaftes Kerlchen von Fleisch und Leben, in schweren bestickten Seidengewändern. Ein Kleid war übers andere gezogen. Es war nur ein Ballen von Seide. Die Kleider hatten denselben Schnitt wie die Kleider der Großen. Auf dem Kopf saß zuerst ein kleines Käppchen, das durch eine runde Oeffnung den Flaum des Schädels zeigte und darüber eine lange Kappe, die tief über Schultern und Rücken reichte und mit Blumen bestickt war. Die Besucherinnen wurden mit Tee bewirtet und mit allerlei Arten von Figurengebäck entlassen. Die Wöchnerin hatten sie nicht gesehen.

* * *

Mittags war kühles Sonnenwetter. Wir gingen mit Emil Schlehmil gleich am Westtor auf die Stadtmauer. Soldaten standen am Aufgang und präsentierten. Die Mauer war breiter als die Gasse der Stadt. Sie endigte nach außen in Zinnen. Unter den Zinnen lief ein hoher schmaler Steinsteg. Er erweiterte sich manchmal und eine alte Kanone schaute dort ins Land hinaus. Meist lag die Kanone unten umgedreht im Gras. Die alten Wachehäuser waren am Verfallen. Auch die Mauer bröckelte, aber im Ganzen war sie noch fest und mächtig. Manchmal kamen erhaltene Bauwerke, ein Papierverbrennungsofen oder ein Torhaus, in dem ein Offizier wohnte. Wenn ein Tor kam, sahen wir hinab ins Leben, das die Stadt einatmete und auspulsierte. Leben und Arbeit strudelte drunten. Emsig krochen die Leutchen durch einander und sputeten sich und schrieen. Rikschas und Sänften durchbrachen ihren Zug.

Einen schmutzigen Gang hinab glitten wir in die Stadt hinein. Wir drehten um zahllose Ecken armer Gassen. Wir sollten zu einer

Digitized by Google

Gasse gehen, in der es viele Kuriositätenläden gab. Nach langem hin und her kamen wir hin. Die Gasse kroch wie eine Schlange durch die Stadt. In den kleinen offenen Läden leuchteten Kupfer und Zinn, Porzellan und Stickereien. Ein Laden war am andern. Einer war wie der andere. An einer Wand stand ein Gestell, auf dem die Vasen, Kessel, Krüge, Räuchergefäße versammelt waren. Ein schmaler Raum trennte das Gestell vom Ladentisch und der Raum für die Käufer ging ohne Verbindung von der Gasse hinein. Auf dem Ladentisch standen Glaskästen mit Nephritscheiben, Halsketten, geschnittenen Stempeln, Perlen, Väschen. Wir schauten alles gierig an. In der Gasse staute sich der Menschenverkehr. Emil Schlehmil ging hin und setzte den Neugierigen auseinander, daß es sich nicht schickte, fremde Käufer derart zu belästigen. Die Chinesen lachten zustimmend und gingen weiter. Aber andere ersetzten sie sofort. Es füllte den größten Teil unserer Zeit aus, daß Emil Schlehmil sein Stöckchen und die Vorwitzenden in Bewegung hielt. Selten widersetzte sich jemand seiner Nervosität.

Emil Schlehmil handelte mit den Verkäufern. „Was hast Du da?" fragte er. „Zeigs. Da ist ein Riß ..." Der Chinese hob beschwichtigend die Hand und sagte: „Maski." Maski ist ein nationales Wort in China und heißt einerlei. Aber es ist Psychologie, es ist fatale Kraft. Der dunkle Keim, den die überirdischen Mächte im Volk ewig lebendig halten. Maski! sagte ein Chinese im vergangenen Jahr in Schanghai, als ihn seine Freunde abhalten wollten, mit der Bombe, die das Stadttor aufsprengen sollte, selber loszugehen, sprang an die Tür und schlug die Bombe an ihr zum Platzen, daß sich in der Luft die Holzsplitter, die Eisenfetzen und das Blut des Chinesen mischten. Maski ist bös und gut. Eine andere Umschreibung für das Symbol des Jin Jang, jenes Zeichens der zwei in einander gebetteten Fötusse, das man oft auf Hauswänden sieht. Das Jin Jang ist das Männliche und Weibliche, das positive und negative Prinzip, aus dessen Zusammenwirken die Welt entstanden ist.

Digitized by Google

Der Verkäufer sagte also: maski. Da nahm Emil Schlehmil die Vase und klopfte sie dem Chinesen heftig an den Kopf. „Maski", sagst Du, „das ist nicht maski, Du wolltest mich betrügen, indem Du diesen Fehler verheimlichtest. Du dachtest, der Fremde ist ein Schaf, er sieht das nicht. Du glaubst, daß nur Ihr chinesische Tölpel die Gescheitheit hinter euern flachen Augen habt. Ich geb Dir 500 Käsch dafür." 500 Käsch waren etwa 75 Pfennig. Der Chinese lächelte und griff nach der Vase. Emil Schlehmil fuhr fort: „500 Käsch ist schon zuviel für eine halb zerbrochene Vase." Der Chinese zögerte ein wenig. Aengstlich sagte er: „Herr, lies unten. Ming-Dynastie!" Emil Schlehmil: „Das glaubst Du ja selbst nicht. So ein Ding und Ming-Dynastie. Das machen Eure Fälscher darunter. Die Vase ist ja nichts wert, mein Lieber. Da hast Du sie zurück."

Mit dem Chinesen konnte man kein Geschäft machen. Er blieb höflich und zuvorkommend. Aber sobald es an den Preis ging, wurde er widerspenstig und merkwürdig. Wir gingen weiter. Schlehmil stritt abwechselnd mit den Zuschauern, die sich bald in Scharen hinter uns herdrückten, bald mit den Verkäufern. Er wurde aufgeregt und unter seinen hellen Augen saßen rote Flecken. Gregeriet in Angst, die Chinesen möchten ihre Gutmütigkeit aufgeben und Schlehmils Nervosität mit einem Krach beendigen.

* * *

Wir nahmen einen Diener und seine Frau auf, die uns später auf unserer Reise nach Ssetschuan begleiten sollten. Er war ein kleiner Hankau-Chinese mit einem dicken Kopf voll stacheliger schwarzer Haare und war einer der wenigen Chinesen, die rote Backen hatten. Man fragt nicht nach dem Namen der Diener, die man anwirbt. Sie kommen, bleiben und gehen, sind tüchtig und ehrlich, wenn man sie in Zucht hält und betätigen auch im Dienst der Europäer den Handelsdrang, der ihrer Rasse innewohnt. Das nennt man dann „squeezen." Unser Boy sprach nur Rudimente des chinesischen Pidgin-Englisch. Wir waren zunächst gegenseitig etwas aufs Erraten angewiesen.

Digitized by Google

Aber zugleich lernten wir chinesisch. Wir lernten nicht nach einem System, sondern sozusagen nach der Lebensforderung. Wir riefen den Boy. Es ist unmöglich, diese Sprache anders als durchs Ohr zu lernen. Das erste Wort, das kam, war: Seide. Wir hatten Bücher. Darin stand: Seide — se. „Seide heißt auf chinesisch: se, nicht wahr?" fragte ich den Boy. Er sagte: „Nein. 'Tze, heißt es." Wir wußten schon mehrere Wörter, die man se schrieb und die jedesmal etwas anders bedeuteten und natürlich jedesmal ein anderes Schriftzeichen hatten. „Se" hieß: Seide, ja, Löwe, Papier, schreiben, es hieß vier und zugleich zehn und bedeutete auch das Zeitwort sein. Also einige der im Umgang wichtigsten Begriffe deckten sich unter den zwei lateinischen Buchstaben s und e. Der Unterricht begann. Wir gingen der Reihe nach die verschiedenen Bedeutungen phonetisch durch. Ich zeigte dem Boy das Schriftzeichen. Er las es. Seinen Mund sahen wir die Töne bilden. „Sein" klang „se", schreiben tz', Papier tsssse mit vielen weichen s, vier hörte sich sehr weich an, es wurde in auffingender Modulation seö gesprochen und zehn tönte kurz sse. Seide war tze, Löwe tzö und ja wurde ssse gezischt. Nur die trainierteste Equilibristik der Stimmbänder bringt die Unterschiede heraus, die in einem andern Sinnkreis wieder nur aus der Stellung der Satzgefüge ihre Bedeutung gewinnen. Es gab Wörter, die siebzigerlei hießen, z. B. Tschuan. Nicht die Betonung, sondern die Intonierung war das akustische Gesetz der Sprache. Etwas Schwebendes trug sie, schwirrend wie eine Stimmgabel. Hörte man die Menschen sprechen, so stießen die Wörter sich in einem purzelnden Singen mit Ueberschlagungen der Stimme, mit tausend flüchtig verschlungenen Modulationen, mit raschem gurgelndem Ausatmen und unversehens heimlich zurückhaltenden Aspirationen aus der Kehle. Am ehesten war es dem wellenden Singsang des Jiddisch ähnlich.

Eines Tags wagten wir uns allein in die Stadt. Ich nahm meinen Kompaß mit. Wir gingen durch das Südtor hinein und ich dachte, ich finde die große Kuriositätengasse zurück. Dort hatte Schlehmil für mich auf eine schöne alte Mandarinkette aus 120

Digitized by Google

haselnußdicken Mondsteinen und mit Behängen aus Nephrit und Korallen gefeilscht und ich hatte den Eindruck gehabt, als ob der Chinese nicht mit uns handeln wollte. Er hatte 80 Dollar verlangt. Wir hatten ihm 30 geboten. Aber er wollte die Kette nicht geben. Wir kamen durch's Südtor. Dann mußte man gleich hinter der Mauer abbiegen. Dort waren schmutzige Löcher, in denen Chinesen Lumpen auf einander klebten. Die Lumpen sahen aus, wie Brutstätten von furchtbaren Bazillen. Schuhsohlen wurden aus den auf einander geklebten Lappen gemacht.

Wir kamen um die Ecke zu dem Laden, vor dem die schönen derben blauen Tücher hingen. Sie waren mit Vögeln, Ornamenten, Menschen, Blumensträußen bedeckt. Die Muster wurden mit Kalk aufschabloniert, dann färbte man das Tuch und die kalkbedeckten Stellen blieben weiß. Es war eine derbere Art des Batik, kräftig und volkstümlich. In allen Gassen gab es Blaufärber, die diese Tücher machten.

Aber nach diesem Laden endigte die Gasse in einen unbekannten lebhaften Straßenzug, der nach rechts und links hinlief. Da stimmte es schon nicht mehr. Mit dem Kompaß in der Hand strichen wir kreuz und quer. Die Chinesen kamen auf uns zu und wollten sich den Kompaß anschauen. Sie lachten und gingen weiter mit uns. Wir hetzten bald einen ganzen Haufen Menschen durch Gassen, in denen wir bestimmt nie gewesen waren. Verkrätzte und verhungerte Hunde liefen mit, und Säue, vor deren Größe wir staunend zuerst erschracken, hoben sich aus dem Schmutz und stürmten grunzend quer vor uns über den Weg zu ihrer Brut, die in Rudeln mitten durch die Gassen sich Nahrung suchte und keines Kotes Feind war. In den offenen Häusern und Läden saßen Chinesinnen, an deren gewölbten frischen Brüsten mit kräftigem Lebenswillen die gesündesten und lieblichsten Kinder tranken. In einer Gasse stand ein taotistischer und ein buddistischer Mönch in friedfertigem Gespräch beisammen. Vornehme Chinesen wurden in Sänften durch die Gassen getragen und hielten kleine, schön geschnitzte Riechhölzer an ihre Nase. Große Läden mit getrockneten Fischen

Digitized by Google

überstanken alle Gerüche und Fisch- und Gemüsehändler ließen die üppige Lebendigkeit des freien Landes in der grauen Gasse leuchten. (Fortsetzung folgt.)

Die Bedeutung der Zahl im Kriege

Von Walter Achilles Korn

Die Formen, die der jetzige Krieg annimmt, wachsen ins Riesenmäßige, wie die Streitermassen auch. Was sind schon frühere Kriege dagegen! So tritt uns denn bei der modernen Massenstrategie so recht augenfällig das Moment der Zahl entgegen. Sie ist es, die ein Fortspinnen bis zur äußersten Entscheidung ermöglicht. Je größer die Mittel, desto größer der Zweck. Und die Fernwirkung der Strategie steigert sich mit dem Umfang der Massen. Ihr Motor ist die Zahl. Letztere muß man indes richtig verstehen.

Vorgreifend sei an das alte Sprichwort „Viele Hunde sind des Hasen Tod", erinnert. Aber der feine Sinn, der vielfach in solcherlei Sprichworten liegt, spricht ausdrücklich vom Hasen, dem ja besondere Tapferkeit nicht zu eigen ist. Und falls zwei Strolche einen Wanderer überfallen, so wird er sich ihrer gewiß nicht leicht erwehren können; sind es ihrer gar drei, dann ist die Sache noch gefährlicher. Indessen ändert das Verhältnis sich sofort, wenn der Wandersmann ein ganzer Kerl ist und einen guten Revolver in der Tasche oder einen derben Knüppel in der Hand hat.

Nun wird derzeit viel Unsinn über die Zahl im Kriege verzapft. So war jüngst eine sorgfältige Berechnung der Bevölkerungszahlen Rußlands, Frankreichs, Englands und Belgiens in ihrer Gegenüberstellung zu der Deutschlands und Oesterreich-Ungarns zu lesen. Allein daraus können sichere Folgerungen im Hinblick auf den jetzigen Krieg nicht gezogen werden. Auch die sehr beliebte Zusammenrechnung der Stärke der Feldheere vermag nur Phantasiegebilde zu zeitigen. Denn niemand außer den höchsten Stellen kann wissen, wieviel der Kämpfer die deutschen und österreichischen Armeen zählen; erst recht weiß man dies nicht von unseren Feinden. Ja, sehr wahrscheinlich ist man selbst in den Generalstäben nur auf recht unsichere Schätzungen angewiesen. Natürlich liegt ohne weiteres klar da, daß wir gegen eine ganz erhebliche Ueberzahl zu kämpfen haben; aber das erscheint keineswegs ausschlaggebend, da den Lehren der Weltkriegsgeschichte zufolge der Glaube an die Zahl ein trügerischer Wahn ist. Freilich, die Größe der Heere, die zur Verwendung gelangen, stellt unzweifelhaft einen

Digitized by Google

der wichtigsten Faktoren der Kraft dar; nichtsdestoweniger soll man ihre Bedeutung nicht etwa überschätzen, wie man sie hinwiederum auch nicht unterschätzen darf. Man muß, wie bereits berührt, die Zahl nur richtig verstehen. Sie ist lediglich ein Faktor unter vielen, die für die Entscheidung in Frage kommen. Die Ueberlegenheit der Führung, die höhere kriegerische Tüchtigkeit, der Volkscharakter und das Wehrsystem, die sittliche und physische Gesundheit des Menschenmaterials, die Ausbildung von Mann und Roß, Bewaffnung und Ausrüstung, Initiative, Gehorsam, das Vertrauen der Mannschaften zu ihren Führern, die Tüchtigkeit, Urteilsfähigkeit und der Heldenmut der Offiziere, Pflichteifer und Hingabe kommen ebenfalls in Betracht, nicht zu vergessen der kriegerische Geist, dieser feurige Sohn des Sieges, der selber wieder strahlende Siege erzeugt. Endlich darf nicht übersehen werden, daß die moralischen und geistigen Faktoren wichtiger als die numerischen sind, was allerdings nur innerhalb gewisser Grenzen ins Gewicht fällt.

General Clausewitz, der berühmte Begründer der heutigen Kriegstheorie, dessen Lehren noch heutzutage in der deutschen Armee gang und gäbe sind, sagt ausdrücklich: „Die Zahl für eine notwendige Bedingung des Sieges zu halten, würde ein völliges Mißverstehen unserer Entwicklung sein." Er vertritt außerdem die Meinung: „Wo das absolute Uebergewicht nicht zu erreichen übrig bleibt, man sich ein relatives auf dem entscheidenden Punkt verschaffen muß." So hängt dann der Erfolg durchaus nicht von der Gesamtzahl der Streiter ab; er wird vielmehr in der Hauptsache durch die Kunst des Feldherrn erzielt, eine Ueberlegenheit zu rechter Zeit und auf dem richtigen Punkt zu vereinigen. Dies ist sowohl für die strategischen wie auch für die taktischen Maßnahmen in Ansatz zu bringen. Es kann sehr wohl geboten sein, dem einen Heere nur schwächere Kräfte gegenüberzustellen, um das andere mit doppelter Wucht niederzuringen. Derart handelte beispielshalber Friedrich der Große bei Roßbach und Leuthen, in gleichem Geiste siegte gewissermaßen der geniale Lee in der Heldenschlacht bei Chancellorsville am 2. und 3. Mai 1863. Als König Friedrich 1757 den Franzosen in Thüringen gegenüberstand, ist ihm sehr wohl bewußt gewesen, daß seine Kräfte keineswegs ausreichten, um den Feind erfolgreich anzugreifen, falls dieser seine Massen in richtiger Art zu verwenden imstande war. Er wartete infolgedessen den Augenblick ab, der ihn in die Lage versetzen konnte, den Gegner anzufallen, ohne daß dessen Ueberlegenheit insonderheit ins Gewicht fiel. Als dann dieser Augenblick kam, benutzte er ihn blitzschnell, und damit war dieser Feind vorerst erledigt. Aehnlich verfuhr der große Hohenzoller bei Leuthen.

Der geniale Feldherr wird stets auf dem entscheidenden Punkt überlegene Kräfte zu vereinigen verstehen, selbst wenn er im großen und ganzen schwächer

Digitized by Google

als der Gegner ist. Das Genie meistert eben die Verhältnisse, es siegt sogar mit den unvollkommensten Mitteln, zwingt der menschlichen Natur enorme Leistungen ab, verfügt über eine geheimnisvolle Sehergabe, besitzt unerschütterliche Seelenfestigkeit in der Durchführung des Begonnenen, wird in den Augenblicken höchster Gefahr immer hellsehender, unterdrückt jede Seelenregung, die nicht zur Sache gehört, findet selbst in der verzweifeltsten Situation noch einen Ausweg, hat Freiheit des Geistes, des Urteils und der Entscheidung, ungeachtet plötzlich eintretender Ereignisse. Seine Kraft liegt in seinem Geist und Charakter. Ein scharfer Verstand und ein starker Charakter genügen aber noch nicht, ein Genie zu machen. Wellington hat beide Eigenschaften besessen, allein trotzdem ist er kein Genie gewesen. Ihm fehlte die schöpferische Phantasie, die sich aus dürftigen Anregungen das richtige Bild zu schaffen weiß. Alle großen Feldherren haben schöpferische Phantasie gehabt. Ihre Fähigkeit, sich vom Gegner ein vollkommenes Bild zu machen, war geradezu unheimlich. Ein Uebermaß von Phantasie ist freilich dem Feldherrn gefährlich. Das mußte der große Korse zu seinem Schaden erfahren. Er sah letzten Endes die Dinge nicht mehr so wie sie waren, sondern derart, wie sie ihm in den Kram paßten. Das namentlich hat dann alle seine Erfolge in das Nichts zurückgeworfen. Und die Phantasie ist auch eine launische Schöne, vor der man sich in acht nehmen soll.

Genug, eine geniale Heerführung braucht vor der Bedeutung der Zahl nicht zurückzubeben. Ist aber kein Genie vorhanden, dann erscheint die Sache allerdings bedenklich, falls der Feind eine große numerische Ueberlegenheit für sich hat.

Gegenstrenge

Je öfter und planmäßiger unsere Gegner zu Mitteln greifen, die bisher von einer ehrlichen, auf Kraft, Geschick und Organisation aufgebauten Kriegführung ausgeschlossen waren, desto berechtigter wird der Rückschluß, daß sie zur Einsicht kommen, ihr Ziel auf den Schlachtfeldern *nicht* erreichen zu können. Diese uns günstige Erwägung enthebt Deutschland jedoch nicht der ernsten Verpflichtung, gegen dieses System der Feinde Front zu machen, weil unzählige unschuldige, teilweise am Krieg ganz unbeteiligte Schutzbefohlene schwer darunter leiden. Und je bestimmter und ausgesprochener der Sieg sich auf unsere Seite neigt, um so lauter wird in unserer Mitte das Wort, daß wir es wirklich nicht nötig haben, *uns derlei bieten zu lassen*.

England treibt Seeräuberei in großem Styl, verletzt alle Seeverträge, verfolgt unsere Staatsangehörigen und unsern gesamten, außerhalb von Kontrebande fallenden Verkehr mit Neutralen, legt Beschlag auf Privateigentum und verhaftet alle friedlichen Deutschen auf britischem Boden.

Rußland setzt gar hohe Kopfprämien auf Ermordung von Armeeführern seiner Gegner außerhalb der Schlachtfelder aus. *Frankreich*, *England* und *Rußland* be-

Digitized by Google

handeln die Kriegsgefangenen nicht soldatisch, sondern wie Zuchthäusler, deportieren sie in klimatisch ungünstige Gegenden, ernähren sie nur ganz notdürftig und nehmen keine Rücksicht auf Kranke und Verwundete. Und nicht besser behandeln sie ihre Zivilgefangenen.

Dagegen werden die Kriegsgefangenen in Deutschland unbestritten militärisch einfach, aber zureichend verpflegt und versorgt, mit Rücksicht auf ihre ehrliche Uniform, wie Soldaten behandelt und die Zivilpersonen überhaupt, außer einer gewissen Kontrolle, unbehelligt gelassen.

Das geht wohl so nicht weiter. Humanität wird da zur Schwäche.

Räuber, Mörder und Unmenschen darf man nicht mit Rosenwasser bekämpfen wollen. Wir müssen endlich — so schwer es deutschen Menschlichkeitsbegriffen auch fallen mag — daran gehen, das verbrecherische System der Gegner mit seinen Waffen zu bekämpfen. Die deutschen Kreuzer haben diese Notwendigkeit schon teilweise erkannt. Gegen das Unrecht zu Land aber müßten nun — nach vorheriger Ankündigung und Fristsetzung — deutscherseits tatsächliche Repressalien ergriffen werden. Ihre Wirksamkeit kann ohne weiteres verbürgt werden. Unsere Waffenerfolge haben uns mindestens die zehnfache Ueberzahl an Geiseln und Gefangenen in die Hände gespielt. Wir haben also Macht und Möglichkeit, die menschliche Behandlung der in jenseitiger Gewalt gefallenen Opfer, im Handumdrehen zu erzwingen.

Ein energisches Ultimatum müßte genügen.

Darnach ruft jetzt die Gesamtheit des deutschen Volkes.

v. S.

Die Wahrheit ins Volk!

Die einfachen Leute tragen die Sorge um ihre Angehörigen im Felde mit bewundernswerter Seelenstärke. Nur eines erfüllt sie mit unsäglichem Grauen und schwächt ihre Widerstandskraft mehr als der Hunger es vermöchte: das Schicksal der Gefangenen. Der Gebildete, der unsere westlichen Feinde kennt, weiß, daß dort Grausamkeiten nicht die Regel bilden. Auch die amtlichen Mitteilungen bestätigen das indirekt. Aber die Volksphantasie spinnt die einzelnen Fälle aus, und das Entsetzen trübt den Verstand. In München erzählt man sich überall, daß in Augsburg bei einer Untersuchung in der Tasche eines gefangenen Franzosen zwanzig menschliche Augen gefunden wurden! Der Glaube an solchen Unsinn wird aber, und das ist das Unverantwortliche, noch durch manche Bemerkungen in der Presse unterstützt. Das Volk muß doch schließlich das glauben, was die Zeitungen schreiben, die fortgesetzt unsere Wahrheitsliebe gegenüber dem Lügengeist bei unseren Feinden hervorheben. An die Nachricht, daß zwei deutsche Gefangene zum Tode verurteilt wurden, weil sie im Besitz von Uhren gefunden wurden (indirekte Meldung der Frankfurter Zeitung aus Paris, 9. Oktober) knüpften die Münchener Neuesten Nachrichten vom 10. Oktober (Nr. 520) den Satz: „Welches Toben würde sich wohl in der französischen Presse erheben, wenn wir alle französischen Kriegsgefangenen, die eine Uhr besitzen, zum Tode verurteilen wollten?“ Das heißt klipp und klar: Die Franzosen verurteilen alle deutsche Kriegsgefangenen, die eine Uhr besitzen, zum Tode! Welche unsägliche Seelenangst kann eine solche Bemerkung verursachen! — Auch in ernsthaften Münchner Kreisen wird

Digitized by Google

erzählt und geglaubt, daß allein in Münchner Lazaretten zwanzig Verwundete mit ausgestochenen Augen liegen! Die zuständige Stelle würde sich ein großes Verdienst erwerben, wenn sie durch eine aufklärende Bekanntmachung die unnötigen Befürchtungen derer mildern würde, die ihre Männer und Söhne mit Freuden hingeben fürs Vaterland!

Adolf Saager

Ein Zurückgebliebener

Man soll entweder „Ja" oder „Nein" sagen, aber nicht irrlichtelieren wie dieser Hamletino in Schnitzlers „jungen Medardus."

Was an dem Werke erfreut, ist ein bleichender alter Glanz. Man ahnt einen verschwindenden Ueberfluß, fühlt noch die Wehen einer Schmerzenswelt, eine milde, klare Luft und heimliche Wehmut, eine leidentsprungene Freude an Reizen und Güte gegen alles Lebendige, sieht, wie es einem Tiefblickenden schwer fällt, von großen Weltdingen Aufsehen zu machen, da sie doch nur vorübergehen, und hört eine eigene Musik. Ueber Allem ruht etwas Menschliches und Edles, das nur in Deutschland empfunden werden kann.

Aber diese dichterische Kraft sinkt im Feststellen seelischer Vorgänge, wägt nicht so genau wie einst, fürchtet sich, wählerisch zu sein, nimmt schwankende Begriffe wie „Tod", „Vaterland", „Held", „Gott" ungeprüft hin, scheut sich nicht vor Worten und wird unkritischer in der Betrachtung menschlicher Beziehungen.

Der Dichter ist in diesem Werke stark als Genrekünstler und stellt einen shakespearegewordenen, sehr zivilisierten Iffland dar. Klänge der Romantik schimmern durch. Im letzten Aufzug gemahnt eine Apologie an Schiller und Hebbel. Wenn Judith im Eintreten für eine allgemeine Sache an sich selber zu Grunde geht, ist man erschüttert. Auch der positive Tell bleibt nicht ohne Wirkung. Sie setzen sich selbst ein und sind Werte.

Aber dies Opfer des Medardus wirkt nicht, weil man die Größe Napoleons und die Schwäche dieses Jungen kennt, der gar nichts an Napoleons Stelle zu setzen vermag. Und da Schnitzler selbst ihn nicht ganz ernst nehmen kann, macht es den Eindruck, als wolle er ihm gewaltsam Sympathien verschaffen, indem er ihn aus schwacher Liebe umbringt.

Der junge Mann ist eine Altersblüte. Heutige blicken ihn ironisch an „Sentiments" sind wirklich krankhaft. Man muß „ja" oder „nein" sagen, aber nicht von jedem Unglück „zerschmettert" werden, sondern etwas aus ihm schaffen.

Kurt Kersten

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Englands Verrat an Europa

Von Professor Dr. H. J. Losch (Stuttgart)

Von den etwa 450 Millionen Einwohnern des Erdteils Europa stehen mindestens 360, also 80% gegenseitig auf dem Kriegsfuß; rechnet man Japan, die englischen, die französischen, deutschen usw. Kolonien, sowie die Türkei noch hinzu, so erhält man weit über die Hälfte der etwa 1700 Millionen Menschen, welche Mitte 1914 den Erdball bewohnen.

Ob der Krieg der rivalisierenden Großmächte Europas eine Notwendigkeit war, ist heute eine müßige Frage, deren Beantwortung späteren Geschichtschreibern überlassen bleibt; vorläufig ist er eine unerbittliche Wirklichkeit.

Das erste, was uns entgegentritt, ist, daß im alten Europa nicht etwa nur Völker und Staaten des Weltteils Europa selbst miteinander kämpfen. Von Japan, das vorläufig nur auf dem asiatischen Kriegsschauplatz eingreift, abgesehen, sehen wir russisch-asiatische Mongolen, Turkos und Senegalneger aus Afrika, indische Gurkhas und Sikhs, auch amerikanische Kanadier (?) auf den Kriegsschauplätzen des alten Europa auftreten. Vertreter aller übrigen Weltteile werden also zur Entscheidung bei den Auseinandersetzungen der europäischen Kulturmächte herangezogen. „Europäische" Kultur, Zivilisation, Solidarität, europäische Gesamtinteressen oder gar — ideale gibt es nicht mehr. „Hat es nie gegeben", sagen die einen, „muß es wieder geben" oder „müssen geschaffen werden", sagen die andern.

Man kann einwenden, daß auch 1870/71 schon Afrikaner nach Europa als Kämpfer geführt worden sind; gewiß; aber jener Kampf war ein Zweikampf zwischen Frankreich und dem werden-

Digitized by Google

den deutschen Reich, ein, wenn auch großer, Lokalkrieg innerhalb der europäischen Zuschauermehrheit. Heute liegt Alles ganz anders; nicht nur ein europäischer, sondern ein wirklicher Erdkrieg spielt sich in der Hauptsache auf dem Boden des alten Erdteils ab.

Niemand kann behaupten, es handle sich bei diesem Krieg um einen Kampf der sogenannten demokratischen, oder republikanischen, freiheitlichen „Ideale" gegen die autokratischen, monarchischen, militaristisch-absolutistischen. Manche englische Zeitungen, auch Herr Roosevelt, scheinen dies der Welt vormachen zu wollen. Man könnte damit Erfolg haben, wenn das deutsche Reich gegen Frankreich, Belgien und England einen Angriffskrieg vom Zaune gebrochen hätte; ungefähr gerade das Gegenteil ist aber der Fall. Deutschland wollte ja gar nicht gegen Frankreich und Belgien mobil machen, sondern nur Rußland daran hindern, in die Auseinandersetzung zwischen Oesterreich-Ungarn und Serbien mit plumper Gewalt einzugreifen.

Die Wahrheit wird auf den Kopf gestellt, wenn die englische Presse und ihr nach leider auch gewisse Vertreter des Landes von George Washington so tun, als wäre Rußland ein demokratischer Kulturstaat und das deutsche Reich von einer unter autokratischer Militärdiktatur seufzenden Masse von Barbaren bewohnt. Diese mehr als böswillige Verdrehung der Tatsachen haben nicht einmal die deutschen Sozialdemokraten zugegeben, im Gegenteil haben gerade sie aus diesen Versuchen deutlich ersehen, in welcher Weise das deutsche Volk außerhalb Europas durch eine plutokratische Kabeldiktatur verleumdet werden konnte. Es liegt kein Kampf um irgend welche europäische Kulturziele vor, sondern lediglich ein durch vereinigte Sonderinteressen heraufbeschworener Krieg um Gewinnung und Erhaltung von Sondervorteilen.

Wie auch immer man die Sache ansehen mag, einerlei, ob das deutsche Reich mit Oesterreich-Ungarn oder der Dreiverband in diesem fürchterlichen Ringen obsiegen oder ob nach vollbrachter gegenseitiger Schwächung wieder irgend eine Art von „Gleich-

Digitized by Google

gewicht" in dem Erdteil Europa erreicht wird: die sogenannte „Hegemonie" Europas im alten, vergangenen Sinne ist ein für alle Mal dahin.

Der tiefere Grund dafür ist kein anderer als der, daß England klar und unzweideutig seine eigene Weltmacht gegen das ganze kontinentale Europa ausgespielt hat. Es hat sich von den höheren und gemeinsamen Interessen des europäischen Kontinents getrennt und hat sie nicht etwa nur durch sein Bündnis mit Japan gegen eine europäische Kulturmacht preisgegeben, es hat auch gerade seine immer vorgewendete „Aufgabe" der Friedenserhaltung im Interesse Europas im Vertrauen auf seine Seemacht und Seelage schamlos verleugnet und dazu noch alle überhaupt herbeiziehbaren Nichteuropäer dem unglücklichen europäischen Festland auf den Hals gehetzt. Man darf sich nicht dadurch täuschen lassen, daß England scheinbar für Frankreich und Rußland oder gar für Belgien „streitet"; heute noch wie bei Kriegsbeginn und von altersher hofft es, daß Rußland und Frankreich von Deutschland und Oesterreich zerfleischt, diese aber gleichzeitig von jenen ebenfalls zerfleischt werden, um sodann, selbst möglichst intakt geblieben, dem todesmatten Europa den Frieden, d. h. die englischen Wünsche diktieren zu können.

Es ist eine Selbsttäuschung, wenn die neutral gebliebenen Staaten glauben, wirklich „neutral" sein zu können. Formell wohl; materiell aber sind sie alle mehr oder minder stark bereits mit erschüttert und in Mitleidenschaft gezogen, und sie werden es immer mehr werden. Das Neue, so außerordentlich Lehrreiche bei diesem europäischen Kontinentalkrieg ist gerade das, daß alle Staaten des europäischen Festlandes wirtschaftlich in Frage gestellt sind. Ihre geographische Lage bringt es unter den heutigen Verhältnissen schon mit sich, daß sie leiden und leiden werden, weil die völkerrechtswidrige Ausnützung der englischen Weltmacht zur See auch sie mittel-

Digitized by Google

bar ungeheuer schädigt, vor allem durch die tatsächliche Nichtanerkennung aller für England nicht nützlichen Neutralitätsforderungen.

Man kann schon heute, ohne im geringsten sich einer unangebrachten „Prophetie" schuldig zu machen und ohne auf das „Politische" überhaupt einzugehen, sagen, daß das alte Europa aus diesem Kriege nicht mehr aufstehen wird. Ein „ausgepowertes" Europa wird sämtliche neutral gebliebenen Staaten des Weltteils, ganz einerlei, welche politische Verfassung sie haben, mit in die Tiefe ziehen. Ein ungeheurer wirtschaftlicher Rückschlag wird folgen. Wer wird ihm gewachsen sein?

Darauf kann heute schon nur etwa folgende Antwort gegeben werden.

Belgien und Serbien werden sich auch im Laufe einer ganzen Generation nicht erholen, und auch dann nur mit fremder Hilfe; ob solche ihnen überhaupt geboten werden kann, ist sehr zweifelhaft und wird immer unwahrscheinlicher, je länger der Krieg dauern wird. In der Schweiz und in Italien wird nicht nur das, was man „Fremdenindustrie" nennt, mehr oder minder vernichtet werden, wenn der Krieg auch nur bis zum nächsten Juni 1915 andauert, und er wird vermutlich bis dahin dauern, aus folgenden Gründen.

Das deutsche Reich verfügt über 67 Millionen Menschen, Oesterreich-Ungarn über 53, zusammen 120 Millionen. Beide europäischen, geographisch in sich geschlossenen Zentralmächte bilden in allen wichtigen Hauptsachen eine autarke, d. h. sich in sich selbst genügende Menschen-, Militär-, landwirtschaftlich wie industriell und verkehrsmäßig zusammenhängende Volkswirtschaftsgroßmacht. Das Ausharren gegen Osten ist für den einen, das gegen Westen für den anderen Teil schlechthin eine Lebensfrage. Je länger dieser unglückseligste und frivolste aller Kriege dauern wird, um so klarer wird dies vor allem jedem Deutschen, mag er Arbeiter oder Bauer, Stadt- oder Landbewohner heißen, werden. Unter den schwersten

Digitized by Google

und brennendsten Enttäuschungen über alle bisherige Gutmütigkeit ist das ganze deutsche Volk, der Kaiser voran, plötzlich wach geworden, es hat erkannt, daß es um Sein oder Nichtsein kämpft. Es wird diesen Riesenkampf bis zum Ende durchführen, weil es gar keine andere Wahl mehr hat. Es müßte und könnte diesen Kampf im äußersten Notfall sogar ohne die Flotte zu Ende führen, eben aus dem Grunde, weil es eine riesenhafte Kontinentalmacht ist, gegen welche die zwei Inseln im Nordwesten Europas trotz ihrer großen Flotte zu — klein geworden sind. Sie können aus fernern Weltteilen auf Schiffen Söldnerscharen heranführen, aber nicht Völkerschaften; eben diese Söldnerscharen aber prostituieren ganz Europa und werden lediglich den sogenannten furor teutonicus, welchen wir von Bismarck her kennen, noch mehr reizen und entflammen, so daß sie vorläufig nur für die Belgier und Franzosen, zu deren Waffengenossen sie erhöht worden sind, verhängnisvoll geworden sind. Im Grund sind diese Söldner die Totenboten des alten Europa.

Die klugen und charaktervollen „Europäer" in den neutralen Staaten müssen und werden sich selbst sagen, daß die Dinge so liegen und nicht anders. Sie werden vielleicht sogar tief innerlich ein wenig in ihrem europäischen Ehr- und Kulturbewußtsein angegriffen sein, obschon die Aeußerungen einer solchen Empfindung, wenigstens in der Presse, nicht zum Ausdruck gelangen aus Furcht vor Verletzung der „Neutralität" im bisherigen, jetzt veralteten „Stil."

Es könnte ja sonst den Anschein gewinnen, als ob es in dem alt- und hochkultivierten Weltteile Europa auch so etwas Anspruchsvolles und Unpassendes gäbe wie die sogenannte Monroe-Doctrin der „jungen" Amerikaner!

Vor etwa 100 Jahren hat ein deutscher Europäer, Seume, von dem Canadier gesprochen, der Europas übertünchte Höflichkeit nicht kannte; er hat sich geirrt; Europas Höflichkeit ist nicht „übertüncht" — sie ist echt. Denn als die Canadier den Engländern nicht nur Weizen und Speckseiten, sondern auch „echte" Canadier,

Digitized by Google

nämlich neben den Eingewanderten auch eingeborene Indianer zu senden versprachen, da haben unseres Wissens die neutralen Völker, Staaten und Zeitungen alle in echter „Höflichkeit" — geschwiegen. Schweigen ist Gold, Reden — Silber!

Wir aber können heute schon getrost die Frage aufwerfen: was wird geschehen, wenn einmal der durch diesen Krieg schon angerichtete und mit jedem Tag anwachsende ungeheuerliche Schaden des gemeinsamen Weltteils Europa überblickt werden kann? Was wird das deutsche Schicksal dann sein und was das neutrale?

Deutschland hat jetzt keine Zeit, um darüber nachzugrübeln; um so mehr aber das neutrale Europa.

Das Dorf in der Kriegszeit

Von Dekan Friedrich Holdermann

Wenn man die Leute im Dorf frägt, wo der Mann, der Sohn, der Bruder im Feld steht, dann sagen sie: „Vor Paris!" Oder: „Vor Antwerpen!" „Vor Belfort!" Es hat wenig Zweck ihnen auseinander zu setzen, daß die Vogesen, wo unsere badischen Regimenter nun schon so lange schwere Kämpfe haben, noch nicht in Belfort sind; daß nicht alle, die nach Belgien kommen, vor Antwerpen liegen und daß es von Reims nach Paris noch so weit ist wie von Basel nach Karlsruhe. Sie denken nun einmal in diesen Kollektivbegriffen. In diesen Namen klingt ihnen die große Hysterie. Es sind die leuchtenden Fahnen, die sie in aller Sorge und Unruhe daheim mit Stolz für die Ihrigen täglich aufstellen. Dort sind sie!

Am Anfang des Krieges, als noch keine neuen Namen populär geworden waren und wir hier im badischen Markgräflerland täglich die Kanonen von drüben aus dem Elsaß hörten und die Dörfer um die Feste Istein herum Weisung erhalten hatten, sich zur Räu-

Digitized by Google

mung bereit zu halten, da sagten unsere Leute: „Der Haeseler wird's schon machen." In diesem Namen konzentrierte sich damals bei ihnen das Vertrauen auf die Führung. Für den Mann im Dorf war der Dreiundachtzigjährige nicht alt geworden. Man erwartete von ihm einen ganz besondern Schlag. Irgend eine Umzingelung der Feinde. Heute ist der Alte vergessen. Im Westen fehlt den Leuten noch ein kollektiver Name, in dem sich für sie alles Führertum verkörpert. Aber was im Osten geschieht, das heißt alles: Hindenburg.

Wie groß stellen sich die einfachen Leute zum Leid und wie stark sind sie im Tragen! Das sehe ich jetzt wieder. Man kann nur den größten Respekt davor haben. Wo die kirchliche Sitte noch Bestand hat, ist es auf dem Dorf Brauch, nach einem Todesfall den ersten Gang am Sonntag in die Kirche zu tun. Sie tun's auch jetzt, und wenn der Tod wie ein Blitz von draußen her gekommen ist. Das ist nicht nur Zwang der Sitte, das ist auch innerliches Bedürfnis nach Trost in der Gemeinschaft, die tragen hilft. Ein Bauer kommt kurz vor dem Gottesdienst zu mir. Sein Sohn ist bei Epinal gefallen. Vor einer halben Stunde hat er den Brief bekommen. Ein paar Worte des Hauptmanns mit herzlicher Anteilnahme an dem Verlust des offenbar sehr braven Soldaten. Der Bauer geht. Ich denke, heim, mit seinem Leid. Er verbeißt es, aber, ich weiß, er trägt schwer daran. Auf der Kanzel sehe ich ihn in der Kirche sitzen! Die Religion und — die Arbeit sind die beiden großen Mächte, die jetzt, wenn das Leid in die Häuser kommt, die Leute aufrecht halten. In einem Haus finden sie, als sie um die Mittagszeit vom Feld heimkommen, die Nachricht, daß der Mann der Tochter gefallen ist. Vor einem Vierteljahr haben die jungen Leute geheiratet. Sechs Jahre haben sie auf einander gewartet. Brave, tüchtige Menschen. Das Leid ist groß. Aber am Nachmittag gehen alle wieder an die Arbeit; sie fahren dort weiter, wo sie vor einer Stunde abgebrochen haben. Wie stark sind diese Menschen! In eine Arbeiterfamilie kommt ein Brief zurück. Es steht auf dem Umschlag nur ein Wort: Gefallen! Ein

Digitized by Google

Landwehrmann. Daheim drei Kinder, eine kränkliche Frau. Aber die Frau ist stark. Sie hofft. Sie trägt ihr schwarzes Kleid und hofft doch. Fünf Wochen nachher ist eine Karte gekommen. Von ihrem Mann! Er lebt in französischer Gefangenschaft.

Groß ist die Opferwilligkeit, und wieder bestätigt sich die alte Erfahrung, daß die Armen mehr geben als die Reichen. Nichts wird den Leuten zuviel. Da haben wir alljährlich eine Kirchenkollekte Ende September. Sie wurde größer als je zuvor. Und doch hatten wir die ganze Zeit über schon gesammelt. Eines Tages gab sich für mich die Möglichkeit, Liebesgaben mit einem Auto zu unseren Landwehrleuten, bei denen eine ganze Anzahl Gemeindeglieder stehen, hinüber ins Elsaß an die französische Grenze zu bringen. Die Gaben mußten von einem Tag zum andern gespendet werden. In ein paar Stunden haben mir die Frauen so viel ins Haus gebracht, daß ich über hundert Pakete mitnehmen konnte. Vielleicht ist noch größer als das Geben das persönliche Helfen und Sichhingeben. Viele Frauen tun jetzt auf dem Dorf auch die Männerarbeit. Für dieses stille, ganz selbstverständlich sich hinstellende Heldentum der Frau sollte es auch ein Eisernes Kreuz geben. Und wie stehen sie einander bei auf dem Dorf, da wo die Arbeit der Frau es allein nicht vermag! Die Felder werden leer und wieder bestellt. Es geht. Sie helfen einander.

Unsere Bauern hier pflanzen nicht alles, was sie brauchen. Alles Kleinbauern. Sie müssen noch Brot zukaufen. Aber sie werden die schwere Zeit und den Winter viel eher durchhalten als die Arbeiter in unseren Fabriken im Dorf. Die haben ordentlich verdient, aber das Geld geht ihnen viel leichter weg. Nun sind noch drei, vier Tage Arbeitszeit wöchentlich. Da gehts recht knapp her. Sie wissen, daß wir helfen. Ich weiß auch, daß sie Vertrauen haben. Aber die wenigsten werden sich helfen lassen, sofern's irgend geht. Durchhalten! Das ist auch ihr Ehrgefühl.

Digitized by Google

In unserem Landvolk nimmt die Religion jetzt wieder den Ehrenplatz ein. Auch in den Gegenden von mäßiger Kirchlichkeit. Es kam über Nacht. Vom Tag der Mobilmachung an waren die Kirchen überfüllt, wie an den höchsten Feiertagen und sind es immer noch. Jetzt sieht man wieder, wie unausschöpfbar für unsere Leute die Quellen sind, die in der Bibel und im Kirchenlied fließen. Die unvergänglichen Werte, die in der Religion liegen, kommen wieder hervor. Nicht nur der Religion an sich, sondern der organisierten Religion, der kirchlichen Gemeinschaft. Sie ist für unser Landvolk in dieser Kriegszeit von der allergrößten Bedeutung, unvergleichlich mehr als in der Großstadt. In ihr erleben die Menschen draußen weit mehr als in der Stadt die große Zeit als Gemeinschaft. Wenn der Pfarrer jetzt seine Sache einigermaßen versteht, ist er von allen Daheimgebliebenen der glücklichste Mensch. An Inanspruchnahme gleicht er jetzt dem Offizier im Feld. Davon, wie er es anfaßt, hängt jetzt für die evangelische Kirche sehr viel ab. Mehr als für die katholische. Dort ist die Kirche sakramentale Gnadenanstalt. Das macht die Sache weit einfacher. In der evangelischen Kirche ruht wesentlich die Wirkung auf dem Wert und der Persönlichkeit. Hoffentlich gibt es nicht viele Prediger, die den Krieg nur als Strafe für die Sünden des Volkes predigen. Das wäre ein Mittel, die Kirchen wieder leer zu predigen. Gewiß war Vieles in unserem Volk nicht gut. Aber wie recht hat Traub, wenn er neulich dazu sagte: „Aber wir sehen noch mehr. Es fiel uns selbst wie Schuppen von den Augen, daß in diesem unserem Volk sittliche, unverdorbene Kraft sitzt in einem Maß, wie wir es kaum zu hoffen gewagt. Das ist eine viel Bußprediger tief beschämende Tatsache.“ Wer jetzt in unser Volk wirklich hineinzusehen Gelegenheit hat, der wird das nur bestätigen. Unser Volk ist innerlich viel besser und gesünder als wir geglaubt haben. Darauf ruht letzterdings unser Glaube an seinen Sieg und seine Zukunft.

Digitized by Google

In Tschangscha

Von Norbert Jacques

IV.

Bald schien unserer Erinnerung die Aehnlichkeit einer Ecke zielverheißend. Aber wir waren immer genarrt. Wir mußten weitab gekommen sein, denn als ich der Sicherheit halber das Südtor zurücksuchte, fanden wir es nicht mehr. Ich wußte nur, daß die Gasse der Händler zwischen Süd- und Osttor lag. Wir eilten lange Straßen hinab, in denen Haus an Haus die Schreiner ihre farbigen Möbel zimmerten. In anderen hämmerten und drehten die Kupfer- und Zinnschmiede und hatten die Gestelle voll eigenartiger Gefäße und Töpfe. Sonderbare und unbekannte Gewerbe wurden von Haus zu Haus betrieben: die Matratzenmacher mit ihren großen Zupfbogen, die Reisstampfer, die riesenhafte Holzkeulen traten, die Verfertiger der großen Kugellaternen aus dünnem Seidenbast, der mit roten Zeichen bemalt wurde, die Regenschirmmacher. Stikkende Frauen und Mädchen saßen an den Häusern, tief über ihre kleine feine Arbeit gebeugt. Die großen Stickarbeiten wurden von Männern gemacht. Zwischen den Läden eiterten öffentliche Anstalten wie eine Pest. Kulis, die den fruchtbaren Inhalt in Holzeimern vor die Stadtmauer in die Gruben der Unternehmer brachten und Wasserträger liefen in schimpfenden Ketten schwankend an einander vorbei. Blinde Musikanten strebten durch die Menge, ihre Instrumente hingen wie tot in den Händen und warteten, daß sie klingen sollten, wenn ein musikbegieriges Haus sie zu sich lud. Die Blinden gingen mit gleichmäßigen Schritten mitten durchs Gewühl und schlugen von Weile zu Weile schrill auf eine Metallplatte, um für ihr Gebrechen den Straßenverkehr behutsam zu machen.

Einigemale kamen ältere Herren; sie spürten die nahende Kälte und waren in dick wattierte Mäntel eingehüllt. Der Kopf steckte

Digitized by Google

in einer Kaputze, die mit einem Umhang weit über Rücken und Schultern fiel. Aus der Kaputze sah das farblose Gesicht heraus, nicht viel mehr als zwei kreisrunde mondgroße Brillengläser auf einem Kürbis von Nase. Es war wie eine Schrulle. Es schien kühl und beleidigt erstaunt zu sein, daß es so etwas gab wie wir. Die dünnen Hände drückten sich fester um das Messingöfchen und die marsbewohnerhafte Erscheinung spazierte langsam weiter und schaute nicht mehr um. Es gab Chinesen mit mongolischen Nasen, kurz, breit, in die Höhe gequetscht und andere mit großen gebogenen, deren fremde Abstammung in der Bezeichnung weiterlebte, die die Chinesen für die Mohammedaner hatten. Sie nannten sie die Langnasigen. Im ganzen war die Verschiedenheit des Typs von europäischer Reichhaltigkeit und vom halbfertigen Gesicht des stupiden Mikronesiers bis zur edlen ausgereiften Ebenheit der klassischen Schönheit — hier eigenartig durch die flachen Augen modifiziert — gab es alle Zwischenstufen von dumm zu intelligent, häßlich zu schön. Aber die meisten dieser Hunanleute hatten kernige und etwas trotzige Gesichter scharfer Krieger des Mittelalters. Das schwarze Kopftuch war ein guter Rahmen für diese Züge.

Seitdem das Tragen des Zopfs Staatsverrat bedeutete, hatten die Barbiere, die überall in den Gassen arbeiteten und aus der Neuerung keinen Nachteil schöpfen wollten, die Haarmode in eine große Verwirrung gestürzt, in der die Mode des geschorenen Vorderkopfes und die des weich aufgebäumten und weich zurückfallenden, halblangen Haarwuchses der französischen Lyriker besonders heftig gegen einander stritten. Die „Gent" und die Ladenschwengel, Boys und Schreiber zogen die letzte vor, die erste liebte der Kuli. Die älteren Herren gingen fast ausnahmslos glatt geschoren. Nie sah man mehr einen Zopf. Die Barbiere massierten auch. Darin waren sie sogar Spezialisten. Auch der Kuli läßt alle Arten von Massage an sich vollziehen. Wir sahen eine Frau, mit einer genial einfachen Einrichtung von zwei sich überschneidenden, mit zwei Fingern bewegten Zwirnschnüren Backen, Kinn und Stirn einer Freundin behandeln.

Digitized by Google

Am beliebtesten aber war das Ohrenputzen. Jedermann fröhnte dieser Einrichtung wie einem unwiderstehlichen Laster und es muß sich zu einer Art heimlicher Perversität herausgebildet haben. Eine ganze Sammlung von Instrumenten diente dazu. Zum Beginn kam ein solides Holzlöffelchen, dem ein Metallstab folgte. Dann wurde die Behandlung mit kleinen Schaufeln an biegsamen Stäbchen fortgesetzt, ein feiner weichfedernder Bambushalm mit einer Perle, einer mit einem dünnen Messingring quirlten im Ohr herum. Wenn all die Kitzel zu leicht geworden, wurde mit einer feinen scharfen Metallspitze an einem nachgiebigen Messingreiß hier und dort ins Ohr gepickt. Der Behandelte versank auf dem Stuhl wie in selige Träume, drückte die Augen fest zu, schlug verloren die Beine weg und hundert Schauer zuckten durch all seine Züge. Abgeschlossen wurde die Behandlung dann mit einer Quaster aus Seidenbast an einem langen Hornstäbchen, das der Barbier wonnig im Ohr herumdrehen ließ. Das Ohrenputzen war Volksleidenschaft.

Wir gerieten auf der Wanderung auf einmal aus dem Kreis der Menschen heraus, wo wir all das sahen. Schmale Schlüffe brachten uns in andere Gegenden, in ein Stadtviertel, das nur aus Mauern zu bestehen schien. Keine Gasse war mit der anderen verbunden. Alle taten so, als liefen sie ins Endlose hinaus und seien nur für sich da. Wir kamen nie an einen Platz, der Züge von Straßen in sich aufgefangen hätte. Alle Gassen waren mit Steinplatten gepflastert und ein Abfuhrkanal führte unter jeder Gasse. Aber es war kein Wasser darin, das den Schmutz weggespült hätte und es stank darunter herauf, wie von Aeckern im Frühjahr. Eine geschlossene Sänfte eilte hastig und heimlich durch eine der geheimnisvollen Mauergassen und drückte uns in der Enge an die Wand. Auf der Wand war die große Scheibe des Jin Jang aufgemalt. Die zwei im Kreis in einandergeschlungenen Zeichen waren rot und schwarz gemalt und rundum fügten sich die Balken der Urzeichen an einander.

Digitized by Google

Endlich öffnete sich eine etwas zurückliegende Tür in der Mauer. Auf ihren großen Holzflügeln standen in mächtiger Farbigkeit zwei riesenhafte bedrohende Spukgestalten — die Geister von Tsin Su Pao und Wo King Te, deren Wachsamkeit vor Jahrtausenden einem Kaiser das Leben erhalten hatte. Aber die Flügel waren fest zu wie in einer Erstarrung. Dann war die Mauer wieder kalt und eintönig, weiß und langweilig. Und was war vielleicht dahinter? Nie ist das so heftig Fremde, so aufregend Rätselhafte des Landes gleich ungestüm an die Phantasie gesprungen wie auf dieser ersten verirrten Wanderung durch die Gassen der unheimlichen Stadt.

Und immer hinter uns her strömte alles an Menschen, was unseren Weg traf und was gerade nichts zu tun hatte: Knaben und Kulis, alte bebrillte Lehrer und junge Verkäufer mit glatten schwarzen Frisuren. Sonst kribbelte die Stadt vor Fleiß wie ein Ameisenhaufen. Als es sich immer weiter wiederholte, daß uns Erinnerungen und Aehnlichkeiten täuschten und wir uns verloren in das Unbekannte der Stadt eingesponnen hatten — es ging in die vierte Stunde, daß wir so umher wanderten — da benutzten wir ein Radikalmittel. Wir gingen eine der geraden Geschäftsstraßen mit Hilfe des Kompasses nach Westen. Wir kommen so auf jeden Fall an die Stadtmauer, dachte ich und gehen zum nächsten Tor. Wir gelangten schließlich auch an die Mauer. Ein schmaler Schluff lief dort, angefüllt mit Gestänken. Dunkle Löcher öffneten sich aus ihm. Die plumpe Stadtmauer sperrte Licht und Luft ab. Wir sahen in den Löchern die armen Leute zu zehn und fünfzehn in einem Raum hausen. Sie kamen in die Tür und lachten uns zu. Wir hatten nun die Wahl nach dem Westtor oder dem Südtor zu gehen. Das konnten wir schon etwas primitiv auf chinesisch fragen: dsai na li da si mena? fragte ich und die Leute nickten mit dem Kopf, lachten und schienen glücklich uns zu zeigen, in welcher Richtung das große Westtor lag.

Ich hoffte, daß wir einen Aufgang auf die Mauer fänden. Aber sie waren alle versperrt und zugeschüttet. Nichts von dem Elend

Digitized by Google

und den Gerüchen der engen Gasse an der Mauer blieb uns erspart. Wir hasteten eine halbe Stunde lang durch sie dahin. Hier folgte niemand uns, außer einigen schmutzriechenden Hunden. Die Leute schienen wie benommen zu sein von dem Stumpfsinn, der Licht- und Luftlosigkeit in den Löchern ihres Lebens. Die Gasse war Schweinestall wie Abort. Wir waren erlöst, als die plumpe Gestalt des Toraufbaus in der begonnenen Dämmerung erschien.

Dann gingen wir ins nahe Tschin Dei und erzählten unsere Abenteuer. Emil Schlehmil gab Gre seinen Tragstuhl und sein Kuli ging einen andern für mich holen.

* * *

Tag für Tag durchzogen wir nun allein die Stadt. Durch solch eine Stadt zu gehen ist, wie sie durchpflügen. Man ist Pflug und Saat zugleich. Man gräbt sie auf und sät sich hinein in die an ihrer Fremdheit fruchtbare Stadt und wartet selig gequält wie ein Märztag, was aus dem geheimnisvollen Schoß aufsprießen mag. Neue Dinge kommen in Fluten und wenn wir etwas Bekanntes treffen: einen Brunnen, einen Hund Fo, einen Tuchweber, an den wir uns erinnern, so sind wir auf einmal stolz vertraut mit diesem rätselhaft und fremden Wirrwarr, in dem einige Hunderttausend Menschen wohnen, deren geringste Intellektäußerung uns so stark und unbekannt aufstachelt, wie die höchsten Dinge unserer Heimat.

Es wurde mir rasch eine Leidenschaft zu den Kuriositätenhändlern zu gehen und die ungesichteten Zusammenhäufungen zu durchwühlen. Wir konnten schon selbständig die Preise erfragen, handeln, kleine Bemerkungen machen. Der ganze Haufen der Neugierigen, der uns folgte, nahm den lebendigsten Anteil an allem, was wir taten. Sie fühlten unsere Kleider ab, Gres Schmuckstücke und, geborene Händler, wollten sie stets wissen, wieviel die fremden Dinge gekostet haben. Hau di! sagten sie dann und streckten den Daumen in die Höhe. Das heißt: es ist sehr schön. Wenn Frauen im Laden waren, wurde Gre bis auf ihre Intimitäten erforscht.

Die Leute in der Gasse, an den Laden gedrängt, waren nah am Platzen vor Neugier, was nun von den chinesischen Dingen

Digitized by Google

das Interesse der Fremden erregen mochte. Wir handelten und bewunderten alles, was der Händler hatte. Das tat ihm wohl. Wir waren ihm sehr vertrauenerweckend. Es fiel mir auf, daß man uns für dieselben Gegenstände oft niedrigere Preise vorschlug, als wenn Schlehmil mit war. Wenn die Zuschauer genügend unsere Mäntel, Krawatten, Stock, Kniestiefel, die wir immer wegen des Schmutzes trugen, untersucht hatten, beteiligten sie sich auch am Handeln. Besonders Listige taten so, als ob sie uns zum Händler geführt hätten und stellten sich neben uns auf, als ob sie zu uns gehörten. Vielleicht fiel nachher eine Kommission für sie ab. Aber sie ließen sich gutmütig zurückweisen und schoben, lachend darüber entdeckt zu sein, ab.

Der Händler brachte stets zuerst die landesüblichen Vasen und bronzenen Räucherbecken und war zunächst etwas außer Fassung, wenn wir sie zurückschoben und andere weniger beliebte Dinge in die Hand nahmen. Das war für den Preis vorteilhaft. Er wurde sozusagen überrumpelt. Aber manchmal war es auch das Gegenteil. Unser Interesse gab dem Ding einen unerwarteten phantastischen Wert. Wir lachten dann, wenn der Chinese den fabelhaften Preis nannte. Auch die Masse unserer Neugierigen fand sich durch den hohen Preis ergötzt. Sie lachten im Chor mit und der Händler fragte hitzig und enttäuscht: Wieviel gibst du?

Wurde ein Kauf abgeschlossen, so entstand eine Bewegung unter unseren Zuschauern und ihr Handelsinstinkt sagte befriedigt: bravo!

Eines Tags fand ich den Laden mit der alten Mandarinkette aus Mondsteinen wieder. Der Händler schien sich nicht zu erinnern, daß wir vor 14 Tagen dreißig Dollar dafür geben wollten. Ich nahm sie in die Hand und fragte, wieviel er dafür haben möchte. Er antwortete etwas, das ich nicht verstand. Ich sagte ihm, die Kette sei sehr schön, ich gebe ihm zehn Djau dafür. Das waren 15 Mark. Er überlegte sich's ein Weilchen. Dann packte er sie in ein Papier und gab sie mir. Wir hatten zuhaus schon eine Lade voll alter Stickereien, Schnallen und Anhänger aus Nephrit, ziselierte Kupferdosen, einen achteckigen getriebenen Handofen,

Digitized by Google

mehrere Sätze aus Stein geschnittener Stempel mit Löwen... Schöne Bilder, wie ich sie so gern gehabt hätte, von dem dunkeln heftigen Impressionismus alter chinesischer Landschaftskünstler fanden wir nicht. Ueberhaupt sahen wir nur sehr selten alte Kunstwerke großen Stils. Die Händler hatten sie wohl. Aber sie wanderten bei den chinesischen Liebhabern umher. Die Chinesen glichen darin den Parisern, so wie ja auch die Art ihrer Kuriositätengassen vervettert war mit der Rue de Seine. Sie sammeln mit Leidenschaft Gegenstände ihrer heimatlichen Kunst und kennen sich gut in ihnen aus. Sie gehen selten in die Läden. Der Händler schickt die Dinge ins Haus, und der Chinese hat sie dort Monate lang, in denen er ununterbrochen um den Preis handelt.

Aber indem wir so der Leidenschaft für die Kunst fremder Phantasie folgten, kamen wir zugleich zu Menschen und Stadt. Wir machten oft lange Zickzackreisen, bis wir die Gassen der Händler fanden. Ganz sicher wurde die Kenntnis der Stadt nie. Die Stadt war zu willkürlich gebaut, zu abgehobelt in persönlichen Aeußerungen. Sie überschwemmte das Gelände mit keinem andern Willen als dem, von Augenblick zu Augenblick die bescheidene Notwendigkeit des gleichmäßigen Volks zu erfüllen. Auch die großen Inseln der reichen Häuser, die in den Gärten der langen Mauergassen lagen, waren unter sich gleich, die Tempel, die Gildenhäuser. Die Stadt war auch eine ins Große aufwuchtende Wiederholung der einfachen oder kunstvollen Dinge, die wir kauften und die eine fließende Gleichart in ihrem Prunk oder ihrer einfachen Stilgröße hatten. Die Stadt war ein Abbild ihrer Menschenmassen und sie spannte diese so in sich ein, wie das chinesische Leben und die chinesische Moral mit stählernem, gleichmäßigem Feststehen den vierten Teil aller Menschheit gebunden hielt. Das Skelett waren die Geschäftsstraßen, die kreuzweise zu den Himmelsrichtungen und den Toren liefen. Rundum, sie war gewachsen, wie das Bedürfnis es verlangte, ohne Bequemlichkeit und Schönheit kennen zu wollen. Die Funktionen der Stadt waren einfacher als die eines Bauerndorfs in der Heide.

Digitized by Google

Ueberrascht hielt uns plötzlich in dem Gedudel von Schlüffen und Gassen ein Toreingang an. Er war in aller Krausheit der Einfälle mit der naiven Buntheit der Phantasie, dem spielerischen, naturalistischen Erzählen seiner Darstellung von einer klassischen Sammlung. Er war glanzvoll ruhig und schmelzend. Er führte zu Anlagen von spärlich bewachsenen Gärten mit strengen Teichen und zu Häusern, die uns geheimnisvoll blieben. Tempel öffneten sich mit Höfen unerwartet in der Gasse. Vor ihnen hielt der Hund Fo Wache und machte ein ornamental bissiges, mythologisch spukhaftes Gesicht auf seinem Sockel. Die schönsten Tempel waren stets die rotgemalten Kungtse-Tempel. Tschangscha hatte nur zwei von ihnen. Sie waren die ersten Gebäude von großer Architektur, die wir in China gesehen hatten. Um große Höfe mit Wasserbecken liefen schmale Gebäude, in denen die Schüler des Kungtse standen und China groß und jung und doch in seinem Altertum hielten. In einem Hof erstand dann das Tempelhaus hoch über die andern Bauwerke der Anlage. Verknorrte alte Pinien starben zwischen den Fliesen des Hofs, hohe eiserne Oefen für Opferpapier in fremdlichen Formen standen, mit alten Schriftzeichen bedeckt, unter ihnen. Treppen mit steinernen Gallerien führten in das heilige rote Dunkel des Tempelraums. Der war um den purpur-goldenen Altar groß, streng und karg.

Aber außen wuchs um den Tempel die üppige Krausheit der in die Einzelheiten vernarrten Künstler die ausgeschwungenen Dächer hinan. Riesenhafte Drachen aus Porzellan krochen die Dachkanten hinauf und der höchste First war eine doppelmannshohe Gallerie von verschlungenen Blumen und Tieren.

Kungtse jedoch war nicht mehr im Tempel. Die Republik hatte seinen Geist entthront im Jahre 1913, sozusagen zum 1900. Jubiläum jener alten Bücherverbrennung, durch die der Kaiser Schi Hoang Ti im Jahre 213 v. J. den geschichtlichen Ueberlieferungen und Kungtse zu Leibe rückte. Soldaten in halb europäischen Uniformen gingen mit scharf geladenen Gewehren Wache in den Tempelhöfen und lungerten in allen Gebäuden herum. Die

Digitized by Google

Altäre und Götterbilder verfielen. Das alte China sollte mit ihnen zerbröckeln.

Aber einige Tempel dienten noch der naturfrommen Gläubigkeit der Einwohner. Sie waren im Innern nichts, als ein hohes verrußtes Dunkel. Die Götter schauten kaum heraus. Die Götter verzerrten sich plump, ein geschwärzter Spuk, glotzten mit aufgerissenen goldenen Froschaugen, bleckten Zähne wie Holzsägen, hoben Vogelbeine und zückten kurze Schwerter und drohten mit dunkel aufgereckten Bewegungen aus den Winkeln der verrußten Tiefen. Unten am Boden lagen die Betenden und warfen Hölzchen vor ein Götterbild und sahen aus der Art, wie sie fielen, die Geneigtheit des Geistes, den sie brauchten. Eine süße fremde Lilie, mit ihrer Seltsamkeit und ihrer mythischen Frömmigkeit voll Schmelz behangen, barg sich weißen Gesichts die heilige Frau Kuan Jin in die Dunkelheit, bereit für den Flehenden. Ihr Leib war mit einer leisen Verrenkung gebogen und verheißend gewölbt und ihr großes jasminweißes Gesicht umfaßte alle erregenden Geheimnisse der Schönheit fremdrassigen Frauentums. In schweren Bronzebecken brannten Kerzen und Papier, und ihr beunruhigtes Licht zuckte angstvoll und zaghaft wie blaßrote Fledermäuse über die dunklen Grausigkeiten. Rauch schwälte dicht auf und zog in die unbekannten Höhen des Gebälks.

Draußen im Hof des Tempels, wenn er zu einem Gildenhaus gehörte, stand das Theaterpavillon, ein Bauwerk von weltlich schweifender Arbeit. Auf hölzernen Säulen trug er goldene gewundene Drachen mit Kameelnasen, in den Paneelen saßen zierliche Schnitzereien aus der Geschichte und eine schwere Seidenstickerei hing als Soffite über die Bühne. Das Dach schwang sich in allen vier Kanten weit aus, war mit farbigen Glasuren, Vögeln und Menschlein bedeckt. Einmal sahen wir diesen Theaterpavillon voll merkwürdig schreitender Gestalten, die schrill im Diskant sangen. Lange, schwerbestickte Kleider hingen an ihnen. Sie verstummten, hoben die Beine wie Störche, feierlich und schritten dumm im Kreis hintereinander, vereinigten sich wieder, schrieen

Digitized by Google

und sangen im Kehlkopf. Ein Alter warf sich den Bart wild über den Arm und durchfuchtelte die Luft mit Lanzenstößen. Eine Frau beugte sich weinend über ihre Arme. Eine andere Gestalt mit goldblutigen Gewändern und der Maske eines schwarzweißen, schweren und aufgebäumten Kopfes, kam über sie. Die große Raserei erfaßte diese Gestalt. Aber ihr Körper stand ruhig und nur ihre Hände warfen unverständlich den Zorn über die Frau und diese Hände klangen uns auf einmal entgegen, wie Worte großer Dichter, die voll von heimlichem Sinn bebten, der das Gefühl in die Unendlichkeit warf und es in das nimmerrastende Fluten aller Dinge zurückversenkte.

Während der Darstellung dieser historischen alten Stücke gingen Scharen von Alltagsleuten auf der Bühne herum. Die Musik, die mit Bronzedeckeln, Trommeln und kleinen schreienden Geigen arbeitete, saß in alltäglichen Kleidern im Hintergrund. Im Hof drängten sich Kulis, Weiber und Kinder zusammen, horchten zu und sprachen, rauchten in ihren messingenen Wasserpfeifen, sogen zwei Züge, bliesen die Asche heraus, stopften wieder, pusteten den Fidibus an und sogen ihre zwei Züge und reichten die Pfeife weiter. Es gingen auch Männer umher, die Pfeifen vermieteten. Die Zuschauer kauten Sonnenblumenkerne und spuckten dem, der vor ihm stand, die Schalen auf den Rücken. Die steinernen Tiere, die vor dem Tempel Wache hielten, Elephanten und Löwen, waren von kleinen Buben beritten. Als wir aber aus der Dunkelheit des Tempels hinaus in den Hof traten um zu photographieren, waren wir auf einmal für Darsteller und Zuschauer Bühne und Theaterstück.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die erwachte Türkei

Die Befriedigung über die Waffenbrüderschaft mit der jungen Türkei, in der viel deutsche Arbeit und deutsches Vorbild stecken, soll uns wahrlich nicht durch nachstehende Erwägungen vergällt werden. Auch die Wertung der erheblichen türkischen Kraft darf nicht davon berührt werden, wenn allzu überspannte und unerfüllbare Erwartungen, wie sie vielfach unsere Tagespresse unter dem Eindruck offener Parteinahme für unsere, von allen Seiten angegriffene Sache aufstellt, nüchtern und objektiv auf ihre tatsächliche, praktische Bedeutung im großen Völkerkrieg, zurückgeführt werden. Der Türkei, deren Schlagbereitschaft von Rußland leichtsinnig herausgefordert wurde, fallen in diesem Krieg gewaltige und schwierige Aufgaben zu, die sie nur erfolgreich lösen kann, wenn die volle Ueberzeugung im islamitischen Türkentum Gemeingut wird, daß der Waffengang türkischen Interessen dient. Die europäisch denkende, jungtürkische Minderheit mag immerhin ihre politische Anschauung dahin orientieren, daß schon mit der Schwächung der erbittertsten Gegner der Türkei, Rußland und England, durch Anschluß an die deutsche Sache, mittelbar ein türkischer Zukunftsvorteil erreicht werden kann. Die Eigenart des mohammedanischen Soldaten fordert, daß er ein unmittelbares, türkisches Ziel vor Augen habe. Nur dann treten seine vorzüglichen, militärischen Qualitäten in volle Geltung. Auch restlos Erreichbares muß nur von ihm verlangt werden. Sonst stellt sich jener sonderbare Zustand bei ihm ein, wie ihn von der Goltz treffend gekennzeichnet hat, als türkische Soldaten im letzten Balkankrieg, plötzlich ohne feindliche Notwendigkeit nachließen, indem sie sich fatalistisch vorsagten: „Das kann ich nicht, das will also Allah nicht von mir" — und mit einem Mal versagten.

Die erste Aufgabe der Türkei, die Sicherung der Hauptstadt, der Metropole der islamitischen Unabhängigkeit, des vielbegehrten Konstantinopels und der verbundenen Meerengen, eine Aufgabe, die starker Seeoffensive gegen Rußland bedarf, um einen länger dauernden Schutz auf der Schwarzenmeerseite zu schaffen und geschickte Defensivmaßregeln gegen englisch-französische Angriffe fordert, enthält diese Vorbedingung rein-türkischer Interessen, die sich nun auch mit den deutsch-österreichischen vollständig decken. Erst wenn es der nach deutschem Vorbild frisch gewagten Seeoffensive gelungen ist, die russische Flotte niederzuringen und die Defensivsperre die Dardanellen unpassierbar zu erhalten vermag die Türkei an ihre weiteren Aufgaben zu gehen. Die kleinasiatische Küste nach Möglichkeit zu schützen, Einbrüche in den russischen Kaukasus zu unternehmen, wo die mohammedanische Bevölkerung aufstandsbereit ist, wichtige Nachschublinien der Russen zu unterbinden und endlich — als Krönung einer rein türkischen Interessenaktion, die aber wieder auch eine eminente Rückwirkung auf unsere Bekämpfung Englands erzielen könnte, mit aktiver Hilfe der Araber, Aegypten und den Suezkanal anzugreifen.

Der Panislawismus, dessen Deckung nicht zu unterschätzen wäre, die religiöse, islamitische Bewegung, die eine gegen Rußland, Frankreich und vornehmlich gegen England gerichtete,

Digitized by Google

fürchterliche Waffe sein könnte, werden jedoch voraussichtlich in der Zeitdauer des europäischen Krieges kaum mehr zum Zug kommen. Als alter Kenner des Orients weiß ich — daß auch im Zeitalter der rascheren Uebermittlung von Agitation — sich die Einwirkung der islamitischen Propaganda, nur durch persönliche, mündliche Unmittelbarkeit möglich erweist. Bis sich die Bewegung aber in greifbare Taten umsetzen könnte, müssen unsere Waffen im Osten und Westen längst, die letzten Entscheidungen gebracht haben. Nur auf spätere Folgewirkungen in den Kolonien unserer Gegner ist diesfalls zu hoffen. Der Ruf, daß mit der Türkei der ganze Islam aufstehe, darf daher nicht mißverstanden werden.

Wir wollen nur mit klaren, erreichbaren und bestimmten Werten rechnen. Und die Türkei bietet auch solche ...

v. S.

Vallona und Saseno

Der einst berühmte Hafen des antiken Dyrrachium (Durazzo) ist im Mittelalter so gründlich versandet, daß die Dampfer zweitausend Meter und mehr vom Strand entfernt ihre lebende und tote Fracht ausladen müssen. Dagegen besitzt das acht Stunden Seefahrt südlich gelegene Toskenland in der herrlichen Bucht von Vallona (dem antiken Apollonia) einen natürlichen Hafen von 14 Kilometer Länge und 13 Kilometer Breite, dessen nördliche Rhede noch einmal 10 Kilometer lang und breit ist, tief, geräumig und allzeit sicher, um der gesamten Kriegsflotte Italiens Zuflucht zu gewähren. Von dem 40 Seemeilen entfernten Otranto führt ein anno 1859 vom bourbonischen Regiment in Neapel gelegtes Kabel zum alten von der Republik Venedig erbauten Kastell inmitten eines Olivenhaines, das im Jahr 1887 von der Firma Pirelli in Mailand gründlich erneut und als Staatstelegraph in Stand gesetzt worden ist. Im Jahre 1900 errichtete das Königreich Italien in dem vom Malariafieber aus der sumpfigen Lagune am Nordrand der Bucht heimgesuchten Vallona ein Vizekonsulat. Fünf Sommermonate lang verlebte der arme in das kleine Nest verschlagene Beamte im schattigen Berat und restliche sieben in unaufhörlicher Ausflügen nach Bari und Brindisi, Tarent und Prevesa, Patras, Athen und Skutari. Aber sein Amt in Vallona bedeutete Italiens Aspiration auf den prachtvollen Hafen, ein Ziel, das vom Wiener Ballhaus geflissentlich durch Anlage einer K. K. österreichischen Schule und eines römisch-katholischen Pfarramtes durchkreuzt wurde. Alle Ländereien im weiten Umkreis jenes Städtleins gehören der eingeborenen Familie Vlor mit einem erstaunlichen Jagdreichtum an Wildschweinen und Hasen, Birkhühnern und Wachteln. Auch der Langbein Storch ist zahlreich vertreten und bekennt sich zum mohammedanischen Glauben; denn er baut niemals sein Nest auf ein christliches Haus. Von diesem Hafen aus versucht jetzt das neutrale Italien die ökonomische und kommerzielle Durchdringung Südalbaniens bis Monastir und Saloniki, während sein bisheriger Wettbewerber Oesterreich alle seine Kräfte auf den Schlachtfeldern Galiziens einsetzen muß. Am 25. Oktober hat Italien zur unentgeltlichen Heilung der Kranken in Vallona ein Spital gegründet, Aerzte und Krankenwärter, Apotheker und Arzneimittel samt einem Dutzend Betten und der Ausrüstung eines medizinischen Studierzimmers ausgeschifft.

Digitized by Google

Ein Akt humanitärer Fürsorge nichts weiter; der Arzt als Wohltäter und Kulturträger in einem wilden Land. Acht Seemeilen von dem Städtchen Vallona erhebt sich als drohende Schildwache des Hafens die Insel Saseno. Fünf Tage nach Gründung des Hospitals ergriff die italienische Kriegsflotte des Contreadmirals Patris von diesem vorgelagerten, kahlen und baumlosen Eiland von 9 Kilometern Umfang, feierlich Besitz. Der nördliche Berggipfel der Insel Saseno ragt 331 Meter über dem Meer empor. Hier hißte eine Kompagnie Marineinfanterie die italienische Flagge und brachte eine Batterie Gebirgsgeschütze in Stellung, welche feindliche Schiffe am Auffischen der Seeminen in der nördlichen Hafenmündung hindern sollen. Die südliche Einfahrt zur Bucht aber wird von zwei Batterien 150 mm Positionskanonen neben dem Leuchtturm und von einer Garnison von zweihundert Marine-Soldaten bewacht. Damit ist der Schlüssel zum adriatischen Meer in Italiens Hand. Gestützt auf die Triangel: Saseno—Otranto—Taranto kann die italienische Kriegsmarine ihre „Mare Venetianum" — wie die Adria auf den ältesten Schifferkarten der Serenissima Respublica Sancti Marci genannt wird — hermetisch absperren sowohl für die Schiffe, welche aus dem jonischen Meere nordwärts fahren, wie auch für alle aus Triest und Pola kommenden Schiffe, die zur Straße von Gibraltar, Suez oder Konstantinopel steuern wollen.

Dr. Franz Lipp

Englischer Kuchen

Er ist wieder da, der Teufelskerl, der den Krieg, wenn er nicht von selbst gekommen wäre, eigens für sich erfunden hätte: der englische Kriegskorrespondent. Begeisterungstrunken, soweit dieser Ausdruck das amphibische Albionsblut nur treffen kann, tunken Ladies und Gentlemen ihre schwimmenden Augen tief in die Spalten hinein, in deren Grunde seine Taten unabsehbar wimmeln. Sie beweinen sich selbst in ihm, und sie wissen nicht, welche von ihren Eigenschaften ihnen die dickere Rührungsträne entlockt. Seine echt englische Tapferkeit, oder die kindlich unbefangene Sachlichkeit, mit der er von seinem Heldentum berichtet, von dem er selbst nichts zu ahnen scheint.

Ihr müßt wissen, auf seinen eigentlichen Beruf ist er zuletzt bedacht. Er ist gar kein Journalist. Er ist, wie jeder Engländer, in erster Linie Mensch. Seine Teilnahme an den Schrecken des Krieges geht ihm, wie seinen Lesern, allem voran. Er ist nicht draußen, um zu lungern, er arbeitet, wie jeder Engländer. Und er berichtet davon nur nebenbei, weils von ihm verlangt wird. Weil das empfindsamste Publikum von der Welt ein Recht darauf hat, sich in der Schönheit des menschlichen Mitgefühls (humanity) zu berauschen. Wenn eine gewisse Häufung der Schrecknisse unsere nüchternen Zweifel erwecken wollte, so dürfen wir nicht vergessen, daß ein Mitgefühl von der gigantischen Größe des englischen auch einer angemessenen Größe der Portionen zu seiner Nahrung bedarf. Schließlich ist es nur die vollkommene Unterordnung seiner eigenen Persönlichkeit, die uns zuweilen vergessen macht, daß wir die Erlebnisse eines Einzelnen vor uns haben. So ein guter, ehrlicher Junge ist er.

Sein Stil allein kennzeichnet ihn schon. Er ist von einer trockenen Sachlichkeit, die angesichts der ungeheuerlichen Geschehnisse auf alle Schilderung

Digitized by Google

von Eindrücken verzichtet. Er läßt die Tatsachen reden. In eilender Flucht, automatisch, reiht er sie aneinander, in sechsspaltigen Telegrammen, deren Abfassung gar nicht möglich ist als im Augenblick des Geschehens, gleichsam von der Wahrheit selber diktiert. Denn er weiß, und das macht ihn bescheiden, es gibt keine größere Dichterin als die Wirklichkeit.

Plötzlich rasen wir mit ihm über das granatendurchlöcherte Sieb dahin, das vor Minuten noch eine musterhaft gepflegte Landstraße war (armes, kleines Belgien!) und können nur durch 200 km Stundengeschwindigkeit dem Schicksal entgehen, samt unserem Auto hindurchzufallen. Was er will? Verwundete retten, natürlich. Was sonst? Kein Wort verloren! Wir ahnen nur, daß er mehrere Begleiter hat, denn er spricht als „wir", vielleicht auch führt er einen ganzen Zug von Autos an. Wir werden sehen. Wer hätte jetzt Zeit? Vorwärts! Ah, da schlug etwas ein. Hart rechts, hart links, oben, unten, hinten, vorn ... der Granatenhagel! Gefahr? Er weiß es nicht, steht nicht in Englands Wörterbuch. Wir lächeln nur mit ihm. Nur vorwärts, auf die kommende Stadt zu, von der die weißglühenden Steine wie Strohfunken in den schlohgelben Rauch emporstieben. (Die lesende Lady in London hält hier seufzend inne und lispelt: jetzt denkt er an Gott!) Er sieht dunkel bewegte Reihen Kämpfender. Ich glaube, wir sind in der Feuerlinie, schreibt er unbefangen. Ein köstlicher Bursch. Lovely. Aber weiter, weiter! Nur in die Stadt! Zum drittenmale stürzt sie in sich selbst zusammen, stiebt auf, kreischt, kracht und heult, aber der Granatenhagel verdichtet sich nur. Die erbitterte Wut des Feindes scheint sich selbst, ihr eigenes Werk mit immer neuen Granaten totschlagen zu wollen, aus Freude an der Hölle. Und dort mittenhinein fährt — Er! Seelenruhig, mit verminderter Geschwindigkeit, der Hindernisse halber. Schon unterwegs hatte er etliche zerschmetterte Munitionskolonnen nebst Menschenfetzen und Pferderagouts zu beseitigen.

Doch lassen wir ihn selbst reden. Da ist Mr. Hibbs vom Daily Chronicle. (Der deutsche Journalist muß die Kerls schon um ihre prächtigen Namen beneiden). „Ganz in der Nähe standen zwei belgische Batterien, die den Feind beschossen. Von den Laufgräben knatterten die Gewehrsalven: wir waren im gegenseitigen Feuer und über unsern Köpfen pfiffen die belgischen und deutschen Granaten. Die Geschosse des Feindes fielen nicht weit vor uns nieder, explodierten und zerrissen das Feld oder sie gruben sich tief in die Erde ein und ließen ganz gewaltige Löcher zurück." Am stillen Schreibtisch könnte er es nicht ruhiger schildern. Der Gedanke, getroffen werden zu können, dämmert ihm nicht einmal auf. Oder nur nebenbei. „An allen Seiten krepierten die Geschosse und die Schrapnells zerstäubten vor und hinter uns die Erde. Wie durch ein Wunder kamen wir durch diesen Eisen- und Blutregen." Das Blut wird gleich mit von oben herab geliefert. Nun ist er drin, in Dixmuiden. „Alle Zugänge zu dem freien Platz vor dem Rathause waren durch die eingestürzten Häuser, umgefallenen Mauern und durch brennendes Gebälk versperrt. Aber vorwärts mußten wir um jeden Preis. Und es gelang." Und es gelang. Ist das nicht reizend? Ein lautes Bravo! löst sich in der Brust des Lesers aus. Das ist das journalistische Wunder. Die Rosine im Kuchen.

Digitized by Google

In dem Augenblick, da es „gelang", stürzt das Rathaus unter einer neuen Bombe zusammen. Es scheint nur sein Bleistift Notiz davon zu nehmen. „Vor dem Haupteingang machten wir Halt. Als wir ausgestiegen waren, zündete ich mir eine Zigarette an und bemerkte, daß meine Begleiter dasselbe taten. Es war das unbewußte Verlangen nach einem stimulierenden Mittel." Die Zigarette als Stimulans im Granatenhagel, inmitten der Flammenglut der brennenden Stadt — lovely boy! Die zweite Rosine.

Je kritischer die Lage (nach deutschen Begriffen), umso einfacher wird die Schilderung. „Wir gingen die breite Freitreppe hinauf und fingen an, die Verwundeten aus dem brennenden Gebäude, das jeden Augenblick einzustürzen drohte, herauszutragen." Diese Häuser haben die Eigenschaft, mehreremale einzustürzen. Es folgt ein anspruchsloser Satz über die Bergung noch weiterer Verwundeten, worauf atembeklemmend die schlichte Wendung, wenn auch fettgedruckt als Ueberschrift erscheint: Werden wir lebend zurückgelangen? In der lesenden Lady rufen tausend Stimmen: Ja! Ja! Sie weiß es. Es ist ja nur die dritte Rosine. Feststehende Technik.

Es kommt nun, gleichsam der vierte Akt, die noch einmal retadierte dramatische Lösung. Die abgeprallte Schrapnellkugel, noch warm als Andenken aufgehoben, ist nur eine Korinthe. Dann aber, auf der Rückfahrt, da kommt es. Mann über Bord! „Wir machten auf einmal die schmerzliche Entdeckung, daß Leutnant Broqueville fehlte ... Niemand wußte, wo er geblieben war. Erschreckt sahen wir einander an, es gab nichts anderes, als zurück in das Flammenmeer." Die Retter können aber nur noch in die äußersten Straßen eindringen. Solche Retter sogar! Da kann man sich von dem Höllenaufruhr einen Begriff machen. Und sie warten eine volle Stunde! Müssen nicht selbst diese Männer schließlich „mit der traurigen Gewißheit, daß er den Tod gefunden haben mußte" zurückfahren? Welche Hauptrosine! „Tief ergriffen fuhren wir zurück. Das Abendessen war für uns bereit, aber niemand konnte auch nur einen Bissen über die Lippen bringen. (Engländer!!) Während wir traurig und niedergeschlagen herumstanden, hörten wir Lady Fielding ausrufen: Aber dort kommt er ja! Und als wir uns umwandten, kam uns Broqueville lächelnd entgegen. Er war, nachdem wir ohne ihn abgefahren waren, noch mehrere Stunden dortgeblieben ... Eine schützende Macht hatte sein Werk mit Erfolg gekrönt." Vergleiche oben. Und es gelang.

Ob wir nicht doch gut täten, England um schleunigen Frieden zu bitten? Auf seiner Seite kämpft das Wunder!

H. Gottschalk

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Die Arbeiter und der Krieg

Von August Winnig, Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft

Die Reichstagssitzung vom 4. August ist mit Recht als ein geschichtliches Ereignis von überragender Bedeutung erkannt und gefeiert worden. Was sie dazu machte, war die Haltung der sozialdemokratischen Fraktion, die sowohl in der Geschichte des Reichs wie in der Geschichte der sozialdemokratischen Partei als etwas Neues dasteht.

Es läßt sich heute kaum restlos klarlegen, was alles zu dieser Stellung getrieben hat. Erst eine größere zeitliche Entfernung von den Ereignissen wird uns die Reihe der Tatsachen erkennen lassen, die zu diesem Ergebnis führte. Das Ergebnis selbst wirkte nicht nur außerhalb der sozialdemokratischen Arbeiterschaft als etwas Unerwartetes. Die Stimmung der Arbeiterschaft war gerade in der dem Kriege unmittelbar voraufgehenden Zeit nicht dazu angetan, diese Stellung erwarten zu lassen. Die wiederholte Brüskierung ihrer parlamentarischen Vertretung, die Abweisung wichtiger sozialpolitischer Wünsche, die Drangsalierung ihrer wirtschaftlichen Organisation und nicht zuletzt die Prozesse gegen bekannte Wortführer hatten die Stimmung in der Arbeiterschaft verschärft. Alles sah aus, als stünde eine Folge von Kämpfen zwischen Regierungsgewalt und Arbeiterschaft bevor. Noch der Kongreß der Gewerkschaften, der Ende Juni in München tagte, schloß in der Voraussicht scharfer Konflikte. Dazu kam ein immer stärkeres Hinneigen der Agitation zu antimilitaristischen Gedanken, das kaum noch mit der programmatischen Forderung der Wehrhaftmachung des ganzen Volkes zu vereinbaren war. Die gelegentlichsten Aussprüche einzelner Wortführer, daß man in der Stunde der Gefahr zum Vaterlande stehen werde, bedeuteten gegenüber dieser Agitation sehr wenig. Gerade der intime Kenner des Versammlungslebens der Arbeiterschaft mußte von der Stellung der Fraktion und von der Art, wie diese Stellung von der Masse aufgenommen wurde, überrascht sein.

Man fragte sich und fragt sich immer wieder: Wie war das möglich?

Es ist für die Beantwortung der Frage nicht unerheblich, daß die Stellung der Fraktion am 4. August in Wahrheit nur das bekräftigte, was die Masse der Arbeiter und Parteimitglieder bereits in den letzten voraufgegangenen Tagen getan hatte, was auch im größten Teile der Presse zum Ausdruck gekommen war. Ohne daß es des weithin sichtbaren Beispiels der Fraktion bedurft hätte,

Digitized by Google

hatte sich die Masse der Arbeiter schon für die Verteidigung des Landes entschieden: Die Haltung der Arbeiterschaft ist abseits aller Theorien und ohne alle Direktiven der Leitung völlig aus dem innersten Triebe der Masse selbst entstanden. Das ist die große bedeutsame Tatsache.

Diese Tatsache aber macht die Frage: Wie war das möglich? zu einem politischen und sozialen Problem, dessen Lösung uns wertvolle Aufschlüsse über das geistige Wesen der modernen Lohnarbeiterschaft geben muß.

Die Stellung des sozialistischen Arbeiters zum Staat wurde durch den Gedankenkreis bestimmt, der davon ausgeht, daß der Staat nichts anderes sei und sein könne als der Verwaltungsausschuß der herrschenden Klassen und der schließlich in der Erklärung gipfelt: Der Proletarier hat kein Vaterland! Dies ist die Auffassung für eine Arbeiterschaft, die außerhalb des staatlichen Verwaltungsapparats steht, deren Drängen und Streben nach Vermehrung der Lebensgüter und nach Geltung im Staatsganzen von den herrschenden Klassen und den Organen der Staatsgewalt feindselige und brutale Zurückweisung erfährt, — sie ist die gegebene Auffassung jeder Arbeiterschaft in der Jugendzeit ihrer bewußten Selbstbetätigung. Das Uebermaß der Ausbeutung, die wirtschaftliche Entbehrung, die gesellschaftliche und politische Aechtung, der Ausschluß von jeder Mitwirkung an den Funktionen des Gemeinwesens, die Verfolgungen und Bedrängnisse — alle diese in jedem Lande bestimmt wiederkehrenden Begleiterscheinungen des Emporkämpfens der Arbeiterschaft erschweren jede andere Auffassung. Es gibt für die Arbeiterklasse in diesem Stadium keine andere Stellung zum Staat und seinen Notwendigkeiten als die Verneinung. Das war die Stellung der schwachen sozialdemokratischen Arbeiterbewegung beim Kriege von 1870, wie es heute die Stellung der führenden Schichten der russischen Arbeiterklasse ist. Erst die Aufwärtsentwicklung der Arbeiterklasse schafft für andere Meinungen und anderes Handeln Raum.

Es ist auch die Aufwärtsentwicklung der deutschen Arbeiterklasse, die zu der Stellung von heute geführt hat. Die Arbeiterklasse unserer Zeit lebt unter anderen, für sie günstigeren Verhältnissen als ihr Vorgeschlecht. Ihre wirtschaftlichen Verbände — Gewerkschaften und Genossenschaften — haben, begünstigt durch den industriellen Aufschwung Deutschlands, die materiellen Lebensbedingungen verbessern können. Die gewerbliche und industrielle Diktatur hat zurückweichen und verheißungsvollen Elementen eines neuen Arbeitsrechtes Raum geben müssen. Die Organisationen haben sich trotz heftiger Befehdung allmählich tief und tiefer in das öffentliche Wesen hineingebohrt. Verwaltungs- und Regierungsbehörden sehen sich genötigt, mit ihnen zu rechnen, zu verhandeln und zu arbeiten. In den Kassen der Organisationen

Digitized by Google

häufen sich große Kapitalien an, es erstehen Verwaltungs- und Wirtschaftsgebäude, die greifbar den Unterschied zwischen jetzt und einst darstellen. Daneben flutet der starke Strom des politischen Lebens der Klasse. Ihre Presse und ihre Organisationen setzen sich gegen alle Widerstände infolge des Schwergewichts der Masse durch. Vertreter der Arbeiter dringen ein in die Parlamente, in die Gemeindeverwaltungen, in die Organe der Rechtspflege, in die sozialpolitischen Körperschaften und Behörden. Die Klassenbewegung der Arbeiter kämpft sich tief und tiefer in das wirtschaftliche und staatliche Leben des Volkes hinein.

Man betrachte diesen Vorgang und seine Ergebnisse mit geschichtlichem Sinne: Ist es überhaupt möglich, daß das Verhältnis der Arbeiterklasse zum Staatsganzen hiervon unberührt und unbeeinflußt bleibt? Muß nicht vielmehr dieser tiefgreifende Wandel in der Stellung i m Volksganzen auch die Stellung z u m Volksganzen und zu seinem allgemeinen Ausdruck: zum Staat wandeln? Es ist nicht anders denkbar.

Diese gewaltigen Veränderungen haben eine neue Grundlage des geistigen Wesens der Arbeiterklasse geschaffen. Eine neue Grundlage zunächst nur, bis zum Kriege. An der Oberfläche der Bewegung herrschten noch verjährte Formeln und Begriffe, Formeln und Begriffe, die ihr geschichtliches Recht gehabt hatten in einer Zeit des heroischen Kampfes gegen eine ganze feindselige Welt, die aber, vorerst in ihrem Wesen, zögernd nur im Bewußtsein der Bewegung, durch die Ergebnisse des Kampfes unwirklich und schattenhaft geworden waren. Während die Bewegung so, dem gröberen Auge unmerklich, alte geistige Werte entwertete, schuf sie zugleich das Material zu neuen Werten, die ihrer Prägung erst harren: sie entwickelte in der Arbeiterklasse die Grundlagen eines neuen Staatsbürgergefühls. Oder eines Staatsbürgergefühls überhaupt; denn man kann in den alten Formeln nichts als die Verneinung jedes Staatsgedankens sehen.

Die Arbeiter in der Jugendzeit der Bewegung standen, wie rechtlich und sozial, so auch geistig außerhalb der staatlichen Gemeinschaft. Sprachen sie vom Staat, so taten sie es wie von einer fremden Macht, mit der sie nichts gemein hatten. Nun haben sie sich unter schweren Opfern in den Staat hineingekämpft, haben hier und da Positionen besetzt. Im Interesse ihres Kampfes selbstverständlich. Aber mit dem Eintritt in die Gesetzgebungs- und Verwaltungskörperschaften erhielt ihr Handeln eine andere Richtung. Mit der Verneinung des Staats konnten sie dort nicht arbeiten. Nicht die Auflösung der bestehenden Ordnung, sondern ihre Um- und Neugestaltung konnte nur Zweck und Ziel ihres Wirkens sein. So lernten sie allmählich den Staat von innen ansehen. Ein Verantwortlichkeitsgefühl, in dem das Staatsbürgergefühl eingeschlossen

Digitized by Google

lag, keimte langsam empor; verleugnet, verdammt, verspottet im Anfang, wuchs es doch immer kräftiger in die Höhe und Breite. Es mußte wachsen, denn es war die Frucht der Bewegung. Freilich war es eine zarte Pflanze, die jeder reaktionäre Luftzug wieder knickte. Aber trotzdem: sie wuchs.

Dieser Wandel im geistigen Wesen der Lohnarbeiterschaft war jedoch keineswegs ausschließlich die Folge des politischen Vorwärtsdringens. Ebenso entschieden, vielleicht noch stärker, wirkten die Ergebnisse und Erfahrungen der gewerkschaftlichen Bewegung in der gleichen Richtung. Auf den ersten Blick mag es scheinen, als seien hier die Bedingungen dafür sehr schlecht gegeben: immer und immer wieder platzten hier die lebendigsten Interessen aufeinander, immer wieder taten sich die Gegensätze zwischen den Besitzern der Arbeitsmittel und den Trägern der Arbeitskraft auf und zwangen zu erbittertem Kräftemessen. Daran änderten auch die Tarifverträge nichts, die übrigens in der Großindustrie gar nicht zur Geltung kamen. Aber gleichwohl rang sich auch hier eine neue Betrachtungsweise ans Licht. Man sah und erfuhr es zu oft, um es zu übersehen, daß Industrie und Gewerbe blühen mußten, wenn man gewerkschaftliche Erfolge erzielen wollte. Der glanzvolle Aufstieg der deutschen Industrie, — hatte er nicht auch den Aufstieg der Arbeiterverbände zur Folge gehabt, hatte er ihn nicht erst ermöglicht? Hatte er nicht erst die Vorbedingungen für die Verbesserung und Veredelung des Arbeitsverhältnisses geschaffen? Der Zusammenhang war zu durchsichtig, um nicht erkannt zu werden. Die Kapitalistenklasse hatte berauschende Gewinne eingeheimst, aber ein Teil, freilich ein kleiner, sehr kleiner Teil davon war doch auch auf die Arbeiterklasse gekommen. Scharf und heftig waren die Lohnkämpfe, unausgleichbar waren die Gegensätze der bestimmenden Interessen. Aber über all dem Streit und Widerstreit stand doch etwas, das für beide Klassen gleich wichtig und wertvoll war: Fortdauer des industriellen Aufstiegs.

In der Ausdrucksweise des Alltags hörte man die neuen Gesichtspunkte. In den dauernd scharfen Diskussionen erklangen zuweilen ungewohnte Worte: die Interessen *unseres* Gewerbes; die Blüte *unseres* Industriezweiges, — das waren unmerkliche und immer wohl unbeabsichtigte Zeugnisse der neuen Betrachtungsweise. Auch hier im Wirtschaftsleben stand man nicht mehr draußen, auch hier betrachtete man die Dinge von innen. Man mußte es ja auch in den Krisenjahren fühlen, wie eng das Wohlergehen der Arbeiterklasse, wie unlöslich ihr Aufstieg mit dem Gedeihen des Wirtschaftsganzen zusammenhing. Was hatte die Arbeiterklasse früher von den guten Konjunkturen gehabt? Ueberstunden, ärgere Schufterei, körperliche Verwahrlosung, der die sichtliche Verwahrlosung folgte. Jetzt, durch eigne, in den Verbänden machtvoll gesammelte Kraft blieb doch auch der Arbeiterklasse ein Anteil an

Digitized by Google

den Gewinnen und Vorteilen. Das ergab eine Verschiebung des Standpunktes, die nicht so bald zum vollen Bewußtsein kam, die erst langer Zeit oder des lösenden Wetterschlages bedurfte, um ans Licht zu treten.

Die Grundbegriffe der Volkswirtschaft blieben der Arbeiterschaft auch in ihren breiteren Schichten nicht fremd. Die Mysterien der Werttheorie, die Unterschiede zwischen konstanten umd variablem Kapital hat die Masse der Arbeiterschaft nicht erfassen können; aber daß Deutschland seiner steigenden Bevölkerungszahl wegen in steigendem Umfange Industrieerzeugnisse herstellen und sich Absatzgebiete dafür suchen muß, das ist von der Arbeiterschaft erkannt und begriffen worden.

Mit diesen Elementen einer neuen Betrachtungsweise der Arbeiterschaft muß man rechnen, wenn man ihre Stellung zum Kriege erklären will. Selbstverständlich taten die offenkundigen Bemühungen der deutschen Regierung um den Frieden das ihrige, und ebenso selbstverständlich war der große historische Haß gegen das zaristische Rußland für die Stellung der Arbeiterschaft mitbestimmend. Aber die Friedensliebe der Regierung konnte durch das Mißtrauen gegen die leitenden Männer aufgewogen werden, und neben Rußland standen die als Horte der Demokratie verehrten Westmächte: den Ausschlag gab die neue Grundlage des geistigen Wesens der Arbeiterklasse, die ein natürliches Ergebnis ihrer Bewegung ist.

Als der jetzige Kanzler noch Staatssekretär war, sprach er einmal aus, das Ziel seines Strebens sei die Einordnung der Arbeiterklasse in das staatliche Ganze. So, wie sich Herr von Bethmann damals diese Einordnung gedacht hat, war sie eine ordnungspolitische Illusion. Eine Einordnung dergestalt, daß die Arbeiterklasse gleichberechtigt neben die andern Klassen tritt und mit diesen Klassen gemeinsam und unter gemeinsamer Verantwortung der lebendigen Entwicklung des staatlichen Ganzen dient, — eine solche Einordnung der Arbeiterklasse ist möglich. Sie ist noch nicht erreicht, aber sie ist angebahnt.

Die drei Rückversicherungsverträge Italiens

Der Schlüssel zur italienischen Neutralität

Von Dr. Hans F. Helmolt

Italiens „kleine" Neutralitätserklärung vom 27. Juli, abgegeben in der österreichisch-serbischen Phase der Vorgeschichte des Weltkriegs, war bei aller Ernüchterung noch verständlich. Die vom Ministerium Salandra nach einer stürmischen Sitzung am 1. August beschlossene „große" Neutralitätserklärung, am 2. August den andern Kabinetten

Digitized by Google

mitgeteilt, wirkte wie eine bittere Enttäuschung, wurde jedoch mit Gleichmut hingenommen. Aber die Beobachtung, daß gewisse Kreise Italiens sogar mit der Möglichkeit eines Abschwenkens ins feindliche Lager spielten und bald ernsthaft damit drohten, wurde von Deutschland wie ein Schlag in's Gesicht empfunden. Weil man jedoch gerade daraus die beträchtlichen Schwierigkeiten ersah, unter denen die italienische Regierung wenigstens die (wohlwollende) Neutralität aufrechterhielt, leitete man in Deutschland klugerweise aus der heikeln Lage der Dinge die Notwendigkeit ab, Italien wie ein rohes Ei zu behandeln und seine Empfindlichkeit, die ein anscheinend schlechtes Gewissen bis zur Reizbarkeit steigerte, zu schonen. Diesem diplomatischen Dogma widerspricht auffallend ein sicherlich nicht ohne Absicht die italienische Ministerkrise begleitender römischer Leitartikel der „Kölnischen Zeitung" vom 2. November (4 Uhr Ausgabe). In Italien wird man Sätze wie: „gegen England, vor dessen Flotte man hier zittert" oder „erwählte Vertreter des Volkes schämten sich nicht, offen zum Verrat an den Verbündeten aufzufordern, und mußten sich dafür von abstehenden Landsleuten das Wort „Schande" in's Gesicht schleudern lassen" mit ziemlich gemischten Gefühlen begrüßen. Nun, die „Kölnische" wird ihre Gründe dafür haben, gerade jetzt mit einer derartigen Abrechnung auf den Kampfplatz der öffentlichen Meinung zu treten; und es ist nicht meines Amtes, sie deswegen zur Rede zu stellen, oder zu verteidigen. Aber unter getanen Umständen scheint es mir nun an der Zeit zu sein, auf eine wenig oder gar nicht bekannte, mindestens unverdient in den Hintergrund gerückte Tatsache hinzuweisen, die das angeblich Fragwürdige im Verhalten Italiens erklärlich macht und es daher entlastet.

Meine These lautet: Italien konnte gar nicht aktiv am Kriege teilnehmen, weil es der deutschen Diplomatie nicht gelungen war, ihn im Sinne des Dreibundvertrags als Verteidigung beginnen zu lassen. Formell war für Italien der casus foederis nicht gegeben.

Digitized by Google

Das ist die bedauerliche, aber von niemand mehr bestrittene negative Seite der Sache. Nur unvermeidliche Ergänzung in positiver Richtung bildet die daraus sich ergebende Verpflichtung Italiens, an den Verträgen festzuhalten, die es in früheren Jahren nach dem vom Fürsten Bülow wiederholt und ausdrücklich geduldeten Rezepte Bismarck'scher Rückversicherung mit den drei Gliedern des Dreiverbands nach einander geschlossen hatte.

Den Reigen beginnt das Abkommen mit Frankreich. Seine Vorgeschichte ist kurz die: am 21. März 1899 hatten Großbritannien und Frankreich, ohne jemand zu fragen, den Sudan unter einander verteilt. Mit Recht fühlte sich Italien benachteiligt und bedroht. Für Mittelmeer-Politik hatte Deutschland damals noch nichts übrig. So trat Italien auf eigene Faust, aber unter der Einhaltung der defensiven Dreibundvoraussetzung, 1900 jenem Abkommen für Tripolitanien bei. Visconti-Venosta verheimlichte das noch; aber Prinetti bekannte sich dazu am 14. Dezember 1901, und Bülow quittierte darüber am 8. Januar 1902 mit dem geflügelten Worte von der „unschuldigen Extratour." Daß die Bindung aber durchaus nicht so harmlos war, geht aus ihrer klassischen Formulierung durch ihren eigentlichen Inspirator, Théophile Delcassé, hervor. Er betonte am 3. Juli 1902: „que, en aucun cas et sous aucune forme, l'Italie ne pourrait devenir ni l'auxiliaire ni l'instrument d'une aggression contre notre pays." Sollte Deutschland einmal genötigt sein, Frankreich anzugreifen, so durfte hienach letzteres — da der Dreibund als Defensivallianz dann nicht mehr verpflichtend in Frage kam — nicht bloß vielleicht, sondern unbedingt auf Italiens Nichtteilnahme am Kriege rechnen. Mit Begeisterung wurde im Herbst 1903 das italienische Königspaar in der Hauptstadt Frankreichs gefeiert. Und Kaiser Wilhelm II. (dem wir in diesen Wochen wohl im Stillen manches abgebeten haben), prägte das sichere Urteil: Delcassé hat Spanien losgelöst, sich England bemächtigt und Italien verführt. Dem Franzosen kam es zu Ohren; er brüstete sich damit und betrachtete es als Kompliment, stürzte aber, wie

Digitized by Google

wir wissen, am 6. Juli 1905 darüber, als es ihm Rouvier zur Kennzeichnung einer abenteuerlichen Politik entgegenhielt. Dauernd geschadet hat es aber Delcassé nicht; das gehört der Geschichte an.

Aelter fast noch als diese Rückversicherung Italiens mit Frankreich war die mit Großbritannien. Leise schon im Februar 1887, noch unter Bismarck, deutlicher im Juni 1891 tönen aus dem Gewirr der diplomatischen Kreuz- und Quergänge heraus die Stimmen, die von einem italienischen Sonderabkommen mit Großbritannien über die beiderseitigen Mittelmeerinteressen reden. Das hat sich dann im Laufe der Jahre bald gelockert, bald wieder versteift, bis am 24. April 1906 Graf Guicciardini als Minister des Aeußern, der Italiens Haltung auf der Algeciraskonferenz zu rechtfertigen hatte, im Senat erklären konnte: die Dreibundpolitik, die in gewisser Beziehung es den drei Verbündeten erleichtere mit anderen Mächten besondere Uebereinkommen zu treffen, sei für die italienischen Interessen im Mittelmeer von Vorteil gewesen insofern, als sie eine vollständige Deckung im Abkommen mit Frankreich und in der Verständigung mit England gefunden habe. Die beiden Kaiserreiche hätten, als vor einer Reihe von Jahren die Dreibundverhandlungen eingeleitet wurden, den Wert der Erklärung Italiens anerkannt, daß es auf unveränderte Beziehungen zu England nicht werde verzichten können. Diese guten Beziehungen verbesserten sich zusehends, als Deutschland nach dem Tode König Eduards VII. in das Zeitalter einer von Jahr zu Jahr — anscheinend — zunehmenden Verständigung mit Großbritannien eingetreten war. Kurz: Italien zur Teilnahme an einem Angriffskriege gegen England von vornherein nicht verpflichtet, war sogar gebunden, dem traditionellen „Beschützer der italienischen Küsten" die Treue zu halten.

Die dritte Rückversicherung hat Italien am 24. Oktober 1909 zu Racconigi abgeschlossen gelegentlich des Besuches des Zaren Nikolaus II. beim König Viktor Emanuel III. Auch hiefür reichen die Wurzeln weit und auch bis in Bismarck'sche Zeit zurück: schon die erste öffentliche Andeutung eines Dreibundvertrages („Kölner

Digitized by Google

Zeitung" vom 27. Februar 1887) enthielt den Passus, im Fall eines russischen Angriffs (auf Oesterreich-Ungarn) bliebe Italien neutral. Zwar geht aus den beim Galadiner von 1909 gewechselten höfischen Trinksprüchen nur für den, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der hohe Grad der inzwischen erreichten Annäherung hervor; aber wir müssen dabei berücksichtigen, daß dieser Besuch unter auffälliger Vermeidung österreichischen Bodens vor sich gegangen war im Herbste desselben Jahres, dessen Frühjahr noch die Gefahren einer militärischen Unterstützung Serbiens durch Italien heraufbeschworen gehabt hatte. Als nun das Jahr 1914 eine Wiederholung und Verschärfung der Krisis von 1909 brachte, lag die Bahn, die Italien zu gehen hatte, ziemlich klar vor den Augen derer, die sich an die nüchternen Tatsachen zu halten pflegen. Rußland verstand es, Ende Juli meisterhaft, das Odium der Kriegserklärung Deutschlands zuzuschieben, blieb also vor der Mitwelt der angegriffene Teil, und Italien hatte auch diesem Partner gegenüber kontraktlich die Pflicht, sich für neutral zu erklären.

* * *

So lagen und liegen in Wahrheit die Dinge. Daß der Wert des Dreibundverhältnisses angesichts der stillen Duldung dieser drei Rückversicherungen Italiens natürlich sehr problematisch sein mußte, stets dann, wenn Deutschland oder Oesterreich-Ungarn, oder beide durch den Zwang der Umstände genötigt würden, den Krieg zu erklären, leuchtet ohne weiteres ein. Aber von einer italienischen Neutralitätsabgabe überrascht konnten weder Wilhelmstraße noch Ballhausplatz werden: die Erklärungen von 1901, 1906 und 1909 waren ja öffentlich geschehen, und ihre intime Vorgeschichte war den leitenden Staatsmännern in Berlin und Wien kein Geheimnis geblieben.

Somit hätte es kaum der Verteidigung bedurft, die der Abgeordnete Dr Benedetto Cirmeni seinem Vaterlande soeben im Novemberhefte der „Deutschen Revue" angedeihen läßt. Sie gipfelt in der Verfechtung der These, daß Italien an keinem Kriege gegen

Digitized by Google

England teilnehmen dürfe, da es wegen seiner ungeschützten Küsten davon viel zu fürchten habe. Ist schon dies, wie in der Nachschrift eines deutschen Seeoffiziers ausgeführt wird, übertrieben, so hat mich eine andere Behauptung Cirmenis besonders frappiert. Er sagt, „daß Italien nicht verpflichtet war, an dem gegenwärtigen Kriege teilzunehmen, weil weder Deutschland noch Oesterreich-Ungarn angegriffen worden war und weil England an dem Kriege teilnahm." Hat Herr Benedetto ganz vergessen, daß Englands Abbruch der Beziehungen zu Deutschland erst am Abende des 4. Augusts — nach Bethmann Hollwegs großer Reichstagsrede mit dem Eingeständnis der Verletzung der belgischen Neutralität — eingetreten ist, während, wie gesagt — Italien sich bereits am 1. August zur Einhaltung der Neutralität entschlossen hatte? Oder soll man gar annehmen dürfen, daß Italien schon am 1. August gewußt hat, Großbritannien werde in einigen Tagen dem Kriege zwischen Deutschland und Oesterreich-Ungarn einer-, Rußland und Frankreich anderseits beitreten? Das würde auf die „Ehrlichkeit" der sogenannten Friedensbemühungen Greys ein neues, scharfes Schlaglicht werfen.

Folgen des Kriegs.

Von René Schickele

Ferienmusik.

Ernst Stadler ist tot. Ein Mann von dreißig Jahren. Ein Deutscher von heute und morgen. Ein Dichter.

Erinnert Ihr Euch? Es war ein unvergleichlicher Sommer — der Sommer 1914 — voll glashelle Tage, ein langer Satz schöner Stunden, von der Interpunktion kurzer, kräftiger Gewitter unterbrochen. Manchmal lasen wir ein neues Buch, zwischen zwei Segelpartien, unter den Kirschen, die schon ganz rot waren, oder unter dem gefährlichen, fallsüchtigen Apfelbaum.

„Klangen Frauenschritte hinter Häuserbogen,
Folgtest du durch Gassen hingezogen

Digitized by Google

Feilen Blicken und geschminkten Wangen nach,
Hörtest in den Lüften Engelchöre musizieren,
Spürtest Glück, dich zu zerstören, zu verlieren,
Branntest dunkel nach Erniedrigung und Schmach ..."

Wir lasen das Gedicht zu Ende — gibt es ein wundervolleres Ende irgendwo im Leben, als das Ende eines schönen Gedichtes? — und legten das Buch hin. Nach einiger Zeit nahmen wir es wieder, schlugen es auf und hoben die Seite über das Gesicht:

„Mein Herz steht bis zum Hals in gelbem Erntelicht
Wie unter Sommerhimmeln schnittbereites Land,
Bald läutet durch die Ebenen Sichelsang: mein Blut lauscht tief mit Glück
gesättigt in den Mittagsbrand.
Kornkammern meines Lebens, lang verödet, alle eure Tore sollen nun
wie Schleusenflügel offen stehn,
Ueber euern Grund wird wie Meer die goldne Flut der Garben gehn."

Nach einiger Zeit dachten wir: O die vielen guten Gedichte, die jedes Jahr in Deutschland gemacht werden, und in Frankreich, und in England, und in Italien!.. Neulich besuchten wir einen Freund, den eine große Zeitung mit dem lyrischen Referat beladen hat. Er zeigte auf einen Stoß Bücher, der sicher einen Meter in Höhe und Breite maß und sagte: „Seh'n Sie? Können Sie sich einen Begriff machen von den vielen, vielen Versen, die dadrin stecken? Ich habe sie alle gelesen. Und keinen schlechten Vers gefunden." Wir starrten noch immer auf den Haufen Gedichtbücher. „Durchaus anständige Makulatur", fügte er hinzu..

Wir lasen weiter. Waren diese Gedichte gut oder schlecht? Wir wußten es nicht, es kümmerte uns nicht, vermutlich waren sie gut, wie alle Gedichte. Aber eine Lebenssache waren sie, neu und unverwüstlich wie Liebesbriefe ebenso gescheiter wie leidenschaftlicher Menschen, wie der Flug eines Vogels, den unser offen Gemüt widerspiegelt, und leibhaftig wie eine schöne Umarmung, die man noch lange, lange mit sich herumträgt.

Der diese Verse lebte, ist jetzt in Nordfrankreich gefallen. Wo sie zu tausenden hinsinken. Das Buch, darin sie steh'n, heißt „Der Aufbruch", nach einem Gedicht gleichen Titels, das beginnt:

„Einmal schon haben Fanfaren mein ungeduldig Herz blutig gerissen,
Daß es, aufsteigend wie ein Pferd, sich wütend in Gezäum verbissen.
Damals schlug Tambourmarsch auf allen Wegen,
Und herrlichste Musik der Erde hieß uns Kugelregen."

Digitized by Google

Es endet, wie sein Leben:

„Ich war in Reihen eingeschient, die in den Morgen stießen, Feuer über Helm und Bügel,
Vorwärts, in Blick und Blut die Schlacht, mit vorgehaltnem Zügel.
Vielleicht würden uns am Abend Siegesmärsche,
Vielleicht lägen wir irgendwo ausgestreckt unter Leichen.
Aber vor dem Erraffen und vor dem Versinken
Würden unsre Augen sich an Welt und Sonne satt und glühend trinken."

Ich weiß, auch ihm lachte der Sommer 1914 über alle Maßen. Ferienmusik strömte ihm zu. Er berührte mit den Fingerspitzen das Glück.

Auch Einer

Und nahm sein ganzes Herz, seinen ganzen Verstand mit in den Krieg, wie in die Feuerprobe. Fiel er auch, so bleibt doch seinesgleichen genug stehen, um das neue Deutschland heimzubringen, für das wir alle leben. Er kämpfte in den Vogesen, er kämpfte an der Aisne, er kämpfte bei Cambrai. Bekam das Eiserne Kreuz. Freute sich darüber. Ersehnte „mit jeder Fiber" den Sieg. Und vergaß doch keinen Augenblick, warum es ging in dem Kampf gegen die Welt und um das eigene Recht. Nach dem Krieg werden die Deutschen einander mit andern Augen ansehen, als zuvor. Nicht Paragraphen machen die Freiheit, sondern die Art, wie die Angehörigen eines Volkes einander in die Augen blicken, im Parlament wie im Straßenbahnwagen, auf der Gasse und zuhaus. Er war einer von denen, die das wußten, einer von vielen, die jetzt schon Wochen und Wochen in den Schützengräben liegen, während hinter ihnen immer mehr heranrücken mit demselben Glauben im Herzen und demselben Schwur auf den Lippen: zu siegen und nie wieder, weder aus Leichtsinn, noch aus Bequemlichkeit, den Mut zu verkleinern, der alle Schrecken der Erde gekostet hat. Immer mehr, immer mehr..

Wer wird einmal die Ballade von den „jungen Regimentern" singen, die, kaum ausgeladen, in den Kampf geworfen wurden, kaum, daß sie Pulver gerochen hatten, vor den geschwungenen Messern der Gurkhas standen, denen das Hurra des ersten Sturmangriffs in der Kehle stecken blieb?

Das, glaubt Ihr, sollte alles umsonst gewesen sein?

Aber hat denn nicht jeder von uns ein Grab, das ihn erinnert: Bleib treu?

An eine Frau.

Sicher hat eine Frau ihn geliebt. Mein erster Gedanke, als das Telegramm kam, war sie. Ich hätte ihr sagen wollen: „Mag Ihre Liebe auch wechseln oder

Digitized by Google

sich wandeln, irgendwie wird etwas von ihm darin enthalten sein und nicht verderben, und Sie werden es weitergeben, und so wird sein Schönstes eingehen in die Unsterblichkeit." Es kann noch lange dauern, bis die Stirnen der Kämpfer sich wieder der Heimat zuwenden. Wer weiß, wieviel von uns übrig bleiben, bis es zum letzten Sammeln bläst? Sicher genug, um das Testament derer zu vollstrecken, die auf dem schwer eroberten Weg zum Ziel getötet wurden.

Ein Trost? Kaum. Aber ein Versprechen, das täglich hunderte in Deutschland geben. Das macht hundertmal soviel Schwüre und Treue, wie Soldatengräber, und hundertfache Kraft.

In Tschangscha

Von Norbert Jacques

V.

Dem Straßenleben der Stadt gaben auf einmal Soldaten, die in Scharen hindurchzogen, ein neues Aussehen. Man sah viele Kinder in europäischen Kleidern mit großen Denkmünzen auf der Brust. Am Westtor wurde gearbeitet. Gerüchte kamen, daß das von Europäern verwaltete Zollhaus überfallen werden sollte. Dann hieß es, die Räuber seien entdeckt und eingelocht worden, und schließlich entlud sich all der Trubel in der einfachen Nachricht, Tschangscha bereite sich vor, seinen Helden, den General Huang Schien zu empfangen. Huang Schien war noch vor anderthalb Jahren Lehrer in Tschangscha gewesen. Er schlug (sich zur Revolution und mußte deshalb eines nachts fliehen. Wir versäumten den Empfang am Ufer. Ein paar Tage später kamen wir ans Yamen, an das Palais des Gouverneurs, als gerade durch ein Tor ein Zug Soldaten in den mit Laternen und Fahnen geschmückten Garten einzog. Wir blieben stehen. Ein Offizier fegte auf einem kleinen Roß die Gasse herauf und verschwand im Garten. Am Schweif des Rosses flog der Pferdeknecht mit. Und plötzlich kam inmitten von Soldaten in einem offenen Stuhl aus Bambus, der von vier Leuten getragen wurde, ein dicker Mann, ein Mastschwein von einem Mann. Er trug einen Gehrock, einen harten

Digitized by Google

runden Hut und eine goldene Brille, die moderne Zeremonien-Bekleidung des Chinesen. Er sah eher aus wie ein Japaner. Er schaute mich mit einem bösen und griesgrämigen Blick an. Um den Stuhl herum gingen mehrere europäisch gekleidete Chinesen, die den Hut abnahmen, sobald der Zug in den Garten kam.

Das war Huang Schien, der Held Tschangschas. Juan Tschi Kei hatte ihn eben zusammen mit dem in Europa als Volksbefreier geschätzten Sun Jat Sen Demagogie und Stänkertätigkeit für zwei Millionen Mark abgekauft. Huang kam, sich seinen Landsleuten zu zeigen als Vertreter des neuen Gedankens, der in China die Zöpfe und die märchenhaften Mandarinkleider abgeschafft hatte, Kungtse der Seele des Volks entreißen wollte, um Politik in die Rasse zu tragen. Nord-Amerika hatte diese Proseliten erzogen. Sie arbeiteten mit dem Geld von reichen Leuten aus dem Süden, die ein Geschäft bei der Sache zu machen hofften und Sun bearbeitete im Sold japanischer und nordamerikanischer Finanzgruppen, wie man sagte, merkwürdige Eisenbahnfragen. Er stänkerte dabei gegen Deutschland. Aber er war ein Christ.

Am Nachmittag dieses Tags wurde von dem Nordtor von republikanischen Soldaten ein alter Kuli erschossen, weil er ein unverbesserlicher Opiumraucher war.

* * *

Emil Schlehmil sahen wir fast jeden Tag. Wir beschlossen unsere Wanderungen bei ihm, saßen im Schlupf seines Zimmers, tranken den besten Tee Chinas und sprachen über die Seele dieses Landes. Ich liebte ihn. Er war ein Querkopf. Manchmal gingen wir an den Fluß, wo sich hunderte von Dschunken in einander klemmten und ihre wankende Stadt ein selbständiges Leben führte. Mit dem Leben der Häuserstadt war es durch die heiße Arbeit der Armee nie rastender Kulis verbunden. Sie schleppten die zerbrochenen, wasser- und schlammtriefenden Treppen hinauf und herab, was die Dschunken brachten und forttrugen und sangen stöhnend dazu. In ihrem Gesang hatten sich die Leute der ersten zur Arbeit gezwungenen Menschen erhalten. Es waren große Antimonschmelzen

Digitized by Google

in Tschangscha und die meisten Schiffe fuhren mit Kisten voll von diesem Metall flußabwärts. Drunten zwischen den Schiffen ruderten Boote mit jungen, schönen und geschminkten Dirnen und mit alten Kuppelhexen werbend umher. Haufen verschmutzter und verfallender Bettlerboote drängten sich überall durch. Ihre Insassen begannen, zeugten und beschlossen alles Leben ihrer Gilde unter den zerfetzten runden Matten dieser Sampans. Kaufläden, Garköche und Priester ruderten um die schweren Leiber der Dschunken und wenn ein Schiff den Anker hob und fort wollte, klebte der Schiffer rote Papiere ans Bug, schlug den Gong, um den Geist des Flusses zu rufen und brannte ihm zu Ehren Pulverfrösche und Opfergeld ab. Am Strand machten Aerzte inmitten einer Einrichtung von geheimtuenden Töpfen und Zeichen unwahrscheinliche Operationen. Merkwürdige zweirädrige Karren erkletterten geschickt Treppenstiegen. Auf der Höhe des Ufers baute manchmal eine Theatertruppe eine offene wacklige Bühne und spielte lärmend alte Stücke, während schwarze Schwärme von Zuschauern im Hügel hingen. Große Truppen von Fischern umspannten den halben Fluß mit ihren Netzen und zogen reiche Beute ans Land. Wir segelten mit Emil Schlehmil zwischen ihnen hindurch den Fluß hinauf bis zur nächsten chinesischen Zollstation. Am Ufer stand ein kleines buntes Tempelchen. Kormoranfischer fuhren vorbei. Die Vögel saßen schwarz auf dem Boot und bissen nach ihren Halsringen, die ihnen die Möglichkeit nahmen, die gefangenen Fische zu verschlucken.

Wenn es sonnig war, leuchtete der Jo Lo San drüben mit herbstfarbigen Bäumen aus kahlen Hügelzügen heraus. Der Jo Lo San war ein heiliger Berg. Am Fuß des Bergs errichteten sich inmitten von wassergetränkten Reisfeldern die Bauwerke einer alten Universität mit großen Examenhöfen. Man ging durch Wald hinauf, unter dessen machtvolle Bäume sich ein ziervolles Quellentempelchen barg. Oben stand ein Kloster. Die Boys brachten Essen und Wein, wir frühstückten unter den starren Augen goldner Götter und alte Chinesen kamen und verrichteten inmitten

Digitized by Google

unseres Lärms und Trinkens ihre Andachten. Dann legten wir uns ins Gras und schauten in die milde schöne Fremdheit der Landschaft hinab, in der in einem zerfließenden Parallelismus weiche Bergzüge durcheinander blauten. Am Fluß drunten lag flach die große Stadt und die Nebel saugten sie auf.

Einigemale gingen wir auch durch die Gräberhügel. So weit man sah, wuchsen die Steinhaufen, die die Särge lose deckten, aus dem dürren Gras. Schwarze Schweine wühlten im Boden. Rotten von räudigen Hunden zogen miteinander keifend zwischen den Gräbern dahin. Große weiße Elstern mit schwarzen Streifen flogen auf. Hier und dort erhob sich aus der Gleichmäßigkeit wie ein kleines Tor das Grab reicher Leute. Ein Mann mit einem großen roten Schirm kam und suchte ein Grab. Er bog manchmal mit den Händen das hohe Gras auseinander. Er fand es nicht. Aber auf einmal warf er sich nieder und fing an zu schreien und zu weinen. Es sind Hunderttausende von namenlosen Gräbern rund um die Stadt ins Gras versenkt. Es ist ein Gürtel des Todes, der Tschangscha, wie jede chinesische Stadt umgibt.

Wenn die goldblonde Frau bei diesen Wanderungen mit war, wurde Emil Schlehmil unleidlich. Er war zu uns von einer nervösen Schulmeisterei und zu ihr von einer Galanterie, die einmal spöttisch war und einmal in kindlicher Herzlichkeit überfloß. Er wechselte zwischen Glückseligkeit und Versagen.

Eines Tags lud uns ein chinesischer Bankier zu einem Abendessen ein. Die goldblonde Frau sollte auch mitkommen. Wir freuten uns auf das fremde Fest. Zum Frühstück kam ein junger Chinese zu unserm Freund, um ihn um Rat zu fragen. Er war der Sohn eines der reichen Antimonhütten-Besitzer. Er wollte nach Berlin gehen, um Ingenieurwissenschaften zu studieren. Er hatte in europäischem Sinn gute Manieren, gab sich sehr höflich und bescheiden. Zum Schluß des Essens kam plötzlich Emil Schlehmil hereingewittert. Er hatte einen hochroten Kopf, grüßte uns hastig, setzte sich verbissen hin und übersah den chinesischen Gast. Darüber stellte ihn, als der Chinese gegangen war, unser Freund

Digitized by Google

zur Rede. Da brach Schlehmil los: „Sie gehen heute mit den beiden Missies zu dem Chinesen. Das geht nicht! Wissen Sie denn das noch nicht? Und daß Sie den Chinesen in Gegenwart von Europäerinnen zu Tisch laden! Das will so viel sagen, wie: Nimm sie, sie sind Dein."

Die kleine goldblonde Frau trat auf den Erbosten zu und tippte ihm mit dem Finger auf die Stirn: „Sie brauchen Kompressen", sagte sie. Da verwirrte sich Emil Schlehmil in seinem Zorn und versuchte zu erklären, in welcher Weise es in den Anschauungen des Chinesen begründet lag, daß man eine fremde Frau nicht an seinen Tisch führen dürfe. Die chinesischen Gastmähler seien immer nur mit Singmädchen und den Maitressen der Teilnehmer gedacht. Der Chinese halte seine eigene Frau stets von ihnen fern... Aber wir lachten nur. Ich sagte ihm: „Der junge Wu sah nicht so aus, als ob er an ein solch weitgehendes Anbieten gedacht hätte". Schlehmil antwortete nur: „Der Chinese ist und bleibt ein Schwein! Und wenn Sie's besser wissen, so geh'n Sie mit den Damen hin."

Das taten wir auch. Aber wir erlebten eine Enttäuschung. Von Singmädchen keine Spur. Von Eßtäbchen keine Spur. Von Haifischflossen und Schwalbennestern keine Spur. Der Gastgeber wollte uns besonders entgegenkommen und hatte durch irgend einen Koch europäisches Essen herstellen lassen. Dazu gab es ein fürchterliches Rheinweingift und französischen Champagner. Seine chinesischen Gäste hatten vor uns gegessen, saßen in einem andern Zimmer, spielten und schrieen. Chinesisch wurde es nur, als seine schöne weißhäutige Frau kam. Sie trug eine schwarze Seidenjacke und eine blumengestickte Hose. Wir standen auf. Sie verbeugte sich lachend und schüttelte sich herzlich die Hände, in denen sie ein europäisches Taschentuch hielt, und war so geniert, daß sie in weitem Bogen in das hohe Gefäß spuckte, das in der Zimmerecke zu diesem Zweck stand. Sie versuchte mit Messer und Gabel zu essen. Aber es gelang ihr nicht, und sie legte die fremden Instrumente lachend beiseite und gab das Essen auf.

Digitized by Google

Nach dem Essen gingen wir zu den chinesischen Gästen. Sie spielten ein Hazardspiel mit hunderten von Steinen. Es schien eine Kombination von Domino und Poker zu sein. Sie spielten sehr hoch. Sie nahmen die durchlochten Kupferkäsch als Spielmünzen, aber jeder Käsch galt ein Tael, das ist ein Taler. Die zehn bis zwölfjährigen Kinder des Gastgebers trieben sich zwischen den Spielern herum bis nach Mitternacht und nahmen einen sachkundigen und lärmenden Anteil an dem Hin- und Herschassieren des Spielglücks. Ihr Vater spielte mit uns Einundzwanzig, nachdem die Damen sich verabschiedet hatten. Er gewann und lachte.

* * * (Schluß folgt.)

Der Sterbende

So du des Morgens Wunder noch erlebest:
Erfüllung wird mir diese Nacht und Ende!
Die Wunde klafft, — vergebens preßt ihr Hände, —
Indes du, Geist, noch auf zum Lichte strebest!

So du des Morgens Wunder noch erlebest,
Glühende Sonne deinen Tag erhellt:
Blick in ihr Licht, ehvor die Stunde fällt,
Der du vor Feinden nicht, noch Tod erbebest!

Das Licht ist Sieg, Verheißung ist das Licht,
Und seine Strahlen sind die starken Hände,
Die führen dich, wenn Kraft und Mut gebricht! —

O! Wenn ich nicht vor meiner Grube stände
S c h l ü r f t ich die Quelle neuer Zuversicht! —
... Nur ferner Weg, — und greifbar nah mein Ende!

Albert Michel

Digitized by Google

Milchmädchenrechnungen

Hinter den Fronten wird der Krieg mit einer Zahlenkanonade geführt. Es wird nicht ganz leicht fallen, festzustellen, welche der kämpfenden Parteien in diesem Kampfe das weiteste Kaliber auffuhr: die Leistungen waren auf allen Seiten erstaunlich.

Das Wort von den „Millionenheeren", in allen Schilderungen des Zukunftskrieges zu lesen, hatte es den Völkern angetan. Je geringer die Möglichkeit, sich so ungeheure Massen vorzustellen, desto hemmungsloser wuchs natürlich die Zahl. Zahlen haben ja das Gefährliche, daß sie die Phantasie nicht beanspruchen, um so weniger, je größer sie sind; sie erzeugen nicht, wie jede Sachschilderung, einen mit dem Maß des Zugemuteten wachsenden Widerstand; gerade die „phantastische" Ziffer ist die unanschauliche — phantasielose. Die „Million" wurde zur Rechnungseinheit, und als der Krieg begann, war kein Halten mehr. Zehn bis zwanzig Millionen Russen marschierten gegen Deutschland; das ihnen, seinerseits „mindestens" 16 Millionen Soldaten entgegenstellte. An jedem Mobilmachungstag wurde je eine Million zur Grenze befördert, selbst die Montenegriner marschierten, nach französischen Berichten, mit zehnmalhunderttausend Streitern gegen Wien ...

Daß die Verluste dementsprechend waren, daß 400 000 Oesterreicher gleich in den ersten Gefechten fielen und die Deutschen vor Lüttich Leitern anlegen mußten, um über die Leichenberge hinwegzusteigen, versteht sich von selbst.

Indessen, das ist Sache unserer Gegner, und wenn der Mann in der City sich mißtrauisch fragt, wo die vielen Deutschen noch herkommen, geht uns seine Enttäuschung nichts an.

Nicht für möglich aber sollte man halten, daß auch im militärisch geschulten Deutschland Berechnungen öffentlich angestellt werden, die der wildesten angloamerikanischen Monstrositätssucht ebenbürtig sind. Die „Kölnische Zeitung" hatte die deutschen und österreichischen Soldatenreserven, mit etwa 4¼ Millionen Mann, den 1,2 Millionen Kitcheners entgegengestellt. Eine Berliner Zuschrift wendet sich gegen diese Angaben und berechnet die deutsch-österreichisch-ungarischen Menschenreserven mit — — 18 Millionen Mann. Wie die 18 Millionen zusammenkommen? Höchst einfach. Zu den 4¼ Millionen der Kölnischen Zeitung kommen in Deutschland noch 6 Millionen, in Oesterreich-Ungarn 4 Millionen des ungedienten Landsturms zwischen 20 und 45 Jahren (alle; ausnahmslos). Nimmt man sämtliche männlichen Bewohner zwischen 16 und 20 und zwischen 45 und 50 hinzu, so haben wir 18 Millionen; ohne die schon Eingestellten. Was zu beweisen war.

Statt aller umständlichen Kritik nur Folgendes. Man führe die gleiche Rechnung für — Rußland durch. Im Zarenreich, mit seinen 174 Millionen Menschen, leben 43 Millionen Männer zwischen 16 und 50. Nach Abzug der Einberufenen bleiben, als verfügbare Reserve: 38 Millionen. Mehr nicht. Selbst das menschenarme Frankreich hätte noch mindestens sechs Millionen solcher ... Soldaten übrig.

Bluff, wenn er gut ist, in Ehren; wer glaubt aber ernstlich, man könnte irgend einem Menschen im Ausland, außer den Kindern und Narren, mit solchem schreienden Unsinn imponieren? Jeder Denkfähige in diesen Ländern lacht: und schließt aus der Sinnlosigkeit der Prahlerei auf beginnende Angstzustände.

Digitized by Google

Das kann doch, nicht wahr, unsere Absicht nicht sein. Wen will man täuschen? Das deutsche Volk hat ein hinreichend lebhaftes Gefühl für seine Stärke und traut sich, auch ohne die Ziffern zu kennen, militärische Unerschöpflichkeit zu. Im Ausland aber können die Leute, auf die es ankommt, die Zahlen leidlich genau berechnen. Die Milchmädchenrechnungen sind unter allen Umständen schädlich.

Hermann Friedemann

Geistige Grenzsperre

Daß belgische, französische und englische Minister die Hände ringen und gewaltig anklagend ihre Stimme erheben gegen die „deutschen Barbaren", wundert uns weiter nicht. Es gehört zum alten deutschen Recht, daß der vom Urteil Getroffene laut schimpfend seinem Herzen Luft machen durfte. Lustiger berührt es schon, wenn aus Rußland sonderbare Flötentöne dringen, zum Ruhme der Moskowiter als der Herolde aller hohen Menschlichkeit, während die schändlichen Deutschen usw. Was soll man aber sagen, wenn die erleuchteten Spitzen der geistigen Welt Frankreichs und Englands, Leute, die politisch unbescholten und obendrein mit deutschen Verhältnissen vertrauter sind als ihre blind empörten Landsleute — wenn Maeterlinck, Romain Rolland, B. Bernard Shaw dem deutschen Volksheere eine Gesinnung andichten, die allerdings, wenn sie wahr wäre, den Untergang nicht nur der deutschen Kultur, sondern auch der Zivilisation in Deutschland anzeigen würde.

Nun, wir haben ein gutes Gewissen, und unsere Brüder im Felde auch. Sie stehen im Feindesland, sind Tag und Nacht von Spähern bewacht, von heimtückischen Kugeln der Freischärler bedroht, und doch ist es noch nicht nötig gewesen, deutsche Armeebefehle von jener Tonart zu erlassen, wie sie General Joffre anwenden mußte, um seinen Soldaten das Plündern und Brandschatzen im eigenen Lande zu verbieten. Für diese Barbarei der Kriegführung haben die Herren Maeterlinck und Genossen bisher keine Entrüstung aufgebracht. Für die russischen Scheußlichkeiten in Ostpreußen auch nicht. Das deutsche Militärvolk aber, das ist natürlich zu allem fähig!

Ja, wie lange ist es denn her, daß dieses selbe Volk fähig war, den europäischen Ruhm von Maeterlinck, Rolland und Shaw, Hodler und — Jaques-Dalcroze zu begründen?

Wir sind in Deutschland nicht naiv genug, um ausländischen Künstlern, die wir schätzen und die uns besser kennen als ihre Landsleute, in einem Kriegsfalle wie dem gegenwärtigen zuzumuten, etwa aus Dankbarkeit für uns Partei zu ergreifen. Wir wenden uns lediglich an ihre gesunden fünf Sinne und sind enttäuscht, daß wir ihre Urteilskraft beträchtlich überschätzt haben. Lassen wir ihnen also das Vergnügen, zu kollern wie die Truthähne. Es ist wider die Natur, einen Truthahn eines besseren belehren zu wollen.

Wenn aber von deutscher Seite aus so etwas wie eine geistige Grenzsperre für die Autoren und Künstler des feindlichen Auslandes vorgeschlagen wird, so scheint dabei auch mehr das erregte Gefühl als die gesunde Vernunft zu sprechen. Es sollte eigentlich überflüssig sein, die Verkehrtheit eines solchen Vorgehens zu kennzeichnen. Wie denn das? Die deutschen Kritiker sollten sich, die Federn gespitzt und zur Abwehr gezückt, zum Korps der literarischen Grenzwache vereinigen und von nun ab

Digitized by Google

keinen Franzosen, Engländer oder Russen gedrückt passieren lassen? Es sollte deutschem Wesen förderlich sein, hinter einer chinesischen Mauer nur noch des eigenen Geistes zu warten? Ganz ernsthaft bejahte mir das ein einflußreicher Publizist. Oeffentlich angeregt worden ist ein solches Verhalten bekanntlich auch.

Die Zeit der friedlichen Auseinandersetzung, die auf diese kriegerisch erregten Monate folgen wird, dürfte derlei Forderungen eines national überspannten Selbstbewußtseins ganz von selbst beseitigen. Die Flutwelle dieser großen Kriegszeit wird, dessen dürfen wir sicher sein, auf dem Boden unseres Nationalbewußtseins auch seinen bestimmten geistigen Niederschlag zurücklassen. Ich glaube nicht, daß in dem Acker der deutschen Kulturarbeit, der von Blut, Tränen und schwerem Zorn gedüngt ist, vorerst wieder jene anmaßende Verherrlichung fremdländischen Wesens und Schaffens aufkommen kann, mit der eine auserwählte Zunft von Geschmäcklern sich selber das Zeugnis des guten Europäertums auszustellen liebte. Diese snobistischen Gigerln der allerletzten Literaturmode, ungemein erhabene Leute von überlegener Verständnislosigkeit — sie werden es künftig viel schwerer haben als bisher, für ihre sensationellen Entdeckungen einen anständigen Haufen derer zusammen zu trommeln, die nicht alle werden.

Aber wir wollen diesen Literaten für die Zukunft auch nicht den Schein einer Handhabe bieten, wo sie einhaken könnten, um mit einem gewissen Recht die Kulturbringer, die Agenten des geistigen Güteraustausches zu spielen. Der Geist wehet, wohin er will. Jeder gute, wahrhaft förderliche Geist, komme er aus welchem Volke immer, soll dem Volke Goethes willkommen sein, auch jetzt und später, wenn die feindlichen Stimmen des Auslandes gelernt haben werden, beschämt über ihre eigene Torheit stillzuschweigen. Wir wollen weder in Eigenbrödelei versimpeln, noch in kritikloser Bewunderung der Fremde den berechtigten Spott herausfordern. Die letztere Gefahr war bislang die größere für uns, sie war zeitweise ein geschichtliches Elend. Das soll sie dem Deutschland dieses Weltkrieges nicht wieder werden. Es wird politisch seine Grenzwacht halten müssen, geistig aber gute Gastfreundschaft gewähren allen guten Gedanken, Worten und Werken aus der weiten Welt.

Eugen Kalkschmidt

Der negative Mensch

Vorher, ehe dieser Krieg kam, da war die „Persönlichkeit" obenauf, der Feingeist mit der kostbar und seltsam ziselierten Seele, der seltene Mensch, der von sich weiß, daß seine Art sehr spärlich über die Erde ausgeschüttet ist. Die Zeitwelle hat ihn hinweggespült, irgendwohin, verschlungen, in lichtlose Grundtiefen gezogen. Und einen anderen Typus hat sie emporgehoben, nein, keinen Typus, sondern ein neues Geschlecht, das mit einem Schlag geboren ward, eine Gesamtheit, die sich mit einemmale fand und da war: die Nation.

Vorher waren die Einzelnen obenauf; sie waren, wenn auch nicht beliebt, so doch gewertet, wenn auch nicht verstanden, so doch geschätzt. Die Zeit, die jetzt die Werte diktiert, hat keine Preistafel für diese Menschen, die ihr einst kostbar galten. Der höchste Wert ist jetzt die Masse, der Korpsgeist, der Gemeinsinn, die Hingabe. Die Weltgeschichte dreht das Rad der Zeit;

Digitized by Google

und die unten waren sind oben, und die oben waren sind unter dem Rad.

Früher konnte man gegen die Zeit sein und war deshalb nicht überzählig, kein Abfall der Menschheit und von ihrer Gemeinschaft nicht ausgeschlossen. Heute ist aus unserer Mitte ausgestoßen, wer auch nur teilnahmslos an der Brandung der Zeit steht; mit sich beschäftigt, oder mit einer Kunst, oder mit einer Philosophie, oder mit schönen Wortgebilden; Denker und Träumer und Verliebte: sie stehen jetzt außerhalb des Kreises, der uns umschließt; sie leben außerhalb der Luft, die wir atmen; sie sind Geschöpfe einer anderen Art; sind negative Menschen.

Alle, die nicht aus sich heraus können, die gleichgültig bleiben und sich an die Häusermauer drücken, wenn ein jubelnder Menschenstrom durch die Straßen schäumt: sie sind negative Menschen. Sie haben Jahr um Jahr für sich gelebt, in sich hinein; die Umwelt bestand für sie nur, soweit sie von ihr bemerkt wurden. Beziehungslos stehen sie jetzt da, ohne Reibungsflächen und isoliert wie in einem Vakuum. Möglich, daß solche Menschen in einer stillen Zeit die Werbekraft der Anziehung haben. Aber die Kraft, ihr Ich von sich zu schleudern und frei und ledig und jauchzend sich an das lebendige Massengefühl zu verschenken, ist ihnen versagt. Sie haben nie etwas empfunden, das außerhalb ihrer liegt; sie können es auch jetzt nicht.

Vielleicht ahnen sie das Glück derer, die mitkämpfen oder auch nur mitfühlen können. Gewiß kann es ihrem scharfen Verstand nicht verborgen bleiben; und überdies haben die Gegensätze für einander ein schmerzlich-feines Gefühl. Verstand und schlummernder Neid ermessen die Seligkeit der Herzen, die ins All hinausschlagen, sie wissen (während sie selber frieren), wie warm und wohl es jenen ist, die mit der Gesamtheit fühlen.

Der negative Mensch ordnet (im Geiste) die Umwelt sich unter, nie sich der Umwelt. Er nimmt keinen Anteil an ihr, den er von ihr fordert. Und da er sie für eine andere Sache aufgehen sieht, wird er aller Welt gram und feind. Der grausam schwere Druck der Einsamkeit und der Vereinzelung drängt ihn in Widerspruch, Haß und Cynismus. So wird der negative Mensch.

Mehr bedauernswert als fluchwürdig, die fühllos durch diese Tage gehen! Die, immer mit sich allein, immer in sich versenkt und immer in sich verliebt, nichts anderes besitzen als ihr mitbekommenes Talent, das nun wertlos geworden ist. Früher waren sie etwas, haben manches gekonnt und konnten manches geben. Jetzt, da die Zeit Entäußerung ihres Ich fordert und ein klein wenig mitfühlen, pocht sie vergebens an. Es zeigt sich, daß diese Armen, die nur fühlen konnten, was durch den Filter ihres Wesens ging, das Fühlen-können für etwas, das sie nicht selbst sind, verlernt haben. Die sorgfältig gezüchtete Absonderung von der Menge, ehemals ein Qualitätsprodukt sublimer Geistigkeit, steigert sich, wenn nicht rasch vom mächtigen Zeitgefühl bis auf die letzte Wurzel aufgezehrt, zu Haß und völliger, eigensinnig-krampfhafter Abkehr von der Masse, die jetzt alles ist, alles überschattend. Was sollen sie in einer Zeit, deren Held die Menge ist, in diesen Tagen, da Tausende für einen Gedanken bluten, der ihnen, den negativen Menschen, fremd ist! — Glück der Mitfreude, Glück des Mit-Leidens, des Wirkens für andere und des Sich-hinopferns! O sich von sich lösen können und aufgehen in ein Anderes!

Digitized by Google

— Nur er trägt an seinem Ich, das ihm zur Last wird. — In diesen Tagen wird am glücklichsten sein, wer der stärksten Gefühle fähig ist; und der diese Gefühle in Taten umsetzen kann. — Der negative Mensch ist unglücklich.

Hans Natonek

Theodor Lipps †

Wenn ich nach einem Wort für den Denker Lipps suche, fällt mir immer wieder dies ein: ein Seher. Im alten Sinn dieses Wortes, ein Weltabgewandter, dem Inneren, aber auch grundsätzlich dem Großen, Werthaften Zugewandter. Seherkraft war seine Haltung im Colleg: er begann leise zu sprechen, suchte durch Rückschau auf schon Vorgebrachtes anzuknüpfen an zwischen ihm und dem Zuhörer Gemeinsames, dann erst erhob er die Stimme, und mit einer Wendung stellte er sich und uns vor das neue Problem. Und obwohl er seit Jahren mit dem Gegenstand vertraut sein mußte, gelang es ihm, den Hörer zunächst gleichsam auf die Spur des Problems zu bringen. Er lehrte das Erstaunen vor unsern eignen Erlebnissen. Man sah durch ihn hindurch Wunder und Rätsel im eignen Innern, das sich auftat und zu bestimmten Fragen zwang. Lipps stellte dann diese Fragen. Es waren nur wenige Fragen, die er für fruchtbar hielt, zu stellen, aber ich habe ihn keine stellen hören, die er nicht mit Leidenschaft zu beantworten suchte. Erst gab er der Frage fünf, sechs, sieben Formen. Dann erschien die Antwort, ebenso vielfach geformt, herausgeholt nicht aus Begriffssystemen und schematischen Voraussetzungen, sondern aus der Anschauung des gesamten Menschen, in Beziehung gesetzt zu allen erdenklichen Erlebnissen, selbst als Erlebnis geschildert und klargestellt. Das war das Zwingende seiner mündlichen Lehre, daß sie stets an das Ganze Selbst des Hörers appellierte; sie war kein intellektuelles Spiel, das man kühl der Regel nach lernte, sondern forderte innerstes Miterleben heraus. Lipps lehrte nicht Psychologie, sondern bildete Psychologen. Psychologisch Unbegabte habe ich stets unbefriedigt von ihm gehen sehen: ihnen war er nicht „klar" genug . .

Seine einzigartige Begabung, jegliches innere Erleben gleichsam liebevoll, ohne irgend ein Hilfsmittel, nur durch die Kraft seherischer Intuition vor sein inneres Auge hinzustellen, es festzuhalten und zu ergründen, sprach sich in dieser Methode aus, stets den ganzen Menschen zu berücksichtigen. Es war nicht Zufall, daß er die Sinnespsychologie vernachlässigte: sie liegt nicht im Gesichtsfeld des Sehers. Nicht Zufall, daß er vor allem Aesthetiker war: die unabsehbare Fülle des künstlerischen Erlebens, das ihm selbst leidenschaftlich gegeben war, zog ihn an. Nicht Zufall, daß er, der Verfasser einer volkstümlichen glänzenden Ethik, gelegentlich in öffentlichen moralischen Fragen in herbe Konflikte geriet: das Formalistische, die Preisgabe des Blicks auf den ganzen Menschen zugunsten kleiner Effekte, verletzte ihn. So war er geboren zum Kämpfer für die Würde des inneren Menschlichen, und die Geschichte gönnte ihm eine Periode der Veräußerlichung der Philosophie und Psychologie, in der er mit aller Leidenschaft an ihr festhielt. Diese Würde war ihm zunächst nicht Göttlichkeit, sondern das Attribut des ungeheuren Reichtums der Menschenseele, an der er hundert Vorgänge und Tatsachen eigenartig erlebte und neu mit Worten festhielt. Und es gelang ihm mit der Wucht seines Sehertums,

Digitized by Google

den Glauben an die Unerschöpflichkeit des Inneren zu wecken, den heute viele Schüler von ihm in innerer eindringlicherer wissenschaftlicher Zergliederer- und Schildererarbeit betätigen. Es gelang ihm, den inneren Umschwung der deutschen Philosophie mit zu bewirken, das letzte Wesenhafte wieder auf den ersten Platz in der Beachtung der Denker zu rücken. Nicht aus „Psychologismus", sondern aus — Menschlichkeit ergab sich ihm diese Tendenz. Er war der Einheitlichsten einer, die je gedacht haben. Alle seine Bücher haben denselben Stil, da sie dieselbe große Seele, dieselbe Seherkraft, dieselbe Lauterkeit der wissenschaftlichen Gesinnung zur Voraussetzung haben. Er vertrug nicht nur Widerspruch, sondern forderte ihn. Aber er wurde bitter und absprechend, wo er Veräußerlichung sah. Einzelne seiner psychologischen Erkenntnisse können und werden überwunden werden. Sein Denkziel, seine Methode behalten für immer unerschütterlichen Wert, da er die Fragen stellte, welche wir von früher Jugend bis zum späten Alter als unsere eigensten empfinden. Und durch diese Fähigkeit wuchs er ganz von selbst über das Fach der Psychologie in den Bereich der Philosophie, wo die großen Denker von andern Positionen her dem gleichen Lichte zustrebten.

W. Schumann

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Feinde und Feinde

Von Engelbert Pernerstorfer, Mitgl. des österr. Abgeordnetenhauses

echts und links ist Deutschland von mächtigen Gegnern begrenzt, die sich in der letzten Zeit als wütende Feinde gezeigt haben, die auf die Vernichtung der Machtstellung Deutschlands ausgehen. Das vereinigt sie, obwohl sie selbst untereinander mancher scharfe Interessengegensatz trennt. Deutschland steht jedem dieser Feinde irgendwie im Wege. Frankreich kann den Verlust Elsaß-Lothringens nicht vergessen. Rußland sieht in dem mit Oesterreich verbündeten Deutschland das einzige Hindernis auf dem Wege nach Konstantinopel, England endlich fürchtet Deutschland als Mitbewerber auf dem Weltmarkte.

Der eigentliche Urheber des gegenwärtigen Krieges ist England. Frankreich und Rußland hätten es sich wohl hundertmal überlegt, über Deutschland herzufallen, das, mit Oesterreich verbunden, ein zu gefährlicher Gegner gewesen wäre. Erst das Bündnis mit England schien ihnen die Gewähr zu bieten, den Gegnern gewachsen zu sein. Daher kommt die große Erbitterung, die in ganz Deutschland gegen England herrscht. Von England hat ein geistreicher Schriftsteller noch vor dem Kriege die witzige Bemerkung gemacht, daß es „das Talent habe, sich immer moralisch vorzukommen.“*) Die widerwärtigste Eigenschaft der Engländer ist ihre Heuchelei, der Cant, den so mancher ihrer eigenen Schriftsteller (so ganz besonders B. Shaw) unbarmherzig gegeißelt haben. England hat sich plötzlich moralisch verpflichtet gefühlt, als Schutzherr der Neutralität Belgiens aufzutreten, ausgerechnet England, dessen Regierungen mit den schändlichsten Völkerrechtsbrüchen und Völkerausbeutungen sozusagen erblich belastet sind. Nichts hat den Haß gegen England in Deutschland so genährt als diese ekelhafte

*) R. Bermann. Irland. Berlin. Hyperionverlag.

Digitized by Google

Haltung. Freilich sollte man dabei nie vergessen, daß die in England herrschende politische Freiheit eine ganze Reihe hervorragende Männer veranlaßt hat, laut gegen diesen Krieg zu protestieren. So war es ja auch zur Zeit des Burenkrieges. Die Massen sind zu jeder Art von Chauvinismus nur zu leicht geneigt und einen Pöbel gibt es in jedem Volke. Auch damals waren die Stimmen gegen den englischen Jingoismus in England hinlänglich laut und zahlreich. Die Gefahr ist groß, daß die Erbitterung gegen die Politik der herrschenden Klasse in England umschlägt in einen Haß gegen das englische Volk, das im Grunde friedfertig ist. So herzerquickend es ist, daß die Deutschen, das Volk der Träumer, so weit erstarkt ist, sich mit starker Hand gegen jeden Uebermut zu behaupten, so wäre es höchstbetrüblich, wenn auch unter uns Gesinnungen sich breitmachen würden, die allen guten Ueberlieferungen des deutschen Geistes zuwider sind. Wir können wohl ohne Ueberhebung behaupten, daß die Führer aller deutschen Kulturbewegungen immer auf das Verständnis der ganzen Welt ausgegangen sind, daß uns Völkerhaß völlig fremd ist, daß wir immer versucht haben, alle Rassen und Nationen zu verstehen, ja daß wir sie wirklich verstehen. Das hat ja oft dazu geführt, daß wir anfingen, das Fremde zu überschätzen und das Eigene nicht zu würdigen. Dieses Laster, das einer hohen Tugend entsprang, ist hoffentlich ausgerottet. Ein männliches Selbstbewußtsein, schwer erworben, bleibt nunmehr wohl unser Eigentum. Aber eben darum können wir ruhig die alte Tugend weiterpflegen. Der englischen Regierung und den mit ihr verbündeten Mächten Krieg bis aufs äußerste, dem englischen Volke gegenüber eine ruhige Würde, die es nach dem Kriege wesentlich erleichtern wird, Bande wieder neu zu knüpfen, die endgültig oder auch nur auf sehr lange Zeit zu lösen, weder im Interesse des deutschen noch des englischen Volkes, gewiß aber nicht im Interesse der Kulturentwicklung der Menschheit liegt.

Stark ist gegenwärtig der Engländerhaß in Deutschland. Dagegen gering, ja fast gar nicht vorhanden ist ein Franzosenhaß.

Digitized by Google

Den Franzosen gegenüber überwiegt das Mitleid. Und das, obwohl die gesamte französische Intelligenz völlig den Verstand verloren hat. In England hat sich mehr als eine Stimme der Vernunft hören lassen, in Frankreich schlechterdings keine.*) Es war ein Wüten und Toben der feinsten, vornehmsten Geister, das sich in Ausdrücken der Gasse und Gosse entlud. Man war diesem wahnsinnigen Treiben gegenüber völlig ratlos. Daß jeder Franzose, ob Aristokrat oder Proletarier, sein Volk leidenschaftlich liebt, ist bekannt. Daß aber diese Liebe in wahnwitzige Sinnlosigkeit ausartet, wenn irgend jemand es wagt, Frankreich zu bekriegen, überrascht dennoch. Es ist wieder so, wie 1870, wie ich neulich an dieser Stelle behauptete. Ja, es ist ärger. Denn als Viktor Hugo in einem bombastischen Aufrufe die Deutschen vor Paris wegschnattern wollte, würzte er seine Rede noch mit Schmeicheleien für das deutsche Volk. Kürnberger nannte ihn einen Tollhäusler. Heute scheint die gesamte französische Intelligenz im Tollhause zu sitzen. Den Gipfel der Tollheit erreicht irgend einer, der sich nicht mit einer Ausrottung des deutschen Militarismus begnügen will, der schlicht und einfach die Vernichtung des deutschen Geistes fordert. Und trotz alledem und alledem hat man in Deutschland nur Mitleid mit den Franzosen, den Gefoppten dieses Krieges. Es wird lange dauern, bis sie sich von der Schmach, die Spießgesellen des russischen Zarismus gewesen zu sein, werden gereinigt haben.

Gegen diesen, nicht gegen das russische Volk richtet sich der Haß der weitaus größten Zahl der Kämpfer gegen Rußland. Franzosen und Engländer wissen, warum sie kämpfen. Die armen russischen Soldaten, zumeist Analphabeten, werden zur Schlachtbank geführt als ärmste Opfer. Die russische Intelligenz, das, was man in Rußland mit dem Worte „die Gesellschaft" bezeichnet, geht in ihrer Gesamtheit, ob sonst rückschrittlich oder revolutionär

*) Es soll Romain Rolland in den letzten Tagen verständige Worte gesprochen haben. Ich habe nur ein paar Sätze gehört, den ganzen Artikel aber nicht gelesen.

Digitized by Google

gesinnt, mit dem Zarismus. Hier sind unsere wahren Feinde. Wenn wir vollständig siegen, werden wir den Franzosen hoffentlich nicht zu wehe tun, vorausgesetzt, daß sie es nicht bis aufs äußerste treiben. Wir werden England in die gebührenden Schranken zurückweisen, aber kaum seine Stellung wesentlich erschüttern können, zufrieden damit, daß das Monopol Englands auf dem Meere gebrochen wird. Aber wenn wir vollständig siegen, und deshalb wünschen wir so glühend unseren Sieg, so können wir endlich die zarische Wirtschaft, diesen wirklichen Schandfleck Europas, vernichten. Wir können geknechtete Völker frei und selbständig machen. Den Segen davon wird auch das großrussische Volk haben, das, noch immer zahlreich genug, sich der inneren politischen Reform wird zuwenden können. Aber für die Dauer wird alsdann der ständige europäische Unruhestifter zur Ruhe verwiesen sein. Durch die wirkende Macht der Tatsachen wird unser vollständiger Sieg eine Epoche einleiten der Herrschaft der selbständigen Nationen.

Wesentlich darin liegt der Sinn des gegenwärtigen Krieges.

Vor 27 Jahren (1887) hat der prächtige F. Th. Vischer diesen Krieg vorausgesehen:

Von Westen der Hahn
Kräht wild uns an,
Von Norden der Bär
Brummt hintenher.
Wir werden uns wehren
Mit Ehren —
Gegen den Hahnen voll Verdruß,
Daß er noch einmal Schläge haben muß,
Gegen des Bären zottige Brust
Mit Herzenslust.
O dürft ich's erleben, könnt ich es schaun,
Wie man die Tatzen, die Raubtierklaun,
Womit er so weithin greift und packt,
Vom überfressnem Leib ihm hackt,
Wie man die Brüder, die er zerbeißt,
Ihm aus dem knirschenden Rachen reißt.

Digitized by Google

Der Freiherr vom Stein über die Wiederherstellung Polens

Von Georg Gothein, M. d. R.

Der große Staatsmann, dem Preußen seine Wiedergeburt aus tiefstem Sturze verdankt, hat der Frage der Wiederherstellung Polens ein lebhaftes Interesse entgegengebracht. In jetziger Zeit dürfte es von aktuellstem Interesse sein, sich zu vergegenwärtigen, wie der große Patriot, der vor 100 Jahren das Wort prägte: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland" über die Wiederherstellung Polens gedacht hat.

Die vortreffliche, fast durchweg auf archivalischem Material beruhende Biographie Steins von Max Lehmann gibt darüber folgende Ausbeute:

Stein lernte die dem preußischen Staat durch die erste Teilung Polens zugewachsenen Provinzen Westpreußen und Posen, sowie das damals noch selbständige Polen zuerst 1781 nach einer dienstlichen Studienreise kennen, die er im Auftrag des Ministers von Heinitz gemeinsam mit seinem Freunde v. Reden, dem Wiedererwecker des schlesischen Bergbaues, machte. Der Eindruck, den er gewann und in seinem amtlichen Bericht schildert, war ein äußerst ungünstiger. Unglaubliche Rückständigkeit des Ackerbaus — wurde nach seinem Bericht doch der Acker nur alle 12, ja in fruchtbaren Gegenden nur alle 20 Jahre gedüngt. Unzufriedenheit des Adels mit dem neuen Regime, weil es verlangte, daß er einen Teil des Jahres auf seinen Gütern zubringen solle. Bloß 647 Menschen wohnten auf der Quadratmeile; die Nation bestand nur aus Adligen und Bauern. „Jene genießen alle Vorteile des Vermögens und der Gesellschaft; die Gesetze sichern nur ihnen Freiheit und Eigentum, während der Bauer dem ganzen Druck der Armut

Digitized by Google

und Sklaverei überlassen bleibt. Die Folge des Elends ist Verminderung der Menschenzahl." Der Adlige begünstigt den Genuß des von ihm produzierten Branntweins, wodurch der gemeine Mann in beständiger Armut erhalten wird und seine Körperkräfte frühzeitig zerstört werden. Epidemische und venerische Krankheiten, gegen die nichts getan wird, vermindern unaufhaltsam die Bevölkerung.

Ebenso rückständig wie den Ackerbau findet Stein die gewerbliche Tätigkeit. „Alle Versuche, nationale Manufakturen und Fabriken einzurichten, mußten fehlschlagen, denn durch die Leibeigenschaft ist das Eigentum des Vermögens und der persönlichen Kräfte des größten Teils der Nation der Willkür eines sehr kleinen Teils überlassen; dieser genießt die Früchte der Tätigkeit der ersteren und so erlischt der Trieb zur Tätigkeit, der eine Folge ist der Begierde glücklicher zu werden." „In Polen fehlt der ganze mittlere oder Bürgerstand, der dem Staate die aufgeklärtesten und tätigsten Menschen zu liefern pflegt" schrieb bereits 1781 der Mann, der 26 Jahre später Preußen die Städteordnung gab.

Daß bei solchen wirtschaftlichen wie innerpolitischen Verhältnissen auch der Volkscharakter viel zu wünschen übrig ließ, erschien Stein nur selbstverständlich:

„Das Volk ist träge, genießt sorglos, solange der Vorrat dauert, nährt, wohnt und kleidet sich elend, kennt keine Freude als Ausschweifung und Schwelgerei; im Grunde ist der Adlige nicht anders, nur daß er in unmäßigem Luxus schwelgt."

Aber Stein verkennt auch nicht, wie schwer Polen unter der Zertrümmerung des Landes, unter der fortgesetzt feindseligen Politik — namentlich auch der Zollpolitik — der Teilungsmächte, unter inneren Unruhen und durch fremde Truppen leide.

Später in seiner berühmten aus Nassau datierten Denkschrift, die er 1807 nach seiner brüsken Entlassung verfaßt hat, wiederholt er die 26 Jahre früher über die Zustände der vormals polnischen Landesteile und ihre Bevölkerung gemachten Vorwürfe. Er nennt die Nation in ihrer Gesamtheit leichtsinnig, sinnlich, zu Ränken geneigt. Aber er fügt hinzu:

„Bei all ihren Fehlern besitzt sie einen edlen Stolz, Tätigkeit, Energie, Tapferkeit, Edelmut und Bereit-

Digitized by Google

willigkeit sich für Vaterland und Freiheit aufzuopfern, womit sie viele Fähigkeiten und Fassungskraft vereinigt. Sie wurde verwandelt durch die 2 Jahrhunderte dauernde Einmischung der Fremden in die Geschäfte des Staats, durch Gewalttätigkeit und Bestechung. Das war wohl die Hauptsache ihrer Verderbtheit." Denn nach ihm „war sie im 14., 15., 16. und 17. Jahrhundert unterrichtet, kräftig und reich an ausgezeichneten Männern." — — „Selbst unter den schwachen Regierungen der drei letzten Könige, die den Untergang des Staates vorbereiteten, findet man Männer, die durch hohen Sinn, unerschütterlichen Mut, brennende Vaterlandsliebe die edelsten Charaktere erreichten, deren die Geschichte der Nationen erwähnt."

So viel Stein auch an der polnischen Konstitution vom 3. Mai 1791 auszusetzen hatte, „weil sie den Einfluß des rohen, eingebildeten und käuflichen niederen Adels auf Gesetzgebung, ja selbst auf die Rechtsprechung bestehen ließ und auf die Städte und den Landmann wenig Rücksicht nahm", so erkannte er doch die in ihr enthaltenen Verbesserungen unumwunden als „Fortschritte in der Regierungskunst" an. Und mit scharfen Worten beklagte er die Teilung Polens, die „das traurige Bild einer durch fremde Gewalt unterjochten Nation zeigte, die in der selbständigen Ausbildung ihrer Individualität gestört wurde, der man die Wohltat einer sich selbst gegebenen freien Verfassung entriß und an ihrer Stelle eine ausländische, schreibselige, formenreiche Bureaukratie aufdrang". Doch rühmte er auch, wie in Polen unter preußischer Verwaltung die Sicherheit des Eigentums und der Person und alle wirtschaftlichen Verhältnisse fortgeschritten seien; zugleich verlangte er wie für die deutschen Provinzen Preußen so auch für die polnischen Landesteile politische und geistige Fortschritte, vor Allem auf dem Wege der Bauernbefreiung, der Städteordnung wie überhaupt einer weitgehenden Selbstverwaltung.

Digitized by Google

Aus seinem Gewissen heraus verdammte er die Teilung Polens und forderte wenigstens eine Politik der Versöhnung: „Die nationalen Kräfte und Gesinnungen sollten nicht unterdrückt, sondern gelenkt und gerichtet werden auf gemeinnützige Zwecke."

„Die polnische Nation — schrieb er — ist stolz auf ihre Nationalität; sie trauert, ihre Sprache, ihren Stamm erlöschen zu sehen und feindet den Staat an, der ihr dieses Leid zufügt. Sie würde zufrieden gestellt werden, sie würde diesem Staat anhängen, wenn man ihr eine Verfassung gäbe, bei der ihr Nationalstolz beruhigt und ihr der Besitz ihrer Individualität gesichert wird. Diese nicht zu zerstören, sondern auszubilden wird Jeder für einen Gewinn halten, der nicht mechanische Ordnung, sondern freie Entwickelung und Veredlung der eigentümlichen Natur jedes Völkerstammes für den Zweck der bürgerlichen Gesellschaft hält."

Stein riet, der Zar solle den Titel eines Königs von Litthauen, Friedrich Wilhelm III. den eines Königs von Polen annehmen und in Warschau einen Statthalter aus den polnischen Granden einsetzen. Oesterreich — hoffte er — würde Galizien an Polen abtreten und dafür durch Bessarabien entschädigt werden. Er erstrebte also im Wesentlichen eine Personalunion des eigentlichen Polen einschließlich der überwiegend polnischen Bezirke Posens und Westpreußens mit Preußen — möglichst allerdings mit gemeinsamer Zollgrenze.

Diese Hoffnungen wurden durch die preußisch-russischen Niederlagen zu nichte. Napoleon machte aus „Neupreußen" das Großherzogtum Warschau. Als dieses im österreichisch-russisch-französischen Feldzug 1809 auf Napoleons Seite gefochten hatte, fand Stein in der Denkschrift vom 17. 10. 1811 zwar scharfe Worte gegen die „aus Edelleuten, Juden und Sklaven bestehende Nation",

Digitized by Google

aber er glaubte doch zu gewahren, daß ein großer Teil der Polen des gegenwärtigen Druckes, der Verarmung, der Vergeudung des Bluts für fremden Ehrgeiz überdrüssig sei, und deshalb will er „erneut den Versuch machen, sie für die gute Sache zu gewinnen; man möge ihrer Eitelkeit schmeicheln und ihnen ihre Verfassung belassen, sie aber mit Preußen vereinigen durch ein Band, wie es zwischen Oesterreich und Ungarn besteht."

Die Vernichtung der französischen Armee in Rußland im Winter 1812 zeitigte inzwischen bei der russischen Militärpartei den Wunsch, die russische Herrschaft bis an die Weichsel auszudehnen, also auch Ostpreußen und den östlich der Weichsel liegenden Teil Westpreußens zu annektieren und Polen unter dem Szepter des Zaren wiederherzustellen; auch unter polnischen Magnaten tauchten derartige Bestrebungen auf. Stein verwarf schon im Dezember 1812 die Vereinigung Polens mit Rußland — einmal wegen der Inkongruenz des russischen Despotismus mit einer Konstitution, auf welche die Polen nach allem Vorausgegangenen nicht verzichten könnten. Nicht minder aber im Interesse der abendländischen Völkerfreiheit, die durch eine solche Wendung noch mehr gefährdet würde, als durch Rußlands Ausdehnung bis zur Weichsel. Stein nannte die russischen Aspirationen geradezu „wilde und absurde Pläne."

Im Bündnisentwurf vom 24. Februar 1813 gelang es freilich, den Zar nur dazu zu bestimmen, Preußen vom Herzogtum Warschau so viel zu gewährleisten, als erforderlich sei, um in jeder Beziehung — militärisch und geographisch Altpreußen mit Schlesien zu verbinden.

Erst auf dem Wiener Kongreß 1814 kam die Frage erneut zur Verhandlung. Dort verlangte der Zar das ganze Herzogtum Polen einschließlich Krakau und Thorn. Für Stein, den Ratgeber und Freund des Zaren war

Digitized by Google

das eine ungemein peinliche Lage. Gewiß wollte auch er ein autonomes Polen, aber nicht in Verbindung mit Rußland. Erneut wies er auf die Unhaltbarkeit eines solchen Verhältnisses hin, das die Elemente der Uneinigkeit zwischen dem despotisch regierten Rußland und dem konstitutionellen Polen in sich trage. Ersteres werde in diesem Unterschied einen ständigen Grund zur Eifersucht finden und stets bereit sein, die Union in eine Inkorporation zu verwandeln. Polen aber werde in stetiger Unruhe und Sorge sein wegen Erhaltung seiner Rechte. Das werde um so schlimmer sein, als die Fähigkeit der damaligen Polen eine Konstitution zu handhaben nicht hoch einzuschätzen sei, weil ihnen ein dritter Stand fehle, der in allen zivilisierten Ländern der Depositar der Bildung, der Sitten und der Reichtümer einer Nation sei.

Nach wie vor hielt er die Personalunion mit Preußen — dem ja damals die Konstitution versprochen war — als das allein Erstrebenswerte; schon um das durch Napoleons Siege gestörte europäische Gleichgewicht wiederherzustellen. Die Mächte des Abendlandes — meinte er — sollten sich zusammenfinden in der Bekämpfung jeder Universalmonarchie. Auch der Friede werde gefährdet durch den Vorschlag des Zaren; denn die Konstitution werde in den russischen Polen die Neigung unterhalten, die Unabhängigkeit ihres Vaterlandes herzustellen, in den preußischen und österreichischen Polen die Tendenz sich loszureißen und sich mit den Brüdern jenseits der Grenze zu vereinigen.

Stein hat sich in all dem als ein weitsichtiger Staatsmann, als vorausschauender Prophet erwiesen. Nach 1½ Jahrzehnten trat das ein, was er von der Union des konstitutionellen Polen mit dem despotischen Rußland befürchtet hatte. Und nicht minder wuchs sich das letztere zu einer die Selbständigkeit Europas bedrohenden

Digitized by Google

„Universalmonarchie" aus, der erst durch den Krimkrieg vorübergehend Halt geboten wurde.

Polens Union mit Rußland hielt Stein für so bedenklich, daß er sich sogar Talleyrand gegenüber zu der Forderung verstand, Polen als völlig unabhängiges, mit keinem Nachbarstaat durch Personalunion verbundenes Staatswesen herzustellen. Das erschien ihm der übermäßigen Vergrößerung Rußlands weit vorzuziehen.

Aber er verkannte doch nicht, daß jeder Staat unabhängig von den ethnographischen, natürliche geographische Grenzen bedürfe; aus diesen Erwägungen hat er mit Erfolg die russische Forderung auf Krakau einerseits, auf Thorn andererseits bekämpft, da dadurch namentlich „die preußische Grenze so unregelmäßig und wunderlich einspringende Winkel erhalten würde, daß sie selbst in Friedenszeiten jede Verwaltungsmaßregel hemme."

Stein hat den polnischen Aufstand von 1830 noch erlebt und er beklagte tief das Schicksal des „heldenmütigen und geistvollen Volkes." Scharfen Tadel richtete er gegen die, „die es durch brutale Härte zum Aufstand gereizt hatten." Und mit ins Grab nahm er nach seinen Biographen die Ueberzeugung: „Die Teilung Polens bleibt ein politisches Verbrechen."

Der „ungediente Landsturm"

Von * * *

Ueberall in Deutschland haben sogenannte „Kriegsmusterungen" stattgefunden für die zum Landsturm I. Aufgebots mit Waffen gehörigen ungedienten Mannschaften bis zum vollendeten 39. Lebensjahr. Es sind auf diese Weise ein paar Hunderttausend Männer mehr unter militärische Disziplin gekommen, denn diese „Musterungen" hatten das Ergebnis, daß sich offenbar die große Mehrzahl in den letzten 10—20 Jahren zu tauglichen „Soldaten" der verschiedensten

Digitized by Google

Waffengattungen ausgewachsen haben. Die „Staatskrüppel" von ehedem haben also mit zunehmendem Alter ihre militärische Ehre gerettet und es eröffnet sich für sie die jetzt besonders geschätzte Möglichkeit, auch noch „Soldat" zu werden. Soweit ist das alles selbstverständlich und notwendig und entspricht dem Grundgedanken der „allgemeinen Wehrpflicht." Aber es sei gestattet, zu der Frage der Verwendung des ungedienten Landsturms, besonders der älteren Jahrgänge, einige Bemerkungen zu machen.

Wer diese „Musterungen" mitgemacht hat, der kann aus dem Vergleich mit den seinerzeitigen Rekrutenmusterungen schließen, daß die Absichten, die man mit diesem Landsturm hat, kaum eigentlich militärische sein können. Man hat also offenbar diesen Leuten Arbeiten zugedacht, die mehr aus Zweckmäßigkeitsgründen auch der militärischen Disziplin unterstellt sind, die aber mit den eigentlichen soldatischen Dingen nur in losem Zusammenhang stehen. Diese Auffassung hat sich — eben durch diesen raschen Betrieb der Ausmusterung — auch bei den Landsturmleuten selbst festgesetzt und darum hatten auch nur verhältnismäßig wenige „etwas anzugeben." Man wollte weder als Drückeberger erscheinen und man traute sich meist körperlich auch das zu, was hier notwendig sei. Das hatte sich ja allmählich im Volksurteil herausgebildet, daß bei der heutigen Kriegstechnik der Landsturm und zumal der nicht gediente, eine sehr harmlose Rolle zu spielen habe und wenn wir Landstürmer jetzt auch etwas zu Ehren kamen vor den Augen der Militärärzte, so wissen wir doch, daß das an der Sache selbst nicht sehr viel geändert hat. Aber eben darum fragt man sich auch, ist hier ein schematischer Betrieb noch berechtigt?

Was die allgemeine Wehrpflicht anlangt, so ergibt sich, daß die Frage der wirklichen Kriegstauglichkeit durch diese Ausmusterungen keineswegs beantwortet ist. Es wäre töricht, wollte man sich selbst so betrügen. Also kann es sich nur um eine militärisch umschriebene Pflicht handeln, sich dem Vaterland zur Verfügung zu stellen zu Zwecken aller Art, die man nun eben in militärische Ordnung gebracht hat. Auch das hat seinen Sinn und seine Berechtigung, man würde dem Verfasser und den Vielen, die mit ihm übereinstimmen, bitter unrecht tun, wenn man ihm Opferbereitschaft in dieser Richtung in Zweifel ziehen wollte. Die Frage ist nur die: ist angesichts dieser Tatsache das Massenverfahren das richtige, ist dieser Dienst, um den es sich doch da nur handeln kann, unter den gegebenen Umständen der dem Staat nützlichste.

Selbstverständlich soll und muß die Militärverwaltung jederzeit die Kräfte zu ihrer Verfügung haben, die sie braucht, aber warten denn nicht so und so viele, selbst bis zu vorgerückten Jahren, die ohne Arbeit und

Digitized by Google

Verdienst sind, mit Schmerzen darauf, daß ihr Dasein wenigstens wieder einen Zweck bekomme, daß sie zum Heer eingerufen werden. Ihnen und ihren Familien ist damit vielfach ein wirklicher Gefallen getan und es ist volkswirtschaftlich rationeller, sie für die Erhaltung ihrer Existenz zu einem solchen Dienst heranzuziehen. Daneben aber stehen auch sehr viele, die ihre Stellung, ihren Wirkungskreis, ihre verantwortungsvolle und volkswirtschaftlich wichtige Aufgabe haben. Sie bedeuten in diesem Stadium des Kriegs für die wirtschaftliche Mobilmachung, für die tunlichste Erhaltung des bürgerlichen Lebens in der Heimat, für die Auffrischung der geistigen und seelischen Straffheit der zu Hause gebliebenen viel mehr, als bei den Arbeiten, die ihnen nun als sogenannten „Soldaten" übertragen werden sollen. Auch vom Kriegsstandpunkt aus sind sie in dieser ersteren Arbeit mehr wert. Dabei darf selbst auch der Gesichtspunkt beachtet werden, daß man nicht ohne Not Existenzen, die auch während des Krieges sich und andere wirtschaftlich tragen können, aus ihren Stellungen heraus nimmt, weil sie nun zufällig zu diesem oder jenem Jahrgang gehören, andere dagegen durch Unterstützung erhalten muß, die ohne Arbeit sind, aber altershalber noch nicht verwendet werden. Ich höre schon den Einwand, daß man hier also eine willkürliche Heranziehung der Arbeiter gegenüber anderen Kreisen vorbereiten wolle, bemerke aber, daß davon gar keine Rede sein kann. Nicht für oder gegen einen Stand, sondern über die Frage der von wirtschaftlichen und staatlichen Interesse aus zweckmäßigsten Verwendung der Kräfte soll nachgedacht werden.

Wenn ich an die Musterung denke, bei der ich mitmachte, dann drängt sich außerdem auch der Gedanke noch auf, wie viele Leute da aus guten, verantwortlichen Privatanstellungen oder selbständigen Stellungen heraus müssen. Gewiß — das mußten seither schon Hunderttausende anderer auch, aber da stand die Möglichkeit einer anderen militärisch wertvollen Leistung gegenüber. Kann man es rechtfertigen, daß solchen Angestellten ihre Gehalte bezahlt werden von ihren Firmen, trotzdem sie die Ueberzeugung haben, was diese dagegen auch für den Staat leisten können, steht in gar keinem Verhältnis zu dem wirtschaftlichen Aufwand, den man billigerweise für sie machen muß. Und aus der Mitarbeit in allerlei sozialen Hilfsausschüssen weiß ich, daß Unterstützungen aller Art sofort fallen müssen, wenn dieser oder jener aus seinem Betrieb herausgerissen wird, um „Soldat" zu werden als Landstürmer. Darum sage ich, daß in dem Maße, als die militärärztliche Prüfung ungenügend war, entsprechend der untergeordneten militärischen Bedeutung dieser Landsturmpioniere, oder was sie sonst alles wurden, die volkswirtschaftliche Prüfung daneben treten soll, um möglichst rationell die Kräfte dort zu verwenden, wo sie

Digitized by Google

nicht nur sich selbst tragen, sondern darüber hinaus auch der Allgemeinheit etwas nützen können.

Noch weiß ja Niemand, wann der ungediente Landsturm auch wirklich eingezogen wird, aber vorbereitend sei jetzt die Anregung gegeben, dabei nicht zu formalistisch zu verfahren und einfach jahrgangweise aufzurufen, sondern einer gewissen Anpassung von Anfang an Raum geben, indem man einerseits die Freiwilligen aufruft aus allen Jahrgängen des 1. Aufgebots, und zweitens für die Gesuche um Befreiung bestimmte nicht engherzig gefaßte Grundsätze bekannt gibt, die den in Betracht kommenden Kreisen als Unterlage dienen können. Eben weil es sich nicht um eine Uebervorteilung der Behörde oder einzelner Kreise handeln soll und handeln kann, darf alles auch freimütig gesagt werden und soll die Frage jetzt zur Diskussion gestellt werden. Man darf es vielen glauben, es kostet sie die größere Ueberwindung bei der gewohnten Alltagsarbeit zu bleiben. Aber wo man im Großen weder nach Menschen- noch nach Wirtschaftswerten hat fragen dürfen und fragen wollen, solange das Gebot der Notwendigkeit dahinter stand, da darf man doch jetzt auch Verstand und Ueberlegung zu Hilfe nehmen, um da, wo andere Namen zweckmäßiger sind, beizeiten sich an sie zu halten.

In Tschangscha

Von Norbert Jacques

(Schluß.)

Am nächsten Tag sahen wir Schlehmil nicht. Aber er war bei der goldblonden Frau gewesen. Er muß sich mit ihr erzürnt haben. Sie ging leicht über seinen Besuch hinweg, während sie sonst all die kleinen Ereignisse in der stillen Eintönigkeit ihres Strohwitwertums für sich zu wichtigen Dingen ausbaute. Daraus war zu schließen, daß der Besuch dem armen Schlehmil eine böse Enttäuschung eingetragen habe. Er ließ sich nicht blicken.

Am übernächsten Tag ging ich in sein Hotel. Als ich dort ankam, setzten drei Kulis gerade Schlehmils Stuhl ab. Emil Schlehmil entstieg ihm und wollte hastig ins Haus. Ich rief ihn an. Er war in einem merkwürdigen Staat. Er hatte einen zerbeulten Zylinderhut auf, der ihm zu klein war. Er trug die manchmal geflickte,

Digitized by Google

durch die Gamaschen, die er gewöhnlich umschnallte, ganz zerknüllte dunkelblaue Hose seines Alltagsanzugs, sie wurde von einem gelben Lederriemen gehalten, den man unter der Weste sah und an dem ein dicker Revolver hing. Ein Gehrock, der zu kurz und überall zu eng und schon einige Jahrzehnte alt schien, vervollständigte die Kostümierung.

Ich stand mit offenem Mund vor ihm. Er zog mich rasch hinein. Dort lachten wir uns zuerst aus. Ich sagte ihm, so komisch passend habe ich mir keine Kleidung an ihm vorstellen können. Er antwortete, der Gehrock sei zwar zwanzig Jahr alt, aber kein Spaß. Auf die Art der Nebenumstände komme es nicht an. Verlangt werde für Besuche bei hohen Beamten eben nur der Gehrock und der Gehrock des Tutu sei auch nicht viel schöner gewesen. Der sei zu lang und seiner zu kurz. Dann bat er mich ängstlich, ich möchte den andern Europäern ja nur nichts davon sagen, daß ich ihn so gesehen. Sonst wüßten sie, daß er einen Besuch beim Gouverneur gemacht habe und könnten ihm ein wichtiges Waffengeschäft verderben.

Es war in den letzten Tagen vielfach bei den Europäern die Rede gewesen, daß es Emil Schlehmil trotz der mystischen Betriebsart, mit der er seine Geschäfte machte, sehr dreckig ergehe und daß er wohl hungere. Sie erzählten, er habe nur mehr ein Hemd und sein Kuli wasche das jede Nacht aus. Ich sagte ihm das. Da lachte er und zeigte mir eine Kiste, die mit Rollen von den großen Silberdollarstücken gefüllt war. Die sei gestern gekommen. „So!" lachte er lauernd dazu, sie sprechen immer über meine Geschäfte. Die Nuß können sie nicht knacken. Was sagen sie? „Er schien mir nervös und trotz der Geldkiste war ich mir selber nicht sicher, ob er nicht doch vor dem Hungern stand." Ich sagte ihm: „Ich bin eigens von Europa nach Tschangscha gekommen, um Ihre drei jungen Kaufleute hier auszufragen, was sie über Ihre Geschäfte denken. Die kleine goldblonde Frau läßt sie grüßen."

Da schaute er mich an. Aber er sagte gleich kühl: „Es ist nicht wahr." — „Nein, es ist auch nicht wahr. Ich wollte nur wissen,

Digitized by Google

ob Sie sich mit ihr gezankt haben." — „Weshalb interessiert Sie das?" fragte er. „Weil ich diese Frau sehr lieb und gescheit finde und es sich lohnt, daß man um sie wirbt." — „Sie hat ihren Mann", sagte er. — „Es gibt ja auch noch etwas anderes an einer schönen feinen Frau, als das, was ihres Mannes Recht und Besitz ist." Er tat so, als zweifelte er. „Glauben Sie?" fragte er. Ich antwortete: „Hielten es sonst so viele klugen und begehrten Frauen bei ihren Trotteln von Ehemännern aus?" Er schaute auf, wollte etwas sagen, aber er machte nur: maski! Er rief: Lei! lei! hinaus. Sein Kuli kam. Emil Schlehmil bestellte Essen. Er lebte fast nur von Konserven. Viel mehr konnte der Kuli auf dem Petrolofen und in den leeren Konservendosen nicht kochen. Wir aßen auf weißem Papier. Nachher rauchten wir dürre schlechte Manilazigarren, sprachen über das Geheimnis Ko Jin Jang und hätten vielleicht ganz gern über etwas anderes gesprochen. Aber schließlich war das Jin Jang auch etwas, das uns nahe stand, denn es begriff alle unsere Sorgen und Erhebungen und alle schönen Frauen in sich.

Als ich tags darauf allein und zu Fuß in die Stadt gehen wollte, traf ich unterwegs einen Europäer, den ich kannte und wir gingen ein Stück durch die stinkende Gasse zusammen. Es war wärmer geworden und die Gerüche flogen reicher auf. Da kam uns ein Rudel von Menschen entgegen. Sie hielten uns an und schoben einen Mann auf uns zu, der aus einer Wunde am Kopf blutete und ein Schild auf der Brust trug. Darauf stand auf Chinesisch, mein Begleiter übersetzte es: So wurde ich von einem Europäer zugerichtet. Der Auftritt schien ein wenig bedrohlich und wir gingen weiter, ohne uns um den Zug zu kümmern. Wir trafen einen chinesischen Schreiber aus einem deutschen Geschäft. Von dem hörten wir, man erzähle sich, daß Emil Schlehmil einen Kuli mit einer Flasche auf den Kopf geschlagen habe und daß die Verwandten des Kuli nun mit diesem herumzögen, um gegen die Europäer aufzureizen. Das täten sie aber nur, um Geld zu erschinden. Emil Schlehmil sollte in das Gebäude einer europäischen Firma geflüchtet sein und dort von Chinesen belagert werden.

Digitized by Google

Ich ging ins Hotel Tschin Dei. Die Tür zum Flur Schlehmils war geschlossen und öffnete sich nicht, als ich klopfte. Dem Wirt konnt ich mich nicht verständlich machen. Vor dem Gebäude der europäischen Firma stand ein Haufen Chinesen. Aber dort war eine Wand, an der die Veröffentlichungen der Regierung angeschlagen wurden. Die waren stets endlos lang und die Chinesen entzifferten sie durch halbe Stunden. Im Haus waren nur chinesische Angestellte, von denen niemand etwas von Schlehmil wußte.

Wir blieben uns im Unklaren sowohl über seine Tat wie über seinen Verbleib. Aber am nächsten Tag kam mit der chinesischen Post ein Brief. In ihm sagte Emil Schlehmil uns adieu. Er habe plötzlich in dringenden Geschäften abreisen müssen und käme nicht nach Tschangscha zurück. Im Lauf des Tags hörten wir noch, daß der verwundete Kuli in Schlehmils Räume habe eindringen wollen und daß Schlehmils Diener sich seiner nicht anders habe erwehren können, als mit einem Knüttel. Der Kuli wurde angezeigt und bestraft. Emil Schlehmil hatte sich von niemandem verabschiedet und kein Mensch wußte, wie und wohin er abgereist sei. Doch das lag ja im Stil der europäischen Kaufleute und war auch die Fortsetzung von Schlehmils geheimnisvoller Art Geschäfte zu machen. Niemand zerbrach sich den Kopf darüber. Ein jeder fand es in der Ordnung, daß der Narr verschwand, wie er gelebt hatte.

Auch unsere Zeit kam. Der Fluß hatte wenig Wasser. Dampfer und Motorboote konnten nicht mehr fahren. Der Verkehr war stark zurückgegangen und wir fanden nicht gleich ein Fahrzeug, das uns zum Jagtse hinabbringen konnte. Aber eines abends kam ein Chinese und gab uns eine große rote Visitenkarte. Der Name eines hohen chinesischen Staatsbeamten stand darauf. Anfangs fanden wir nicht heraus, was das zu bedeuten hatte. Am nächsten Tag erfuhren wir, daß uns für die Reise eines der schönen Regierungsboote zur Verfügung stand.

Und eines morgens glitt das Boot an der ganzen Stadt entlang den Fluß hinab. Wir standen vorn zwischen den drei Ruderern. Wir kannten die einzelnen Aufbauten der Tore und die Dächer

Digitized by Google

der Tempel in der Stadt wieder. Wir waren so oft an ihnen vorbei gegangen auf unseren Entdeckungsreisen in die Stadt. Aber wieviel hatten wir von dem Spalt der Maske gelupft, die sie deckte. Die Stadt war fremd, wie vorher, noch fremder, da wir sie nun gesucht hatten.

Aber hatten wir von Emil Schlehmil dem Europäer und Deutschen mehr erblickt als manchmal ein hastiges Blitzen seines Herzens und war er nicht — unerkannt — vor uns diesen Fluß hinab oder hinauf ins unermeßliche gelbe Land davon gefahren, der Liebe nahe gekommen wie die Stadt und fremd geblieben wie sie? Alles ist fremd und keusch von Mensch zu Mensch, alles eingekleidet, wie eine chinesische Frau.

Lüge als Kampfmittel

Eine Glosse zum jetzigen Weltkrieg

Von Freiherrn v. Stetten

Was die technischen und organisatorischen Vorbereitungen für den Krieg betrifft, den Apparat der Mobilmachung mit seinen zahlreichen Nebentätigkeiten, die plötzlich von einer motorischen Kraft und in einem Sinn angetrieben werden müssen und so ziemlich das ganze Arbeitsgebiet eines Volkes umfassen, war Deutschland unbestritten seinen gesamten Gegnern über. Dadurch war es möglich, rechtzeitig aus der Rolle des Angegriffenen, des Verteidigers der Friedensidee, in jene des Angreifers überzugehen. Und schon Erfolge zu erzielen, zu einem Zeitpunkt, in dem die Feinde die Reibungen des Ueberganges in den Kriegszustand, noch nicht überwunden hatten. Die deutsche Gründlichkeit und Systematik, welche diesen Vorbereitungen innewohnten, schloß von vornherein Enttäuschungen aus, welche beide Hauptgegner gleich zu Beginn der Feindseligkeiten durch Selbstbluff erleben mußten. Frankreich, indem es orbi et urbi stets verkündet hatte, daß seine schon im Frieden schlagbereiten Grenzschutzkorps in Verbindung mit nicht zu überrumpelnden Sperrbefestigungen jedem feindlichen Einfall gewachsen seien, Rußland, indem es von der weit überschätzten Fähigkeit seiner Reiterei, die Ueberflutung des feindlichen Grenzgebiets erwartete. Beide Mittel versagten, weil sie tatsächlich nicht gründlich und in's Einzelne vorbereitet waren.

Digitized by Google

Dagegen blieb uns Deutschen eine bittere Erfahrung nicht erspart. In unserer Ehrlichkeit und Zuversicht, daß es einen zwar fürchterlichen aber honetten Krieg geben werde, mit soldatischen, erlaubten Waffen und Mitteln, hat die deutsche Diplomatie es verabsäumt, schon in Friedenszeiten sich im neutralen Ausland, Stellen und Möglichkeiten zu sichern, dem Weltpublikum die Wahrheit über die Ereignisse und den Verlauf der Kriegführung, zu vermitteln. Dagegen haben die Gegner überreichlich und weitvorsehend dafür gesorgt, daß nur ihre Nachrichten der Außenwelt zukommen, daß der populärste Teil der Presse in neutralen Ländern, ihnen verpflichtet sei und daß das Mittel der Kriegslüge, einseitig und ohne Möglichkeit der Abwehr, von ihnen gebraucht werden könne. So waren Deutschland, trotz seiner herrlichen Anfangserfolge und das verbündete Oesterreich-Ungarn nicht minder, in dem ersten Abschnitt des Weltkrieges, vollständig eingekreist und abgeschnitten vom Mitteilungsapparat, der gänzlichen Verdrehung und Verleugnung der Wahrheit ausgesetzt und unleugbar in der Politik der Gefahr preisgegeben, durch diese Lügentaktik der Gegner, durchaus nicht wertlose Sympathien, Stimmungen in nicht beteiligten Völkern und Ländern einzubüßen.

Es ist klar, daß die systematische Verbreitung von Lügenmeldungen, die ebensowohl Siege in Niederlagen verwandeln, als auch tendenziöse, aufreizende Nachrichten über schlechte Behandlung fremder Staatsangehöriger und über innere Zustände verbreiten konnte, wie es ja auch tatsächlich bis in's Groteske hinein geschah, sich nicht auf die eigenen Telegraphenagenturen und Blätter des kriegführenden Landes beschränken konnte, denn einem französischen Sieg im „Matin", einer Depesche über Revolution in Berlin oder dergleichen unter der Marke „Havas", hätte ein amerikanisches, italienisches, rumänisches Publikum kaum viel Vertrauen entgegengebracht. Und nun gar einer Meldung der russischen Telegraphenagentur oder des serbischen Pressebureaus, die schon in Friedenszeiten keinen Kurs notieren. Die Vorbereitung für den Gebrauch der Lügenwaffe versicherte sich solcher Korrespondenz- und Telegrapheninstitute und gewisser größerer Tagesblätter in allen Ländern. Ueber das Wie dieser Verpflichtung braucht es wohl keiner besonderen Erklärung.

Richtig ist es ja, daß die Wahrheit sich auf Dauer nicht in Lüge, Weiß nicht in Schwarz umwandeln läßt, doch liegt schon in der zeitlichen Beherrschung der öffentlichen Meinung eines neutralen Landes, ein Vorteil, der in der politischen Rechnung ausschlaggebend zum Ausdruck kommen kann.

Wenn die kriegerischen Verhältnisse zur See uns z. B. von Amerika und andern Weltteilen abschneiden konnten, war doch nicht abzusehen, warum wir

Digitized by Google

die uns günstige Wahrheit nicht nach Italien, in die Schweiz, Türkei und dem übrigen Balkan sofort hätten bringen können, wenn eben diese deutsche Vorbereitung, vielleicht die einzige unter den vielen, musterhaft getroffenen — nicht gemangelt hätte.

Die Wunde ist noch zu frisch, den uns dieser Fehler im anfänglichen Urteil der Außenwelt eingetragen hat, um auf alle Einzelheiten einzugehen. Derzeit dringt ja auch die Wahrheit durch alle Fugen und Spalten unaufhaltsam durch.

Unerwähnt aber möchte ich doch nicht lassen, wie schwer es die Wahrheit z. B. bei einem der meistgelesenen Tagesblätter Oberitaliens hatte, welches anfänglich alle Schauermärchen und Lügen, die Frankreich, England, Belgien und selbst Serbien, über die Deutschen und Oesterreicher verbreiten wollten, in einer Fassung brachte, die das heißblütige Temperament der Italiener geradezu aufwallen ließ, jede Berichtigung und Gegenmeldung einfach ablehnte und selbst dann, als sich die französisch-belgisch-englischen Siege nicht mehr aufrechthalten ließen, in der gleichen Nummer auf der gleichen Seite, oben den französischen Erfolg in Sperrdruck und ganz unten in kleinen Lettern die Meldung vom Gegenteil (als Wiener oder Berliner Depesche) brachte.

Diese gefährliche Phase ist hinter uns. Aber jeder Politiker konnte die Schwierigkeit ermessen, welcher die italienische Regierung gegenüber der nationalen Erregung der siegreichen Lateiner, Stand zu halten hatte.

Und in den Vereinigten Staaten von Amerika wurde das Lügenmittel unserer Gegner, in einer Mischung von Siegesnachrichten und Barbareiakten gegen Amerikaner angewendet und erzeugte auch dort eine böse Stimmung, die erst jetzt gewichen ist.

Ebenso vergifteten die französischen, russischen und englischen Vertretungen die öffentliche Meinung am Balkan, so durch dreist erfundene Maueranschläge in den Landessprachen, worin von Siegen und dem gänzlichen Zusammenbruch der deutschen und österreichischen Macht die Rede war.

Gegen die Lüge in dieser Anwendung, der würdig die alle Wahrheit auf den Kopf stellende Verhetzung der Bevölkerung zum Verzweiflungskampf gegen Barbaren, wie in Belgien, zur Seite steht und die in eine Reihe mit Dum-Dum-Geschossen und dergleichen zu stellen ist, hatten wir ehrliche Deutsche keine Vorbereitung getroffen.

Das war ein Fehler, der nach diesen Erfahrungen in Zukunft vermieden werden sollte ...

Digitized by Google

Die Immobilisierung der Geister

Von Hermann Friedemann

ie Beschäftigung der Nichtbewaffneten im Krieg ist die Schuldfrage. Wer ist der Anstifter? — Aber die Schuld ist so schwer, daß fünfhundert Millionen Starke gerade genügen, sie zu tragen.

Dennoch hören wir nicht auf, uns mit der Problematik des Krieges herumzuquälen. Es muß wohl so sein. Nur: gar zu einfach sollten wirs uns nicht machen; der Krieg darf uns keine geistige Erholung sein. Die Frage nach dem oder den Schuldigen ist aber, bekanntlich, die wenigst anstrengende Art, sich mit schwierigen Dingen zu befassen. Der allgemeine Entschluß, bei dieser Denkform zu bleiben, scheint seit Kriegsausbruch das einzig Internationale.

Höchstens darüber ist man uneinig, ob der Feind in seinen Staatslenkern oder als Volk zu verdammen ist. Heißen die Schuldigen Grey, Poincaré und Nikolai, oder heißen sie Tom, Jacques und Iwan? Wollten in den feindlichen Nationen Einzelne oder alle den Krieg? Die erste Auffassung ist einfältig; die zweite bösartig.

Es geht freilich nicht an, ein paar Monarchen oder Minister zu Lenkern eines Weltschicksals emporzudichten; ihre Personen sind auch ein zu schmales Ziel für den Haß ganzer Völker. Das merken selbst die mittleren Geister. Ihr Fehlschluß lautet: also gilt die Entschuldigung mit der schlimmen Minderheit nicht; also ist jeder Engländer, oder jeder Deutsche, oder jeder Franzose persönlich haftbar.

Der Fehlschluß entsteht aus der falschen Vorstellung, als seien die Völker in Parteien getrennt, von denen die eine den Krieg, die andere den Frieden will; und man streitet nur darüber, welche von beiden Parteien die Mehrheit hat. Aber solche Willensgruppen gibt es gar nicht. Die Wahrheit ist: daß jeder Einzelne für sich eine Zusammensetzung dieser Parteien ist, nebst ihren Abstufungen. Kein lebender Mensch ist ganz und gar Staatsbürger: er ist es nur mit einem Ausschnitt, meist einem schmalen, seines Willenskreises. Von dem staatsbürgerlichen Seelenfaktor ist aber ein Teil wieder kriegerisch, ein anderer friedlich, einer demokratisch, ein anderer autoritär... Das alles fließend, und wechselnd in der Zeit. Im selben Menschen bedauert der Staatsbürger den Geburtenrückgang; während, gleichzeitig, der Privatmann ihn fördert. Nur die kindliche Psychologie, die den Menschen für ein Einheitliches hält, kann fragen, wie es denn möglich sei, daß die „ungeheure Mehrheit" eines Volkes

Digitized by Google

den Frieden zu wollen schien, während doch, wie sich nachträglich zeigt, die Mehrheit den Krieg gewollt hat? Beruhigt euch: die Kriegerischen und die Friedlichen waren die gleichen Personen.

* * *

Zweierlei hört man fordern: den ritterlichen und den sittlichen Krieg. Ob gleich einer den andern ausschließt. Der ritterliche Krieg, einst und noch immer ein stolz verkündetes Ideal, scheint uns nachgerade schauderhaft unmoralisch. Welche Rechtfertigung gibt es für einen Kampf, der ritterlich, das heißt: ohne den vollen Einsatz, als Soldaten- und Feldherrnkrieg geführt wird? „Wir kämpfen gegen das feindliche Heer, nicht gegen die friedliche Bevölkerung!" Dieser Kernsatz aller Proklamationen hat höchstens den Sinn einer Abrede: wehrt ihr euch nicht, so tun wir euch nichts. Was darüber hinausgeht, ist Phrase. Gewiß geht der Kampf auch gegen die Zivilisten: denn er geht wider das ganze Volk. In der Tat wird er nicht nur mit Pulver und Stahl, sondern mit Handelssperre, Ausweisungen, Zahlungsverboten, Blockaden und Entlassungen geführt. Die fortschreitende Humanisierung trifft auf die ebenfalls fortschreitende Zweckmäßigkeit: und wo die beiden zusammenstoßen, bleibt immer die Zweckmäßigkeit siegreich. Es ist wie mit der Strafjustiz: die Auflösung des alten Schuldbegriffes muß, anstatt dem Verbrecher milde zu sein, ihn vielmals härter treffen. Die Sühne hat ihr Maß; die Zweckmäßigkeit hat keines. „Schonung und menschliche Rücksicht", sagt Admiral Fisher, „wäre unverzeihliche Dummheit" ...

* * *

Die traurigsten Gestalten des Krieges sind die Intellektuellen. An ihnen wäre es gewesen, Widerstand zu leisten; während des Krieges die Güter des Friedens zu retten: oder zu schweigen. Statt dessen laufen sie hinter den Soldaten her, fuchtelnd, und unterscheiden sich von der Masse nur durch ihr lauteres Schreien. Leute, denen eine Welt zusammenstürzen mußte, überstanden die Wandlung in vierundzwanzig Stunden. Sie dachten an keinen Widerstand. Umlernenkönnen ist etwas sehr rühmliches; aber: so schnell? Während der Soldat dem Feinde gerecht war, entäußerten sich Gelehrte mit unanständiger Eile der Ehrenzeichen, die ihnen nicht etwa von Staatsvertretungen des Feindeslandes verliehen waren. Verantwortliche laufen mit fabrikentstandenen geistigen „Nationalabzeichen" umher. Die Listen und Verknüpfheiten europäischer Diplomatie werden in ihren Spiegeln zur Backfisch- und Lyrikerpolitik. Sie sind es, die mit Wollust dem Schlagwort von der „Mobilisierung der Geister" folgten — indem sie die Geister immobilisierten. Wer das Leid des Krieges erfahren oder empfunden, in aller Unmeßbarkeit empfunden hat: der mag, wenn er kann, sein Dennoch! sprechen. Die Geistigen begnügten sich, den Krieg, vom Tag der Mobilmachung an, bildschön zu finden...

Digitized by Google

Gebet

Von Margarete Siebert

Wir knieen hier in Demut nieder
und heben unsre Hände: gib uns Sieg!
Wir zagen nicht. Doch unsre Herzen wissen:
so schwer ist dieser Krieg.

Von unsern Brüdern ziehen alle,
und ziehn so froh. Wir danken dir's so sehr.
Wen gibst du wieder? Du hast's schon beschlossen,
und um ihr Opfer segne unser Heer.

Aus unsrer Inbrunst sollst du türmen
aus ihrem Heldentum die Wand.
Wir lassen unsre Herzen lächelnd brechen,
doch unsern Kindern rette Vaterland.

*

Du gabst uns Sieg. Der du uns wähltest,
wir zittern dir.
Der du nicht unsern Unwert zähltest,
ziemt Danken hier?

Mit Seligkeit das Herz noch ringend,
faßt's solchen Traum?
Von Siegesengeln, unsre Botschaft singend
dem ewgen Raum.

Digitized by Google

Der Künstler und der Krieg

Der Krieg hat einige und nicht nur einige Künstler glatt umgeworfen. Ueber Nacht wurden sie andere; Meinung und Lebensgefühl ward gewechselt wie alte und neue Handschuhe.

Künstler dieses Verhaltens sind für das Zeit-Echo (München, Graphik-Verlag)*) belanglos. Sie sind als Fall zu einfach, als Beispiel zu unergiebig. Mag die Nation immerhin gerührt, „ihre" Künstler ans Herz pressen, wenn der und jener große Name sein Einverständnis, seine Ergriffenheit, seine politischen Vorschläge in den Tagesblättern zum besten gibt: wir überlassen sie, diesen Leserkreis und diese Dichtergilde, ruhig ihrem beiderseitigen Wohlgefallen.

Die Absicht des Zeit-Echos geht auf Fragwürdigeres. Nicht als ob die „Stimmen aus dem Lager der Gegner" gesammelt werden sollen. Auch dieses bietet, scheint mir, kaum ein genügendes Interesse. Wie es denn überhaupt langweilt, dieses ewige Meinung-Abgeben, das Schreiben von Essays für und wider, die ganze Stellungnahme des Beschwätzens, des Beweisens, des Bewertens.

Aber der Zustand *vor* der gedanklichen Systemwerdung ... Aber die Unruhe der Verstandes *feindlichen* Strömungen im Ich ... Aber die Nachtgewitter des sich nicht Entschließenkönnens, heimlicher Widerstreit und die stets erneute Qual des Ringens im Garten Gethsemane ... Hier, Künstler, verstatte uns in dich Einblicke. Hier, an der Wurzel des Dämonischen, zeige uns wie stark, wie alogisch, wie unheutig eben der Dämon in dir noch lebt.

Am wenigsten darf einen Künstler der *Krieg* zur fertigen und hingenommenen Ansichtssache werden. Auf ihn stellt man sich nicht ein, löst ihn nicht durch Zugeständnisse, findet sich nicht durch Feuilletonschreiberei gewandt mit ihm ab. Der Krieg, als die metaphysische Krisis ohnegleichen, kann nur so, das heißt als Krisis, als immer erneute Erregung zur Frage, als Herzensangst, Gewissensschwankung, schwere Erschütterung des ganzen Ich vom Künstler, sofern er diesen Namen verdient, erlebt und weitergesagt werden.

Daß er eine Stätte habe, unumwunden er selbst zu sein und sein Persönlichstes zu wagen, wurde für den Künstler diese kleine Zeitschrift gegründet, die den kennzeichnenden Untertitel erhielt: „Ein Kriegstagebuch der Künstler." Ob jeder der beitragenden Schriftsteller, Dichter, Musiker, Maler seine Aufgabe und die hier gebotene Gelegenheit sich auszusprechen so ernst nahm als sie genommen werden muß, ist zu entscheiden weniger meine Aufgabe als die eines nachdenklichen und hoffentlich viel fordernden Publikums.

M. F. Huebner

---

*) Erschienen ist bisher No. 1—3. Mitarbeiter sind u. a. R. M. Rilke, Th. Mann, A. Mombert, W. Worringer; die Maler Unold, Scharf, Schinnerer, Beh, Stein, Nowak.

Verantwortlich für die Leitung: Dr. *Theodor Heuß* in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27
Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.
Druck der *Schell*'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn
Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Das Parlament und der Krieg

Von Theodor Heuß

Am 2. Dezember hat der Deutsche Reichstag die zweite Fünfmilliarden-Vorlage bewilligt. Die Kriegskredite sind damit verfassungsmäßig gesichert; sachlich waren sie nie in Frage gestellt.

Mit dem Augenblick des Kriegsausbruches hat sich die Bedeutung des Parlaments von Grund aus geändert. Dabei ist nichts geschehen, das seine Zusammensetzung oder Arbeitstechnik berührte. Aber die Entscheidungen von politischem Gewicht hat es selber, notwendig, weniger schwerfälligen Körperschaften übergeben müssen und die Bewilligung der Kredite, zu der man es beruft, ist trotz der Riesensummen nur ein Vollzugs-, kein Beschlußakt.

Die Volksvertretung verwandelt sich aus einer politischen in eine moralische Institution. Sie erhebt keine Rechtsansprüche, sie begnügt sich, das Werkzeug einer Wirkung zu sein. Und wächst damit zu einem neuen Beruf. Auch wer die Macht des Parlaments steigern will, muß offen aussprechen, daß sie geschichtsbildend in diesem Augenblick geringer ist als die meisten Kräfte unseres öffentlichen, wirtschaftlichen, vorab militärischen Daseins. Aber die Bedeutung des Reichstags wächst, und zwar unschätzbar, da er nichts anderes sein will und kann als das Mittel- und Bindeglied zwischen der Volksgesamtheit und den verantwortlichen Trägern der Staatspolitik. Denn so erscheint gerade er, und nicht diese zahllosen zusammengewehten Protestkomitees und die Adressentafeln der Hochschulprofessoren — als der Sprecher des Volkes zum Volk, zum Ausland, zur Regierung. Er ist, gerade in seiner Zurückhaltung, in seinem selbstverständlichen Verzicht auf starke Gesten, die Quelle der moralischen Kraft. Und

Digitized by Google

deshalb stand die Volksvertretung selber nie so groß vor der Geschichte.

Unsere starken Erwartungen gehen zu der Zeit, die dem Sieg folgen wird. Was kann, was wird von dem bewahrt und fruchtbar bleiben, das jetzt um uns und in uns lebendig ist, vorab jene vertrauensvolle Achtung, die den nächsten als Volksgenossen erkennt und anspricht. Wir werden des Parteiwesens nicht entraten können, im Gegenteil, den Parteien wachsen nach dem Krieg besonders große und schwere Aufgaben zu, und man ist dem Kanzler dafür dankbar, daß er diese Notwendigkeit offen ausspricht, daß er nicht ein entpolitisiertes Durchschnittsdeutschtum als die Losung der Zukunft auszugeben versucht.

Wir hoffen jetzt auf immer die törichte Lehre abgeschafft zu sehen, daß die eine oder andere Partei für sich ein höheres Maß von staatspolitischem Willen beansprucht — durch die Tat haben sie bekräftigt, daß die verschiedenen Wege alle zum selben Ziel münden. Und wir dürfen sagen, daß dieses zum Vaterland gewandte Wesen der Partei bei uns eine tiefere erzieherische Bedeutung hat als dort, wo die Parteien unmittelbarer zur Staatsleitung berufen sind, wo die Gegensätze weniger stark in theoretischen Ueberzeugungen verwurzelt sind als in dem Personenkampf um die Macht, wo die ganze Durchbildung des Volkes in politischen Vereinen und durch eine parteipolitische Presse fehlt, die Deutschland auszeichnet. Etwas ähnliches an Gründlichkeit, an genauer Feststellung aller Trennungslinien gibt es sonst nirgendwo in der Welt wie bei uns. Und doch findet die Stunde der nationalen Gefahr uns einheitlicher als jene Völker, bei denen der Betrieb der Parteikämpfe, trotz aller gelegentlichen Leidenschaftlichkeit, weit oberflächlicher ist als bei uns.

Kein Parlament hat, ohne daß es der Zugeständnisse in der Zusammensetzung des Ministeriums bedurft hätte, vertrauensvoller, würdiger und zugleich politischer mit seiner Regierung gesprochen wie der Deutsche Reichstag. Der Verzicht ist hier der

Digitized by Google

Erfolg. Die deutsche Volksvertretung hat, indem sie den Umfang ihrer Betätigung durch freiwillige Abrede einschränkte, das Gewicht ihrer staatspolitischen Geltung gehoben.

*

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg wächst in seiner Aufgabe. Er war dem Parlament gegenüber manchmal unsicher, wo er als Angreifer oder Angegriffener sprach, wo er die Schwierigkeiten seiner Stellung zwischen Parlament und Monarch allzudeutlich empfand — heute, da die Reibungen auf beiden Seiten fehlen, da das Vertrauen in seinen Ernst und sein Verantwortungsgefühl einheitlich auf ihn zufließt, hebt sich der Klang seiner Stimme. Er setzte seine Rede dort fort, wo am 4. August noch das Fragezeichen stand: bei England, und in einer von Pathos und verletzender Absicht freien, aber durch Sachlichkeit starken Weise umriß er die Grundrichtung der englischen Auslandspolitik. Man wird die Formel annehmen können: daß Rußland die äußere, England die innere Verantwortung für die Weltkatastrophe trage; um so mehr, da wir mit dem englischen Kabinett in vorsichtige Verhandlungen über eine weitgehende Verständigung getreten waren, deren wir uns auch heute nicht zu schämen brauchen.

Dafür ist man Bethmann dankbar, daß er nicht mit den Worten stark war, wie es ein Teil seiner Auslandskollegen sein muß, um die mangelnde Tat im Felde zu ersetzen, daß er nicht mit politischen Zukunftsaussichten arbeitete, für die die Stunde noch keine Verbindlichkeit übernehmen kann. Heute steht alles bei der Kraft unserer Waffen und der inneren Bereitschaft der Volksgemeinschaft — die politische Diplomatie erhält erst später das Wort.

Bleiben wir besorgt, daß ihr für die kommenden großen Aufgaben ein fester Boden geschaffen sei!

Digitized by Google

Irland und wir

Von Richard A. Bermann

Seit dem Anfang des Krieges hörten wir von Zeit zu Zeit immer wieder ein unbestimmtes Geraune über eine Gärung in Irland. Freilich hatten die parlamentarischen Vertreter Irlands, die Nationalisten wie die Ulsterkonservativen in der denkwürdigen ersten Kriegssitzung des britischen Unterhauses ihren unbedingten Reichspatriotismus feierlichst zu Protokoll gegeben. Aber schon in den ersten Septembertagen kam es in demselben Unterhaus zwischen denselben Nationalisten und denselben Ulsterleuten wieder zu den gewohnten lauten Skandalszenen und nur mit der größten Mühe konnte Asquith den parlamentarischen Burgfrieden wieder herstellen. In der gleichen Woche demonstrierten die amerikanischen Iren in großen Volksversammlungen und in ihrer Presse gegen England und die engländerfreundliche Haltung der irischen Parlamentspartei. Indessen, man wußte, daß die amerikanischen Iren als Nachkommen unglücklicher Emigranten sich viel mehr revolutionären Radikalismus gewahrt haben, als ihre Brüder daheim auf der grünen Insel, denen es in den letzten Jahrzehnten nicht mehr gar so schlecht zu gehen pflegte und die wirklich auf dem besten Wege waren, sich ehrlich mit den Engländern auszusöhnen. Der traditionelle Haß gegen die „Sachsen" schien in Irland nachgerade zu einer bloßen Phrase zu werden; im Grunde hatte die Assimilation sehr große Fortschritte gemacht und nur der unvernünftige Trotz der Ulsterleute schien dem völligen Ausgleich zwischen John Bull und „John Bulls anderer Insel" noch im Wege zu stehen. Allerdings wäre wegen der Ulsterfrage in Irland beinahe ein Bürgerkrieg ausgebrochen, aber die irischen Freiwilligen hatten nicht gegen die Regierung und das britische Reich, sondern für die Regierung und gegen Feinde der Reichsinteressen zu den Waffen

Digitized by Google

gegriffen. So übel noch im Juli 1914 die politische Lage in Irland aussah, so hätte doch der Homerulekonflikt sicher schließlich zur vollen Versöhnung zwischen Iren und Engländern übergeleitet. Vielleicht dachte die englische Regierung, der Krieg gegen einen äußeren Feind werde diese Versöhnung sofort herbeiführen. Aber der Krieg ist ein schlechter Friedensstifter und heute beginnen wir zu ahnen, daß sich die Herren in London auch in diesem Punkte verrechnet haben. Den langsamen, delikaten Prozeß der allbritischen Assimilation im ganzen Weltreich hat Englands unmotivierte Kriegserklärung nicht gefördert, sondern auf das brutalste gestört. Alle alten Wunden klaffen von neuem.

Die englische Zensur ließ nur unbestimmte Gerüchte über die Stimmung in Irland zu uns gelangen. Das Newyorker Irenblatt, „the Gaelic American" prophezeite unentwegt einen Aufstand Irlands gegen England; bei uns glaubten die Sanguiniker sofort daran. Ruhigere Beobachter freuten sich über die nützliche Bundesgenossenschaft zwischen dem einflußreichen irischen Element in den Vereinigten Staaten und den braven Deutschamerikanern, wußten aber, daß in diesem Weltkrieg die vorhergesagten Aufstände nicht auszubrechen pflegen und daß insbesondere ein Aufstand der Iren keine so einfache Sache ist. Daß aber andrerseits trotz allen Beteuerungen der Parlamentarier in Irland keinerlei Begeisterung für den Krieg herrscht, das mußte selbst die englische Presse bald gestehen. Nicht mehr als zehntausend Iren, behaupten die „Times", ließen sich für Kitcheners Millionenarmee anwerben — und man weiß, daß sonst die besten Rekruten Großbritanniens aus Irland zu kommen pflegten. Man hatte in London gehofft, die bewaffneten nationalistischen Bürgerwehren ins Heer einreihen zu können; die Iren weigerten sich aber, dieser Anregung zu folgen. Die Freiwilligenscharen, die sich zum Schutz gegen die Ulsterrebellen bewaffnet haben, erklärten zwar, sie wollten Irland gegen eine etwaige Invasion verteidigen, nicht aber als Kanonenfutter nach Belgien reisen. Bald wurden einige nationalistische Preßorgane noch viel deutlicher und in England begann man von

Digitized by Google

irischem Hochverrat zu sprechen. Der „Gaelic American" behauptete sogar, irische Soldaten Englands hätten in Frankreich auf englische Truppen geschossen. Es handelt sich um zwei sehr bekannte Regimenter der Garnison Dublin, nämlich das aus Engländern und Schotten zusammengesetzte Regiment der Kings Own Scottish Borderers und die uririschen Munsterfüsiliere. Die Borderers haben bei den Homerulekrawallen am 27. Juli auf irische Demonstranten gefeuert und Frauen und Kinder getötet; dafür sollen sich nun die Munsterfüsiliere gerächt haben. Ihr Regiment war aus politischen Gründen lange Jahrzehnte hindurch in allerlei exotische Kolonien verbannt gewesen und wurde erst vor einigen Jahren wieder in die irische Heimat zurückversetzt. Man hat mir ein Jahr vor dem Krieg in Irland versichert, die Munsterfüsiliere seien revolutionär gestimmt.

Die amerikanischen Iren und auch geängstigte englische Patrioten wußten noch von anderen Anzeichen der kommenden irischen Revolution zu berichten. Aber man darf wirklich nicht alles glauben, was so erzählt wird. Vor dem Kriege wenigstens haben die Iren nicht sehr viel Sympathie für Deutschland gehabt, das ihnen als der Hort des Protestantentums und Gegner ihres katholischen Glaubens galt. Dagegen gaben sich Sir Eduard Carson und seine protestantischen Anhänger gelegentlich als Freunde der Deutschen. Das katholische Oesterreich, einst der Zufluchtsort vieler verfolgter Iren (ich erinnere an die Familie Taaffe), war in Irland schon eher populär; aber so laue historische Traditionen haben wenig politischen Wert. Hingegen liebt man in Irland die Franzosen sehr aufrichtig. Als vor einem Jahrhundert Frankreich der Feind Englands war, ist es wirklich zu einem irischen Aufstand gekommen. Man kennt bei uns diese geschichtliche Episode zu wenig und doch ist sie sehr lehrreich.

Verschiedene Generale der französischen Revolution, vor allem der geniale Hoche, haben eine Invasion in Irland geplant. Die damals autonome irische Regierung berief zur Abwehr dieser Invasion Freiwillige zu den Waffen. Die Iren meldeten sich in

Digitized by Google

hellen Haufen, als sie aber bewaffnet waren, stellten sie energische Forderungen an die Engländer. Damals mußten die Engländer klein beigeben und eine liberale und katholikenfreundliche Reform der irischen Regierung gestatten; ein erstaunliches Aufblühen Irlands war die Folge. Trotzdem brachen in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts in Irland mehrere Aufstände aus. Uebrigens waren es gerade die angelsächsischen Presbyterianer von Ulster, die sich aus republikanischer Sympathie für die Franzosen gegen den englischen Staat empörten. Es ist wenig bekannt, daß den Franzosen im Jahre 1796 sogar eine Truppenlandung in Irland gelang; allerdings waren es ganz ungenügende Kräfte. Der irische Aufstand wurde in irischem Blut erstickt und wenige Jahre darauf (1801) konnten die Engländer dem geschwächten Lande seine Autonomie nehmen und die famose „Union" durchführen.

Die irischen Bürgergarden von 1914 haben gewiß an jene irischen Freiwilligen vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts gedacht, als sie sich zur Verteidigung des Landes gegen die deutsche Invasion erboten. Daß diese Invasion bisher von der Masse der Iren nicht gewünscht wurde, ist uns vor kurzem amtlich mitgeteilt worden. Der Irenführer Sir Roger Casement kam, wie wir zu unserem freudigen Staunen neulich in der „Norddeutschen Allgemeinen" gelesen haben, aus Amerika nach Berlin, wurde im Auswärtigen Amt sehr freundlich empfangen und fragte an, wie das Deutsche Reich eigentlich zu den Iren stünde. Die Engländer hätten im Lande verbreitet, daß die Deutschen gern Irland verwüsten wollten (als die Hunnen, die sie nun einmal sind) und daß sie vor allem den katholischen Kultus auszurotten gedächten; denn Katholikenfresser sind sie bekanntlich ebenfalls. Sir Roger erklärte, diese Dinge würden in Irland geglaubt.

Und nun sagt das offizielle Blatt, gab der stellvertretende Staatssekretär des Auswärtigen Amtes im Namen des Reichskanzlers die folgende Erklärung ab: „Die kaiserliche Regierung weist die ihr unterschobenen böswilligen Absichten aufs entschiedenste zurück

Digitized by Google

und gibt die kategorische Versicherung, daß Deutschland nur Wünsche für die Wohlfahrt des irischen Volkes, seines Landes und seiner Einrichtungen hegt. Sollte im Verlaufe des Krieges, den Deutschland nicht gesucht hat, das Waffenglück jemals deutsche Truppen an die Küste Irlands führen, so würden sie dort landen als Streitkräfte einer Regierung, die von gutem Willen gegen ein Land und ein Volk beseelt ist, dem Deutschland nur nationale Wohlfahrt und nationale Freiheit wünscht."

Diese amtliche Erklärung könnte eines der bedeutsamsten Dokumente unserer Zeitgeschichte sein. Man wird in Irland mehr davon sprechen als bei uns; wir wollen aufmerken und warten. Vielleicht hält aber auch der eine oder andere Franzose im Wüten einen Moment inne und schämt sich. Ein keltischer Nationalstaat in Irland ist seit Ludwig XIV. ein Traum aller guten Franzosen gewesen. Man sieht jetzt Frankreich gegen seine geschichtliche Mission kämpfen, gegen den Schatten der Jungfrau von Orleans, gegen den Sonnenkönig, gegen die Revolution und Napoleon, gegen Frankreich.

Die Einschließung von Paris 1870/71

Von Hauptmann a. D. W. Stavenhagen (Berlin)

Wie wir jetzt im Westen und Osten auf dem besten Wege zu einem reinen Stellungs- und Festungskriege sind, so nahm auch 1870/71 der Festungskrieg eine so große Ausdehnung an, daß Ende September die deutschen Feldheere bis auf wenige Ausnahmen vor französischen Plätzen, im Ganzen 15, festlagen, die teils durch Beschießung, teils durch Einschließung oder förmliche Belagerung genommen wurden.

Unter den damals nur drei vorhandenen Gürtelfestungen, deren vorgeschobene Forts gezogenen Geschützen Widerstand leisten konnten, nämlich Metz, das im Kriege erst verstärkte Belfort und Paris war die Hauptstadt der einzig wirklich moderne Waffenplatz, zugleich die größte und stärkste Lagerfestung der Welt.

Digitized by Google

Ihr nach den Ideen des Ingenieur-Generals Rogniat angelegter Gürtel hatte etwa 7 Meilen (55 km) Umfang, ihre innere Umwallung 4 1/2 Meilen (34 km). Der Platz war unter Louis Philippe (Guizot-Thiers), nach langem Widerstande gegen das embastillement, begonnen, unter Napoleon III. vollendet worden. Er sollte mit 200 000 Mann (davon 60 000 reine Besatzung, das übrige Feldarmee) sich mindestens 60 Tage gegen etwa doppelte Uebermacht behaupten können.

Die verschiedenen weit vorgeschobenen Forts (1,8 km im Süden, bis 7 km im Norden bei St. Denis) waren große geschlossene bastionierte Werke, meist Vier- oder Fünfecke, nach dem Typus des Forts Issy, von hohem Aufzuge, mit offenen Geschützaufstellungen zwischen zahlreichen Hohltraversen, vielen Kasematten (aber ohne Minengallerien) und trockenem mauerbekleideten Graben, gegen den gewaltsamen Angriff gut ausgerüstet. Auch besaßen sie zum Teil Anschlußbatterien, die, wie auch die Zwischenbatterien, zum erstenmale und erfolgreich in der Kriegsgeschichte auftraten.

Außer diesen 16 größeren Werken gab es noch 8 kleinere Reduten, so daß die fast alle wichtigeren Flußübergänge über Seine, Marne und den Ourcq- sowie den Kanal von St. Denis und die Bahnen und umliegenden Höhen beherrschenden Gürtelwerke nur 2—3,3 km von einander lagen. Einzelne der Forts, wie der Mont Valérien, waren förmliche kleine Festungen.

Bei der Armierung waren noch das Plateau des Mont Avron (50, später 74 Geschütze) im Osten, sowie die Höhen von Meudon, Clamart, Fontenay und Villejuif hineingezogen, auch bei St. Denis und Neuilly zwei geräumige Brückenköpfe angelegt worden. Ebenso waren die Stellungen zwischen und vor den Forts stark befestigt, sowie das Schloß von Vincennes im gleichnamigen Gehölz auf der Ostseite. Der eigentliche Gürtel der Forts umschloß 900 qkm Fläche (heute 1200 qkm). Die bastionierte Umwallung (94 Bastione, 64 Tore und Durchfahrten) hat 1870/71, aber keine nennenswerte Rolle gespielt.

Die Besatzung bestand zuerst aus 80 000 Mann Linie, 115 000 Mobilgarden, 130, später 283 Bataillonen Nationalgarden, etwa 15 000 Marinesoldaten mit 124 Feldbatterien und durch Vorräte der Marine-Arsenale auf 2627 Geschütze verstärkter schwerer Artillerie. Dazu kamen eine Seine-Kanonenbootflottille, sowie gepanzerte Eisenbahnzüge und Luftballons. Später streckten 7456 Offiziere und 241 686 Mann die Waffen. Ihre Organisation war zu Beginn der Einschließung noch keineswegs abgeschlossen (abgesehen von den zahlreichen minderwertigen Elementen, namentlich Freikorps), so daß sie schon eine kriegstüchtige, gar zur Offensive geeignete Armee hätte genannt werden

Digitized by Google

können, die sich entweder durchschlagen oder mit einer der zahlreichen, zum stets gehofften Entsatz durch aus der Provinz heranrückende Entsatzheere (besonders unter Aurelle de Paladines) sich vereinigen konnte.

Der Angreifer, die den durch Sedan unterbrochenen Vormarsch auf Paris fortsetzende deutsche Armee, traf am 19. September 1870 vor der Festung ein. Sie hatte anfangs nur 122 000 Mann Infanterie, 622 Feldgeschütze, 24 000 Pferde, die allmählich auf 200 000 Mann und 1100 Geschütze anwuchsen. Es war also stets eine Minderheit in einer die Hauptstadt und ihre Kampfmittel (bis auf den Luftverkehr) von der Außenwelt völlig abschließenden 11 Meilen langen, befestigten Einschließungsstellung (etwa die Linie des heutigen Fortgürtels), die mindestens 400 000 Köpfe erfordert hätte, ähnlich, wir das jetzt auch vor Antwerpen der Fall gewesen ist.

War die Eroberung der Hauptstadt auch von Hause aus ins Auge gefaßt und darin Bismarck und Roon mit Moltke einig, so bestanden doch Meinungsverschiedenheiten im großen Hauptquartier über das zweckmäßigste Verfahren. Gab es doch kein Beispiel des Kampfes um eine mit solchen reichen Hilfsmitteln ausgestattete Armeefestung damals, Sebastopol bot keinen Vergleich, und mit Recht konnte Moltke sagen: „Wir unternehmen ein Wagnis, über das die Welt je nach dem Ausfall urteilen wird." Es gab damals bekanntlich „Aushungerer", „Schießer" und „förmliche Belagerer", und Bismarck war, schon um der Einmischung fremder Mächte vorzubeugen, für das schnellste Verfahren, zumal der Fall von Paris für die Provinzen maßgebend und bestimmend sei. Leider wurde, nicht zuletzt infolge nicht gleich scharf genug bekämpfter nichtmilitärischer, namentlich politischer, besonders englischer Einflüsse (Schwiegermama) der Aufenthalt unserer Truppen ein erzwungen langer, aus Angreifern waren sie schließlich zu Belagerten geworden und in die Gefahr geraten, zwischen zwei Feuer: Paris und eine Entsatzarmee zu geraten. Der Angriff charakterisierte sich im Wesentlichen als eine Einschließung, deren Aufrechterhaltung gegen die offensive Verteidigung zuletzt nur mit Hilfe von Belagerungsartillerie möglich war. Es war also keine Belagerung, sondern nur das erste Stadium des modernen Angriffs, der artilleristische, nicht der Nahangriff, ist durchgeführt worden. Und wenn er doch zum Ziele nach 132 Tagen führte, so lag dies an der gesamten politischen und militärischen Lage Frankreichs, wie nicht minder an den traurigen Zuständen in der Hauptstadt, der die Schrecknisse einer Hungersnot für 2 Millionen Einwohner blühte. Paris wurde am 26. Januar 1871 ein Opfer des Hungers, nicht des förmlichen Angriffs oder des fehlenden Mutes oder der Schwäche seiner Befestigungen. Am 1. März zog der neue Deutsche Kaiser in die französische Hauptstadt ein.

Digitized by Google

Die Einschließungslinie lag sehr weit von den Forts entfernt, ihre Lage war anfangs, beim Fehlen von Belagerungsgeschützen, schwierig, gestaltete sich aber mit Eintreffen solcher so günstig, daß die Verteidiger ihre Stellung im Vor- und Zwischengelände bald räumen mußten, so schwierig auch die Heranziehung von Munition, besonders durch die lange Behauptung Touls, für die Deutschen war.

Der Angriff richtete sich gegen die Ost- und Südfronten, später auch, besonders auf Vorschlag des Kronprinzen von Sachsen und der Generale v. Stosch und v. Podbielski, gegen die Nordforts und St. Denis. Die großen Ziele der Forts litten sehr, besonders wo sie zugleich umfaßt wurden, dagegen war die Niederkämpfung der Anschluß- und Zwischenbatterien trotz ihrer geringen Zahl und ungenügenden Kampfvorbereitung zeitraubend und schwer. Im Allgemeinen gelang auf der Ostfront ein Aufhalten und Zurückwerfen des Gegners, während sich auf den Südfronten der Angriff zu einem mäßigen Vorschieben der Infanterie- und Artilleriestellungen ausdehnte, und im Norden, der wichtigsten Front, sogar die Fortnahme von St. Denis geplant werden konnte. Die Verluste der Angriffsartillerie waren unbedeutend. Sie schoß sich allmählich heran und verfeuerte — einschließlich der in mäßigem Umfang erfolgten Beschießung der Stadt auf dem linken Ufer (durch bis zu 12 Geschütze) — 110 286 Schuß und Wurf.

Der Verteidiger, bei dem Artillerist und Ingenieur gut Hand in Hand arbeiteten, beschoß die Einschließung stark mit Geschütz und ergriff sowohl artilleristisch wie durch den Ingenieur die Offensive gegen sie. So besonders am 29./30. November durch den zwar abgeschlagenen großen Ausfall General Ducrots nach Südost gegen die schwächste Stelle der Einschließung, nachdem er aber das Plateau des Mont Avron, das die Offensive geschützt hatte, behauptete. So ferner gegen Mitte Dezember im Norden gegen Le Bourget, indem er Bondy, Drancy, Bobigny besetzte. Auch ein Befreiungsversuch nach Südost wurde gemacht, doch waren dies alles nur Zugeständnisse an die durch phantastische Depeschen Gambettas erregte öffentliche Meinung, an Herrn Jules Favre und die von der Presse unterstützten demagogischen Clubs, die ohne Mitwirkung eines Entsatzheeres zwecklos waren und zu verlustreichen Kämpfen gegen den unüberwindlichen Ring der Deutschen führten. General Trochu, das ursprünglich volkstümlichste und umsichtigste Regierungsmitglied, wurde der Sündenbock dieser Mißerfolge.

Der Feind draußen vor den Befestigungslinien war aber nicht der einzige, der zu bekämpfen war: im Innern, hinter den Wällen, war die Revolution. Der Ruf nach der Kommune ertönte. Die Lebensmittel gingen auf die Neige, die Sterblichkeit verdreifachte sich gegen das Vorjahr, und so ergab sich Paris

Digitized by Google

dem deutschen Kaiser trotz der damals dort viel zitierten Verse: "L'héroique Paris brave les Prussiens. Il ne sera jamais vaincu par la famine. Quand il aura mangé la race chevaline, il mangera ses rats et ses chats et seschiens."

Es hatte aber seine Aufgabe erfüllt, alle Erwartungen, die bei seiner Erbauung gehegt wurden. Es hatte nicht nur bewiesen, daß eine Festung von solcher Ausdehnung wohl zu versorgen und zu verteidigen ist, sondern ein trotz aller Schrecknisse durch Hunger und Beschießung standhafter Widerstand war auch dem ganzen Lande zu Gute gekommen, die mächtigen Hilfsmittel von Paris waren nicht nur 60, sondern 132 Tage lang der Invasion entzogen worden, etwa 200 000 Mann des feindlichen Feldheeres waren gefesselt worden und für die Operationen im freien Felde verloren. Leicht konnte seine Zeitgewinn schaffende Ausdauer sogar einen Umschwung der ganzen Lage unter besseren allgemeinen politischen und militärischen Verhältnissen herbeiführen, wie der greise Thiers, der Vorkämpfer der Befestigung der Hauptstadt, gehofft, Bismarck befürchtet hatte. „Uneinnehmbare" Festungen kennt nur der Laie! Auch das heutige Paris muß fallen, wenn der Angreifer richtig verfährt.

Versperrte Aussicht

Von Stefan Großmann

Der Verteidiger des Gabriel Prinzip, der den Erzherzog Franz Ferdinand ermordet hat, ist ein junger Advokaturskandidat, der sich nicht freiwillig zu diesem schweren Amt gemeldet hatte, sondern dazu von amtswegen bestellt worden ist. Aber einmal in diese Würde eingesetzt, befiel ihn die Leidenschaft seines Berufs, und unwillkürlich stellte sich allmählich zwischen ihm und dem Vorsitzenden des Gerichtes ein Zustand der Spannung und Gereiztheit ein, der das Merkmal eines echten Rechtskampfes ist. Um so erstaunter war der junge Anwalt, als ihn der Herr Oberlandesgerichtsrat, gleich zu Beginn der Untersuchung, noch ehe er ihn mit dem Angeklagten allein sprechen ließ, um eine Unterredung bat.

Digitized by Google

Der Verteidiger kam pünktlich auf die Sekunde ins Büro des Richters. Er ging mit sehr festen Schritten über den Korridor, und als er den gleichmäßigen Klang seiner aufhallenden Schritte hörte, da fühlte er sich durch seine eigene Festigkeit und Unbeirrbarkeit gestärkt. Sein Finger klopfte kräftig und selbstbewußt an die Tür, schnell klinkte er sie auf und ging in schnurgerader Linie auf den Oberlandesgerichtsrat zu. „Guten Morgen", sagte er kurz, „Darf ich fragen, was Sie von mir wünschen, Herr Präsident?"

Der Oberlandesgerichtsrat, ein kleines, vielerfahrenes Männchen, hob sein mageres Gesicht, erstaunt über den entschiedenen Ton des jungen Mannes, sah ihn schnell über den Kneifer weg an und lud ihn dann mit einer eleganten Bewegung seiner locker sitzenden Hand ein, Platz zu nehmen.

„Natürlich", sagte der Präsident mit vielleicht absichtlicher Gelassenheit, „möchte ich mich in Sachen des großen Prozesses mit Ihnen unterhalten. Es versteht sich, daß wir den Fall nach allen rechtlichen Normen behandeln wollen."

„Selbstverständlich!"

„Mit welchen Gefühlen immer ich diesem Angeklagten gegenüberstehe. — — Sie wissen, der Richter kennt kein Ansehen der Person, ich werde ihn behandeln wie irgend einen Jurko oder Spiridion, auf dem Mordverdacht liegt."

Der Verteidiger schnupperte aus diesen Worten eine günstige Möglichkeit für Gabriel Prinzip heraus und sagte nun mit beflissener Höflichkeit: „Ich habe nicht einen Moment daran gezweifelt, daß der Herr Präsident sich nicht von politischen Gesichtspunkten leiten lassen."

Der Vorsitzende murmelte nur so: „Ja, ja", er trommelte mit mageren Fingern auf seinem Kinn, irgend etwas schien ihn noch zu beschäftigen....

Der Verteidiger hätte gerne gefragt: „Was wollen Sie denn eigentlich?" Aber das wäre eine Verletzung des eben geschlossenen Waffenstillstandes gewesen und so störte er die Pause nicht.

Digitized by Google

„Warum sollte ich den Prozeß als politische Sensation aufmachen lassen?... Natürlich sind gewisse Zusammenhänge unbedingt zu erörtern, aber ich glaube, Sie werden meiner Meinung sein, wenn ich sage: Wir wollen doch auch versuchen, die unselige Tat aus der Psyche des Studenten zu erklären."

Der Verteidiger strahlte: „Gewiß, gewiß."

„... ich bin überzeugt, daß gerade Sie, Herr Doktor, uns manches in der unbegreiflichen Seele dieses Jünglings aufhellen werden."

Der Verteidiger errötete.

„... und deshalb wollen wir lieber diese Beweggründe zu erfassen trachten, als in der Verhandlung Weltpolitik treiben. Wenn es nach mir ginge, würde ich dem Angeklagten von dem großen Krieg gar nichts erzählen. Das würde ihn nur in eine Art von Betrunkenheit und Größenwahn treiben, damit ließe sich nicht gut verhandeln."

Der Verteidiger, noch vom Lob erhitzt, stammelte nur: „Gewiß, gewiß."

„... es freut mich, Herr Doktor, daß wir einer Meinung sind. Dann bitte ich Sie, mit dem Angeklagten über den Krieg gar nicht zu sprechen. Wozu auch? Wenn er ruhig und sanft bleibt, wird er bei Gericht viel mehr den Eindruck eines unreifen Jungen machen."

Der Verteidiger konnte sich über so viel Menschlichkeit noch immer nicht fassen und murmelte nur: „Gewiß, gewiß."

Drei Monate saß Gabriel Prinzip in der Untersuchung. Seine Tat hatte den Krieg mit Serbien hervorgerufen, daran sich die Kriegserklärung Deutschlands an Frankreich und das weiterfressende Feuer des Weltkriegs schloß! Aber in die Zelle 83 des Militärgefängnisses in Serajewo drang kein Laut des großen Getöses....

Im Oktober kam die Gerichtsverhandlung.

Der Verteidiger hatte sich psychiatrische Gutachten, Kenntnisse aus Lombrosos Schrift über den politischen Verbrecher und Darstellungen alle Krankheiten der Vorfahren des Gabriel Prinzip verschafft.

Digitized by Google

Prinzip wurde im geschlossenen Wagen, dessen Fenster mit Papier verklebt waren, zum Gerichtsgebäude gebracht. Gendarmerie hatte die Straßen von Menschen gesäubert.

Ein Schulkamerad, den keiner für einen Hochverräter hielt, hatte sich vorgenommen, dem Angeklagten eine sorgsam aufbewahrte Zeitung aus der Ferne zu zeigen, auf der in den kolossalen Lettern dieser aufgeregten Zeit der Kriegsausbruch gemeldet war. Aber die Hände der Gendarmen drängten den jungen Mann, gerade als der Zellenwagen sichtbar war, schnell von der Hauptstraße in ein verlassenes Gäßchen zurück.

Im Verhandlungssaal saß Prinzip ganz still und in sich gekehrt da. Auch dem Verteidiger gab er kaum eine Antwort. Dann und wann stierte er in den Zuschauerraum und suchte mit den Augen die Mienen der Frauen, der Richter, der zwei Berichterstatter der Amtszeitung, der sieben anderen unbekannten Menschen ab. Einen von ihnen hielt er für einen Serben und suchte ihn durch vergrößerte Augen und Kopfbewegungen irgend etwas zu fragen.

Der Vorsitzende benahm sich gerecht und tolerant.

Nur einmal, als der Verteidiger eines Mitangeklagten von dem „großen Weltbrand" reden wollte, wurde er wütend und schnitt ihm schnell das Wort ab.

Am dritten Verhandlungstag geschah es, daß vormittags ein großer Lärm von der Straße herauf drang. Eben waren Extrablätter über die Befreiung von Przemysl erschienen. Man hörte ganz deutlich eines Jungen gellende Rufe: „Extrablatt.... Extrablatt."

Prinzip wäre am liebsten zum Fenster gestürzt. Aber der Präsident hatte den bewachenden Soldaten schon einen Wink gegeben und gleich darauf den Gerichtsdiener hinunter geschickt, daß drunten Stille werde.

Stille umhüllte dauernd das Gerichtsgebäude. Manchmal, wenn Prinzip in der Verhandlung so ganz teilnahmslos da saß, da schien es dem Vorsitzenden, als lausche er nach innen, als horche

Digitized by Google

er auf ganz etwas anderes als auf das Bischen Zeugenverhör, als lechze er nach dem Weltecho seiner Tat... Aber das war vielleicht nur eine Einbildung des Vorsitzenden.

Am Tage der Urteilsverkündigung hatten sich zehn verwegene serbische Studenten geschworen, an Prinzips Zellenwagen heranzukommen, die Tür aufzureißen und ihm zuzurufen: „Es ist Krieg! — Weltkrieg!" Aber die österreichische Polizei stand auf ihrem Posten. Als die Studenten eine Viertelstunde im kalten Sprühregen in der Nebengasse standen, ohne dafür einen Grund angeben zu können, da wurden sie, Mann für Mann, auf die Polizeistube gebracht.

Nach Beendigung des Prozesses schrieb der Vorsitzende an das Justizministerium einen Bericht, in dem es hieß:

„Bei der Leitung des Prozesses ist es nur in erster Linie darauf angekommen, dem angeklagten Mörder über die großen politischen Folgen seiner unseligen Tat im Unklaren zu halten. Diese Genugtuung sollte dem Angeklagten nicht werden! Dank den getroffenen Verfügungen hat Gabriel Prinzip von irgend einem Kriegsausbruch niemals Kenntnis erhalten."

Am letzten Tage der Haft durfte sich Prinzip eine Gunst erbitten, denn er wurde gerecht wie andere behandelt. Er erflehte nichts außer einer Zeitung. Man gab ihm eine sorgfältig ausgesuchte Nummer des Serajevoer Amtsblattes, aus welcher alle Kriegsberichte herausgeschnitten waren.

Die Straßen, die zum Gerichtsgebäude führten, waren menschenleer. Niemand durfte in den Gassen von Serajevo an diesem Morgen ein Fenster öffnen! Kein Gefangenenwärter durfte ein außerdienstliches Wort mit dem Studenten wechseln.

Am Tage nach der Verurteilung sprach der Gerichtspräsident mit dem Verteidiger. Er beglückwünschte ihn zu seiner schönen Rede.

„Es war leider ein aussichtsloser Fall", sagte der Verteidiger.

„Aussichtslos?" Der kleine, zapplige Präsident wiederholte das Wort. „Ja, ja, das war es, es gab keine Aussicht..." Dann wiederholte er verbissen: „Ja, ja, die Aussicht war versperrt!"

Digitized by Google

„Herr Präsident haben ihn durchaus milde behandelt."

„Milde? Wie man es nimmt!" Der kleine, magere Präsident sprang aus seinem großen Fauteuil heraus. „Ich habe ihm die größte Stunde seines Lebens genommen!"

Der Verteidiger verstand nicht recht...

Aber da hatte der Präsident schon wieder seine volle Beherrschung zurückgewonnen und sagte formell: „Ja, ja, ich hab ihn behandelt wie irgend einen Mörder."

An die Zuchthausdirektion erging folgende Instruktion: „Der minderjährige Mörder Gabriel Prinzip ist, den gesetzlichen Vorschriften entsprechend, in Einzelhaft zu halten. Es ist insbesondere strengstens darauf zu achten, daß dem Sträfling keinerlei Mitteilung über die Vorgänge außerhalb der Strafanstalt zugeht."

Gabriel Prinzip wird mit neununddreißig Jahren, am 26. Oktober 1934, das Zuchthaus verlassen. Vielleicht erwartet ihn dann ein Serbe am Ausgangstor, um ihm mitzuteilen, daß seine Untat vor zwanzig Jahren den Anstoß zum Weltkrieg gegeben hat....

Nachbarn*)

Von René Schickele

Die folgenden Zeilen waren geschrieben, lange, bevor der Krieg ausbrach. Trotzdem habe ich außer zwei oder drei Sätzen am Schluß, die wegfielen, nichts daran ändern mögen. Mir scheint, die Randbemerkungen zu Schmitzens Büchern haben ihre Gültigkeit behalten, wie die Bücher selbst ihren Wert. Im Gegenteil meine ich, die Beschäftigung mit französischer und englischer Sitte wäre heute geeigneter, als noch vor vier Monaten, über das Ziel der von Deutschland unterdessen mit Gewalt freigelegten Wege ein wenig aufzuklären.

*

Den gut gegliederten Betrachtungen über Frankreich, das „Land der Wirklichkeit", geht, als Einleitung in die dritte Auflage, eine flink zugreifende Kulturkritik über das unwirkliche Deutschland" voran — eine Musik, die nach Nietz-

*) Osk. A. H. Schmitz, Das Land der Wirklichkeit. Französische Gesellschaftsprobleme. 323 Seiten. — Das Land ohne Musik. Englische Gesellschaftsprobleme. 285 S. Beide im Verlag von Georg Müller, München.

Digitized by Google

sches zornigen Spässen und ergreifenderen Verzweiflungsausbrüchen nicht mehr gut als neu empfunden werden kann. Aber bei Schmitz ist sie von eigenem, fast holdem Klang; nur ein vollkommen amusischer Geist könnte sich ihrem Reiz verschließen. Ich kann mir den Deutschen nicht vorstellen, der gegen die überaus sanfte Massage dieser Beweisführung aufbegehrte. „Das Geheimnis der Form ist bei uns noch nicht ergründet." Gewiß nicht, trotzdem wir, wenigstens auf literarischem Gebiet, seit Jahren die verzweifeltsten Anstrengungen beobachten, dies „Problem": die Form zur Strecke zu bringen. Aber mit der Form verhält es sich wie mit der Gesundheit und anderen guten Dingen: wer sie besitzt, in Fleisch und Blut, der macht sich darüber weiter keine Gedanken. Er stellt sie heraus mit der Selbstverständlichkeit einer organischen Funktion, die sich pflegen und veredeln, aber nimmermehr erfinden läßt. Der „Weg zur Form" ist und bleibt eine Weimarer Sackgasse. Es hilft uns nichts, wie sehr wir auch in Schweiß und Qual hinter dem verfluchten „Geheimnis" her sein mögen. Darum lassen wir es lieber unergründet und versuchen statt dessen, formvoll zu sein, Beispiele zu geben und die vorhandenen zu verbreiten. Beispiel und Nachahmung heißt das Geheimnis. Es gibt kein anderes. Wissen wir doch alle instinktiv, was die Form ist.... Das sage ich nicht gegen Schmitz, obwohl er der harmlose Verfasser eines in 9. Auflage erschienenen „Breviers für Weltleute" ist und sein Neophyteneifer auch sonst gelegentlich in einen schier unlauteren Wettbewerb mit dem Berliner Schneider Hoffmann, dem Wiener Fred und dem Europäer Edel ausartet — nein. Gegen diesen Zweig der Unterhaltungsliteratur ist nichts einzuwenden. Aber der Schreck, wenn erst die Dichter sich in den Kopf setzen, über Stil und Form, ewig über Form und Stil zu schreiben — wie sie bereits so erfolgreich begonnen haben!

Schmitz gibt Beispiele, eine große Anzahl schöner, runder Beispiele, die sich von allen Seiten besehen lassen, und die doch, auf der Reise über den Rhein, durch jahrhundertalte Gegensätze und klimatische Veränderungen das Licht ihres Ursprungs und ihres Zusammenhangs bewahrt haben. Sie sind saftig wie das eigene Leben, rätselvoll und stark wie das der anderen außer uns. Er zeigt die Wurzeln der französischen Gesellschaft, bevor er dazu übergeht, sie zu schildern. Im Mittelpunkt steht der große Regulator: die Moral. Schmitz nennt sie „impressionistisch". Aber sie ist es viel weniger, als ihre — sehr hübsche — Schilderung. Er spricht, immer klug, über Sprache und Stil, wobei er nur eine große Ueberlegenheit der französischen Sprache vor der deutschen übersieht, nämlich jene durch keinen Sprachverein wettzumachende Leichtigkeit des Französischen, aus

Digitized by Google

dem Griechischen und Lateinischen gebildete, also fast alle Fremdwörter in seinen verwandten Organismus aufzunehmen. In Wirklichkeit wimmelt die französische Sprache von Fremdwörtern, aber man erkennt sie kaum. Auch ist Schmitz in diesem Kapitel zu sehr dem unerbittlichen Puristen Remy de Gourmont gefolgt. Seit Rimbaud und Laforgue besitzt Frankreich eine „poetische" Prosa, und noch der sachlichste Zeitungsartikel von Barrès ist lyrisch beschwingt, wie kein deutscher Politiker zu schreiben wagte, nicht einmal Naumann. Die Leitartikel des sozialistischen Abgeordneten Sembat in der „Humanité" werden von Freund und Feind und von den Literaten der Closerie des lilas, wie von den Landärzten im Palais bourbon als Leckerbissen genossen. Er schreibt aber ein Französisch, das mit dem Voltaires nicht mehr Aehnlichkeit hat, als etwa das Deutsch des alten Goethe mit dem Wienerisch Peter Altenbergs. Ein Beweis mehr für die wunderbare Einheit der französischen Gesellschaft auch im Sprachgefühl? Ja, aber ebenso sehr für die tatsächliche Veränderung der Sprache und damit des Sprachgefühls.... Folgt ein unterhaltsames Kapitel über Frauen und Liebe, worin Schmitz, — eine seiner unliebenswürdigsten Verranntheiten — französischer, als ein Franzose, den deutschen Mädchen keinen Platz einräumt zwischen dem Kätchen von Heilbronn und der, bei uns doch so unmenschlich üblen Kokotte, — weitere beherzigenswerte Bemerkungen über den „Deutschen in Paris" und schließlich ein neuer Aufsatz über das neue Frankreich. Ich wünsche Schmitzens Buch zwanzig Auflagen, so viel verdient es, und mehr, aber ich möchte ihn bitten, dieses letzte Kapitel für die nächste Auflage umzuarbeiten. Die Polemik dürfte auch dann fehlen, wenn er bei der Umarbeitung weniger oberflächlich bliebe. Da wären zuerst die „Enquête sur la monarchie" und die anderen Bücher von Maurras zu lesen, die er ganz offenbar nur vom Hörensagen kennt (denn der großartige Entwurf eines auf den Ständen aufgebauten Verwaltungssystems hätte seinen Beifall finden müssen), ebenso wie „La révolution dreyfusienne" von Sorel, und vor allem, als klassisches Zeugnis der „nationalen Erneuerung", das Buch, das diese eingeleitet und zum Teil bewirkt hat: „Sur la situation faite au parti intellectuel".... von Péguy, dessen Lebensarbeit sich keineswegs, wie Schmitz vermutet, auf dichterischem, sondern auf kulturpolitischem Gebiet erhebt. Die von Péguy herausgegebenen „Cahiers de la quinzaine" sind der lebendige Ausdruck der jüngsten Geistesgeschichte in Frankreich.

Der Ton des Buches über England ist ein anderer, um vieles düsterer und auch polemischer, als die eher zart besaiteten Weggeleite durch die französische Kultur.

Digitized by Google

„Die unwiderstehliche natürliche Wahrheit — die wir indessen alle verabscheuen und ableugnen — ist die: daß das größte der Uebel und das schlimmste der Verbrechen die Armut ist — eine Pflicht, der jede andere Rücksicht geopfert werden sollte: nicht arm zu sein." Nein, das sagt nicht Osk. A. H. Schmitz, sondern Bernhard Shaw. Aber Schmitz wiederholt in England, was er nicht minder deutlich in Paris aussprach: wie notwendig „ein tieferes Verständnis für die ethische Seite des Wohlstandes und seine Vorteile für Charakter- und Geistentfaltung" sei, — und: „Hier können wir von Englands Erfahrung lernen". Dort konnten wir von Frankreichs Erfahrung lernen.

Der Verdacht, der beim Lesen des ersten Buches in mir aufstieg, haben die Ausführungen des zweiten in fast aufdringlicher Weise bestätigt. „Sicherheit", fährt Shaw fort, „die erste Vorbedingung der Zivilisation kann es dort nicht geben, wo die schlimmste der Gefahren, die Gefahr der Armut über jemandes Haupt schwebt". Schmitz: „Ueber der englischen Demokratie schwebt ein aristokratisches Ideal. Keiner soll durch äußere Willkür gehindert sein, ein Gentleman zu werden, wenn er die Fähigkeit dazu besitzt. Der englische Großbürger wird deshalb langsam zum Aristokraten". Shaw nennt sich „Fabier", Sozialist. Es ist klar, was er gesagt haben will, wenn er die Armut ein Verbrechen nennt. Nicht minder klar, warum Schmitz sich kulturkonservativ nennt. Ein Kulturkonservativer, das ist ein Mann, der, in seiner Art, von oben herab, die Armut bekämpft und dabei langsam vom Großhändler zum Aristokraten aufsteigt. Und im Grund beginnt die Politik für den Kulturpolitiker Schmitz erst beim kulturbedürftigen Großhändler.

Schmitz plaudert inbrünstig zu einer Art verklärtem Mammonismus empor. Aber das Störende daran ist nur der Mangel an Diskretion. Deshalb scheint er zynisch, wo er nur naiv, fanatisch, wo er nur, leichthin, eigensinnig, gehässig, wo er nur verstimmt ist. Es macht sein sonst so ausgezeichnetes Buch schwer lesbar für jeden, der nicht aus dieser bestimmten Sphäre kommt ....

*

Hinzugefügt sei, daß Charles Péguy fast gleichzeitig mit unserm Ludwig Frank den Tod derer starb, die ihre einzigen Gedanken hinter sich ließen, um die allen gemeinsamen Waffen zu tragen. In einem seiner Bücher steht der Satz: „Es klingt unglaublich, für den denkenden Geist kaum zu fassen und bleibt die furchtbare Wahrheit, daß auf Jahrhunderte hinaus über das Schicksal von Völkern Schlachten entscheiden, Schlachten, Siege oder Niederlagen, an denen nur verhältnismäßig wenige teilhaben, von deren Folgen aber alle betroffen werden."

Digitized by Google

Soldatenlied

Es ziehen mit dem Hindenburg
Von Tannenberg und Ortelsburg
Preuß mit Kartoffel, Preuß mit Brett*)
Und schwitzen aus ihr bestes Fett,
Die ganze schwere Reiterei,
Der Schwab, der Bayer ist dabei.

Wir halten Tor und weichen aus
Und schwärmen vor im Schlachtgebraus,
Preuß mit Kartoffel, Preuß mit Brett
Und schlafen nie in einem Bett,
Die ganze schwere Reiterei,
Der Schwab, der Bayer ist dabei.

Im weiten Felde liegt ein Platz,
Dort weint einmal ein lieber Schatz ...
Preuß mit Kartoffel, Preuß mit Brett
Ruht dort im kühlen Totenbett,
So mancher aus der Reiterei,
Der Schwab, der Bayer ist dabei.

Auf Polens Straßen fliegt der Dreck,
Wir hauen alles von dem Fleck,
Preuß mit Kartoffel, Preuß mit Brett,
Und machen Rußlands Blutschuld wett,
Die ganze schwere Reiterei,
Der Schwab, der Bayer ist dabei.

Es ist nicht immer ein Genuß,
Und oft fehlt es am Ueberfluß
Preuß mit Kartoffel, Preuß mit Brett ...
Drum, Jungfer, tu nicht so kokett
Und singe mit der Reiterei
Von Hindenburg und allerlei.

*) „Preuß mit Kartoffel, Preuß mit Brett" — Artillerie und Ulanen. Nach Aussagen gefangener Russen die am meisten gefürchteten Truppen.

Digitized by Google

Und reiten wir einmal nach Haus
Mit Eichenlaub zu Wein und Schmaus
Preuß mit Kartoffel, Preuß mit Brett
Und schlafen in dem schönsten Bett:
Dann singt die ganze Reiterei
Von Tod und Sieg und allerlei.

Wilhelm Schussen

Russische Balkangeschäfte

Die spekulativen Faseleien über eine neue Gruppierung des europäischen Orients, die einen „zweiten Balkanbund" betreffen soll, mit der Spitze gegen Türkei und Zweibund, tragen das Kainszeichen politischen Hochstaplertums an sich. Die russischen Makler, welche die drei neutralen Balkanstaaten Bulgarien, Rumänien und Griechenland für ihre Zwecke „erkaufen" sollen, schieben diesmal einen Strohpaten für das neue Bündnis vor — Italien. Prüft man jedoch die angebotenen Preise bezüglich ihrer Erfüllbarkeit, kommt der Schwindel klar zu Tag, auf den voraussichtlich weder Sofia, Bukarest noch Athen hereinfallen werden. Und Italien — schon gar nicht. Bulgarien wurde in Aussicht gestellt, soweit ging der Antrag des russischen Gesandten von Savinski, für den Durchmarsch russischer Truppen gegen Konstantinopel, einen mazedonischen Gebietsstreifen zu erhalten, der Serbien im Bukarester Frieden zufiel und den dieses angeblich verschmerzen wolle. Für die volle Verständigung und aktive Parteinahme Bulgariens für Serbien und gleichzeitige Kriegserklärung an die Türkei soll nun der zweite, russische Geschäftsreisende, Fürst Trubetzkoi (der übrigens am Balkan einen sehr niederen Ruf genießt), Bulgarien den vollen Besitz von fast ganz Mazedonien offerieren, wobei Serbien, das dann wieder zum Kleinstaat zusammenschrumpfen würde, durch Bosnien und Herzegowina entschädigt werden sollte. Da fängt also schon das zweifelhafte Verschenken fremden Eigentums an. In Sofia wird man dieser russischen Großmut sehr skeptisch gegenüberstehen, da man dort einerseits weiß, daß ein russisches Konstantinopel die bulgarische Unabhängigkeit zum leeren Begriff machen würde, andrerseits gar nicht überzeugt ist, daß Rußland im Verlauf dieses Krieges in die Lage kommen werde, österreichisches Gebiet zu verschenken, ein Raub an Serbien aber ohne erfüllbare Entschädigung, den letzten Rest an russischem Balkankredit vernichten würde.

In Rumänien liegt gleichfalls ein ähnliches russisches Anerbieten mit der Prämie Siebenbürgen und Bukowina vor, wofür sich die Rumänen mit der russischen Umklammerung und slawischen Einkreisung durch eine russisch gewordene Türkei, versöhnen sollten. Also mit dem sicheren Untergang der romanischen Enklave!

Griechenland, das politisch und finanziell vom Dreiverband am mürbsten gekneteten Balkanland, wird mit albanischen Gebietsaussichten (obwohl es sich bekanntlich schon

Digitized by Google

selbst im Epirus bedient hat), Inselbesitz und einer ganz nebelhaften Perspektive auf Machtvergrößerung zur See (nebelhaft und verschleiert, weil sonst Italien a priori nicht dafür zu haben wäre) geködert. In Athen möchte man ja ungemein gerne ein Geschäft machen, da es im letzten Balkankrieg so gut damit ging — dabei aber doch so lang als möglich den Lasten und Gefahren eines Krieges tapfer ausweichen.

Und nun Italien. Es wäre einfach beleidigend, den maßgebenden, italienischen Politikern zuzumuten, für die kleine, irredentistische Genugtuung an Oesterreich-Ungarn, den russischen Einbruch ins Mittelmeer, durch Förderung Rußlands und Konsorten gegen die Türkei, nicht als hundertfach schwerere Schädigung der italienischen Interessen erkennen zu wollen.

Das erscheint geradezu ausgeschlossen.

Was also bleibt von der ganzen russischen Treiberei, vom neuen Balkanbund — als realer Posten in der Rechnung auch nur eines der drei neutralen Balkanstaaten aufrecht?

Humbug... v. S.

Potsdam gegen Potsdam

Dr Karl Liebknecht hat im deutschen Reichstag gegen die Kriegskredite gestimmt, diesmal auch im Plenum; im August hatte er sich noch dem Fraktionsbeschluß gebeugt.

Der Fall ist nicht tragisch.

Wäre der Abgeordnete Liebknecht nicht so furchtbar eitel, so würde man ihm ungescholten das freie Recht der politischen Ueberzeugung zugestehen; aber so hat man die peinliche Empfindung, es handle sich nur um eine Demonstration seiner Wichtigtuerei. Er imponiert sich, indem er annimmt, daß er jetzt, durch die Zeitung der Welt geschleppt, einer Welt imponiere, er, der unabhängige Europäer und Antimilitarist. Das mag ihm gelingen, daß er durch die Winkelblätter von Paris und London als Triumphator geschleppt wird: Sembat, Thomas, Vandervelde werden ihn verachten.

Der Witz der Sache ist: der Reichstagsvertreter von Potsdam ist es, der seine nicht zu beruhigende Stimme erhebt. Er verbündet sich mit jenen guten Freunden draußen, die, bei übrigem Wohlwollen, uns gerade „Potsdam" austreiben wollen. Der kleine Liebknecht hat das Glück, nun sogar in einem Wortwitz unsterblich zu werden. Freilich: der Wahlkreis Potsdam wird nunmehr von diesem Vorkämpfer seines Ruhmes vermutlich genug haben.

Aber die Sozialdemokratie mag sich den Sohn ihres Gründers genau anschauen. Er hält sich heute schon empfohlen als der Führer einer kommenden Partei. In Stuttgart erzieht er sich einen Trupp der Gläubigen. Er hat die Unverfrorenheit und den Mangel an Intelligenz, aus Eitelkeit der Sache der deutschen Demokratie den peinlichsten Schaden beizufügen. Darum: cave canem! Freilich gilt das Bellen nicht immer als das Zeichen der Kraft.

So uninteressant die Person, so unerheblich die Abstimmung — der Mißbrauch eines väterlichen Namens vor der deutschen Arbeiterschaft verlangt ernste Vorsicht.

Fridolin

Digitized by Google

Etwas für Weihnachten

Der Holbein-Verlag in München, dessen sehr schöne Faksimile-Ausgabe der Kupferstiche Dürers hier angezeigt war und sich mir im Gebrauche seither ausgezeichnet bewährt hat, gibt jetzt eine ebensolche, vollständige Ausgabe der Radierungen Rembrandts heraus, von der eine erste Mappe erschienen ist. Die Subskriptionsauflage ist schon auf die Voranzeige hin überzeichnet worden; das verdankt der Verlag jenem ausgezeichneten Dürerwerk. Ueber den Rembrandt wird hier berichtet werden, wenn er vollständig ist, einstweilen sei der erschienene Band angezeigt, da sehr Viele sich darüber freuen werden. Die Ausgabe verspricht ähnlich korrekt und solide zu werden wie der Dürer — daß Faksimiledrucke, auch die besten, keine Originale sein können, versteht sich von selbst. Was bei einem mäßigen Preise an guter, genauer, möglichst elastischer und frischer Wiedergabe in Nachbildungen möglich ist, das ist hier geleistet. Die Mappen werden Rembrandts ganze Graphik enthalten, es bleiben nur jene Blätter weg, welche, früher dem Meister irrtümlich zugeschrieben, seither einwandfrei als nicht von ihm stammend erwiesen sind. Dagegen sind viele Radierungen mit aufgenommen, deren Herkunft unsicher ist, die aber einstweilen noch Rembrandt zugeschrieben werden oder erkennbare Spuren seiner Hand zeigen.

Je mehr hoffentlich der Weihnachtsmarkt, auch der des Buch- und Kunsthandels, durch den Krieg von den üblichen blöden Kinkerlitzchen gesäubert ist, desto sichtbarer steht so ein Werk an seinem Platz. So etwas gehört nicht „in jedes deutsche Haus", das ist eine Einbildung. Aber es gehört dahin, wohin jener schöne Dürer gehört, und dahin, wo man ohne einen Goethe und einen Klavierauszug der Matthäuspassion, ohne Beethovens Sonaten und ohne ähnliche Sterne am Himmel sich das Leben nicht vorstellen kann.

Hermann Hesse

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Oesterreich-Ungarn gegen Rußland

Von Richard Charmatz, Wien

Wahrhaftig, die Geschichte liebt Wiederholungen! Auf dem Boden der Habsburgermonarchie wurde der Ansturm der Avaren gebrochen; hier entschied sich das Schicksal der Mongolen; vor den Mauern Wiens endete der Siegeszug des Halbmonds nach dem Westen. Und jetzt ist Oesterreich-Ungarn aufgestanden, um Europa abermals mit erstaunlicher Kraft einen gewaltigen Dienst zu leisten und die Begründung einer russischen Universalmonarchie für alle Zeiten in das Reich der unerfüllbaren Träume zu verweisen. Wenn man die Politik der Zaren in ihren tieferen Zusammenhängen zu ergründen sucht, dann findet man, daß die von St. Petersburg aus immer wieder erneuerten Expansionsbestrebungen ein doppeltes Ziel hatten: den Gewinn von Land und von wichtigen Stellungen an den Küsten. Als Peter der Große selbst die Kunst des Schiffsbaues lernte, vollführte er wohl unbewußt eine symbolische Handlung. Bis ans Mittelländische Meer, bis zur Adria vorzudringen und besonders im Marmara-Meer ungehemmt zu herrschen, das ist die hochfliegende Sehnsucht, die durch die russische Geschichte geht und stets mit elementarer Gewalt zum Ausdruck kommt. Erst wenn man sie ins Auge faßt, kann man das richtige Verständnis für die Balkanpolitik der Zaren und für die panslawistischen Regungen gewinnen, die in einflußreichen Generälen und in hohen Aristokraten stets kampflustige Gönner fanden. Hinter der heuchlerischen Redensart von der Befreiung der „slawischen Brüder" steckt ein glühendes Verlangen, das am besten als „Küstenhunger" zu charakterisieren ist. Da Oesterreich-Ungarn nicht zu dulden vermochte, daß Rußland seine schwere Hand auf die Balkanhalbinsel legte und an der Adria und im Mittelländischen Meere seiner Kriegsflagge Geltung verschaffte, wurde die Habs-

Digitized by Google

burgermonarchie in St. Petersburg bitter gehaßt. Dieser Groll trat zwar manchmal zurück, aber er verschwand nie ganz. So entstand der Wunsch, Oesterreich-Ungarn zu vernichten; so entwickelten sich die Keime des gigantischen Krieges, den der Zarismus und der Panslawismus den beiden europäischen Zentralmächten aufgedrängt haben. Würde England seiner Vergangenheit eingedenk sein, sich erinnern, mit welcher Eifersucht es früher darüber wachte, daß kein russisches Kriegsschiff durch die Dardanellen dampfte, wäre Frankreich imstande, kühl zu erwägen, was die Republik zu erwarten hätte, wenn Rußland seinen Einfluß auf das Mittelländische Meer ausdehnte, dann könnten die zwei demokratischen Staaten nicht für den Zarismus bluten. Für sie müßte die ungeschwächte Erhaltung Oesterreich-Ungarns ein unerschütterliches Dogma bilden, einen Grundsatz, dessen Verteidigung die höchsten Opfer rechtfertigte .....

Schon lange vor dem Ausbruche des großen Krieges hatte das Zarenreich gegen die Habsburgermonarchie einen geheimen Kampf geführt. Die Panslawisten, jene merkwürdigen Don-Quichotte des Kosakentums, haben nicht bloß außerhalb Oesterreich-Ungarns die Seelen vergiftet, die Köpfe umnebelt und die Saat der Verleumdung gegen den unbequemen Nachbarn ausgestreut, sondern sie sind auch an den Grenzen der Habsburgermonarchie nicht stehen geblieben. Wie die Regierung in St. Petersburg bald sorgenvoll und ängstlich, bald überredend und drohend die inneren Vorgänge im alten Kaiserstaate verfolgte und dabei nicht selten die beabsichtigte Gewährung von Rechten und Freiheiten hemmte, so ließen es sich die reaktionären Panslawisten angelegen sein, auf die Nord- und Südslawen in Oesterreich-Ungarn unmittelbar einzuwirken. Die offiziellen Kreise in Rußland waren auf den Grafen Beust schlecht zu sprechen, weil sie ihm die Bevorzugung der Polen in Galizien vorwarfen. Auch Graf Andrassy mußte hören, daß man in St. Petersburg wenig erfreut wäre, wenn die Autonomie der österreichischen Polen eine Erweiterung erführe. Zur Einschüchterung der Wiener Regierung gedachte man

Digitized by Google

sich der Ruthenen zu bedienen. Mehr als einmal wurde der Versuch unternommen, in dieses Volk Zwietracht zu tragen und eine russophile Stimmung künstlich hervorzurufen. Diese politischen Bemühungen verbarg man freilich hinter religiösen Absichten. Zwar endete der Hochverratsprozeß, der im Jahre 1882 vor den Lemberger Geschworenen stattfand, in der Hauptsache mit dem Freispruche der Angeklagten, aber die Ansätze zu einer staatsfeindlichen Bewegung waren vorhanden. Die russophile Propaganda in Galizien wies in den letzten Jahren beträchtliche Fortschritte auf; der in diesem Frühjahre durchgeführte Prozeß gewährte manchen Einblick in das Treiben der Agitatoren. Noch schärfer trat die angerichtete Verheerung hervor, als der Verrat offenbar wurde, der während des Krieges in einzelnen politisch infizierten Ortschaften Galiziens geübt ward. Auch unter den ungarischen Ruthenen wurde eine religiöse Abfallsbewegung mit politischen Zielen entfesselt; die Verhandlungen vor dem Gerichtshofe in Marmaros-Sziget waren ungemein aufschlußreich. Graf Bobrinski, der Führer der russischen Panslawisten, konnte unter dem Schutze des freien Geleites Zeugenschaft ablegen; er kam um zu entlasten und belastete sich und seine Gesinnungsfreunde. Nicht einmal vor der Irreführung und Verhetzung der galizischen Polen schreckte man zurück. Bemühten sich doch die russischen Seelenfänger und -Käufer an die Dezemberverfassung des Jahres 1815 zu erinnern, durch die Alexander I. den Polen seine Gunst bewiesen hatte. Davon, daß bald nachher unter Nikolaus I. das berüchtigte „organische Statut" gefolgt war, sprach man allerdings nicht. Immerhin wurde mit unerhörtem Zynismus den Polen gepredigt, ihre Befreiung dem gütigen „Väterchen" anheimzustellen .....

Im April 1887 verkündete Graf Ignatiew bei einem zu Ehren Katkows abgehaltenen Feste, ganz unverhüllt als letzten Zweck der panslawistischen Bestrebung die Vereinigung aller Slawen unter dem Szepter des Zaren. Eine Autorität hatte unverblümt das Endziel dargelegt. Trotzdem fanden erklärte Panslawisten

Digitized by Google

den Mut, auf österreichischem Boden zu erscheinen und zu werben. Graf Bobrinski, der vor sechs Jahren an dem allslawischen Kongreß in Prag teilnahm und sich dabei überaus anmaßend benahm, konnte auf eine Reihe von Vorgängern blicken. Nennen wir nur die Generäle Komarow und Tschernajew. Selbst unter den Tschechen suchten die Panslawisten vor Jahrzehnten eine religiöse Uebertrittsbewegung zu inszenieren; dem orthodoxen Glauben sollten Anhänger, der panslawistischen Politik sichere Kämpfer gewonnen werden. Die Anstrengungen standen freilich in einem schreienden Mißverhältnisse zu den Erfolgen: doch immerhin, die ruhelosen Aufwiegler scheuten keine Mühe.

Im Jahre 1848 meinte der Slowake Hodscha: „Lieber die Russen als die Magyaren!" Ungefähr so dachte selbst der hochstehende und berühmte kroatische Bischof Stroßmayer, sicherlich eine der interessantesten Persönlichkeiten unter den Südslawen. Gewiß, der rührige Kirchenfürst war ein guter Sohn Kroatiens. Doch auch er blickte gelegentlich nach St. Petersburg und zog sich sogar eine Rüge des Kaisers Franz Josef zu. Daß die Panslawisten alles daran setzten, um sich unter der leichtgläubigen Bevölkerung der südslawischen Landesteile Gehör zu verschaffen, versteht sich von selbst. Das Gefühl, von einem zu allem bereiten Gegner im eigenen Lande bedroht zu sein, brachte in die kroatisch-slawonische Politik einen bedauernswerten Zug der Unsicherheit. Die Gerichte bekamen viel Arbeit. Dadurch wurde das ganze öffentliche Leben vergiftet; das Denunziantentum erhielt einen Freibrief. Gefälschte Protokolle spielten schon in den Siebzigerjahren eine große Rolle. Zuletzt bot der bekannte Agramer Hochverratsprozeß ein traurig-schmerzliches Bild. Aber die beklagenswerten Verirrungen der Herrschenden waren die Folge der unheimlichen Wühlarbeit, die von den Panslawisten geleistet wurde. In dem dunklen Drange, den Staat vor diesen Verderbern zu schützen, verlor man den richtigen Weg bisweilen aus dem Auge. Gleich den Serben wurden die Slowenen umgarnt, denn überall, wo Slawen wohnten, wollten die Vorkämpfer des Zarismus zuerst

Digitized by Google

die Gemüter an sich fesseln, um dann desto leichter das Land zu erobern. „Der Weg nach Konstantinopel führt über Wien", hatte einst Fadejew prophezeit, und diese Lehre vererbte sich im Kreise der Panslawisten.

Unsäglich schwer litt Oesterreich-Ungarn unter diesen Korrumpierungsbestrebungen, unter diesen nichtswürdigen Versuchen, alte Bande zu lockern und Bürger und Staat in einen Gegensatz zueinander zu bringen. Man kann manches Kapitel der inneren Geschichte der Habsburgermonarchie nicht verstehen, wenn man nicht an das Schreckgespenst des Panslawismus denkt. Das amtliche Rußland, das die Agitatoren beschirmte und förderte, sollte geschont werden, weil Oesterreich-Ungarn eben den Krieg zu verhindern dachte, solange es nur ging. Darum faßte man bisweilen allzu hastig und hart die eigenen Staatsangehörigen an, vergriff man sich manchmal an ihren Rechten. Viel persönliches und viel allgemeines Unglück wurde dadurch heraufbeschworen, denn nicht immer ließen sich die wirklich Schuldigen feststellen. Wie groß das Uebel geworden war, konnte man im April dieses Jahres erfahren, als der Sprecher der österreichischen Delegation Graf Sylva-Tarvuca, ein sehr konservativer und sehr vorsichtiger Herr, die Forderung erhob, „daß der von übelwollenden Nachbarn — ob offiziell oder inoffiziell, darauf kommt es nicht an — in den Grenzländern betriebenen staatsfeindlichen Propaganda mit aller Entschiedenheit entgegengetreten werde, damit die Völker Oesterreich-Ungarns sich endlich ungestört der Segnungen des Friedens erfreuen dürfen ...."

Jetzt ist der Spuk verflogen, denn der Krieg hat die tröstende Gewißheit verschafft, daß die klingenden Rubel und die tönenden Worte, die aus Rußland über die Grenzen drangen, weit weniger Schaden anzurichten vermochten, als die Panslawisten hofften. Die Tapferkeit, mit der alle Nationen der Habsburgermonarchie für ihr Volk, für ihre Heimat, für ihr Reich, für Kultur wider Unkultur und gegen die moskowitische Reaktion kämpfen, spricht eine beredte Sprache. Heute kann man offen von der Brunnen-

Digitized by Google

vergiftung reden, weil es klar geworden ist, wie wenig Quellen wirklich getrübt wurden. Die seit Jahrzehnten insgeheim angestrebte Unterwühlung des österreichisch-ungarischen Bodens hat ihren Zweck nicht erreicht, die Opfer nicht gelohnt und auch der offene Kampf im Felde wird nicht bringen, was das Zarenreich von ihm erwartet. Das Adriatische und das Mittelländische Meer werden der Habsburgermonarchie und des Deutschen Reiches kraftvoll geführte Waffen vor der Russifizierung schützen!

In Reims

Von Max R. Funke, S. Francisco (Cal.)

Ein amerikanischer Publizist, der im September in Reims war, schreibt uns:

Am 4. September kam die deutsche Armee zum erstenmal nach Reims, wo auch sofort mit der Beschießung begonnen wurde. Drei Granaten schlugen ins Museum ein, zerschmetterten eine Außenmauer und die große Galerie moderner Gemälde. Weitere fünf Granaten krepierten einige Meter von der Kathedrale entfernt. Es war halb 10 Uhr morgens. Diese Beschießung währte bis halb 11 Uhr, wodurch die Stadt mit 100 Granaten bedacht wurde, die mehr oder minder Materialschaden anrichteten, aber doch 55 Personen töteten und 130 verwundeten. Diese Zahlen gab die französische Militärbehörde bekannt. Bald darauf traten deutsche Truppen in die Stadt ein. Als Kriegssteuer wurde der Stadt die sehr milde Naturalienzahlung von 50 000 Kilo Fleisch und 100 000 Kilo Brot auferlegt.

Am Montag den 14. September um 9 Uhr morgens begann die zweite Beschießung wieder. Die großen Granaten krepierten in der Nähe des Generalstabs, etwa 100 Meter vom Rathaus entfernt. Die Präfektur hat am meisten gelitten, ebenso die Wohnhäuser in unmittelbarer Umgebung des Rathauses. Mit methodischer Regelmäßigkeit wurde diese Beschießung täglich wiederholt. Die schöne Kathedrale St. Rémi, über welche die Fahne des Roten Kreuzes wehte, beherbergte 200 verwundete deutsche Soldaten, die Prinz August Wilhelm dort unterbringen ließ.

Digitized by Google

Drei Kilometer vor der Stadt wurde unser Zug aufgehalten und es hieß: „alles aussteigen!“ Es ist Freitag Abend am 18. September! Still und gefaßt ist der Auszug der Einwohner aus der Stadt. Barhäuptige Frauen ziehen aufs Land, um wenigstens ihre Kinder zu retten. Sie marschieren in Gruppen und schreien wild durcheinander: „Man schießt auf die St. Rémi, man kann nicht mehr in der Stadt wohnen!“

Es ist 6 Uhr abends, als ich in Reims ankomme. Die Stadt selbst ist nicht menschenleer, wie ich es beim Anblick der ausziehenden Reimser gedacht habe. Menschenmengen bewegen sich auf den Straßen, da ja die Wohnhäuser vor den deutschen Granaten keinen Schutz mehr bieten. Heute ist es der vierte Tag dieser Kanonade! Und die Nacht fällt ein, rabenschwarz finster und immer noch fahren die deutschen Granaten fort auf den Dächern der Häuser und auf den Straßen unter ohrenbetäubenden Zischen zu krepieren. Ich stehe jetzt vor der Kathedrale, die wie ein erhabenes Hochamt in die pechschwarze Nacht emporragt. Das prachtvolle Gotteshaus, das Prinz August Wilhelm in ein Hospital umwandelte, benutzen die Franzosen unter dem Schutze der neutralen Roten Kreuz-Flagge als Festung. Nämlich vor der Kathedrale sind auf dem Vorplatz schwere Geschütze aufgefahren und auf der Plattform beider Türme liegen Schnellfeuergeschütze.

Die Nacht verbringe ich mit den Reimser und den französischen Wehrmännern auf offener Straße. Von Zeit zu Zeit erhebe ich mich, um so den Schlaf zu vertreiben. Die Nacht streicht hin und alle Welt schlummert leicht auf den Bürgersteigen der Stadt. Mitternacht ist längst vorbei und noch immer nicht beginnt es sich zu lichten. Da plötzlich ein Zischen und ein Krach, die erste deutsche Granate zeigt den neuen Tag an. Drei andere Granaten folgen und wühlen sich tief in die Erde unweit des Rathauses ein. Es ist 2 Uhr 25! Eine Stunde vergeht und die fünfte Bombe explodiert über der Stadt; gefolgt von drei weiteren Granaten. Dann wieder Totenstille, Totenstille in der Luft, derweil das Volk in den Straßen sich in Unruhe ergeht. Kinder jammern, Frauen weinen. Mögen jene Diplomaten von London und St. Petersburg, die den Krieg mit leichtem Herzen heraufgeschworen, die grauenvolle Nacht unter dem mörderischen Granatfeuer mit erlebt und all den Jammer mit angesehen haben, anstatt meilenweit von den pfeifenden Granaten in behaglichen Palästen zu sitzen. Ich bin allein im geisterhaften Schweigen der großen schwarzen Nacht. Wie schrecklich nur der Krieg ist, er gebührt edle Gefühle, edle Taten, aber auch die Laster in ihrer nackten Häßlichkeit. Wozu, ihr Franzosen, mißbraucht ihr dieses prachtvolle Gotteshaus, das heute als Heim für Genesende dient, als Festung, als Beobachtungsposten für eure Kriegsleitung? Das alles unter dem Schutze der Fahne des Roten Kreuzes! Nicht der deutschen Armeeleitung ist zuzuschreiben, daß die ehrwürdige

Digitized by Google

Kathedrale unter Feuer genommen wird, sondern die alleinige Schuld gebührt nur dem Generalstab der Festung Reims, das ein Hospital als militärisches Verteidigungsmittel benutzte. Und eine weitere Torheit ist es, eine Stadt zu befestigen, die ein derartiges Meisterwerk beherbergt, welches im Kriegsfall bei einer Beschießung zum Opfer fallen kann, wenn auch der Feind sichtlich bestrebt ist, dieses Unheil zu vermeiden. Endlich erinnert Euch, Ihr Franzosen, an Euere Beschießung auf Rom im Juni 1849. Ihr habt Rom zerstört, das heilige Rom mit seinen vielen Stätten heiliger Schönheit, die für ewige Zeiten der Welt zu gehören schienen. Und aus diesen Trümmern ging das moderne Rom hervor!

Diesen Samstag Morgen den 19. September werde ich nie vergessen. Noch rabenschwarz hängt die Nacht herunter und doch beginnt die Kanonade der Deutschen. Welch schöner, aber auch schrecklicher Anblick! Die Bomben gleichen feurigen Meteoren, die von Nogent — l'Abbesse, 8 Kilometer östlich von Reims, zu ihrer leuchtenden Bahn aufsteigen und in die Stadt ihre böse Botschaft bringen. Der Tag bricht an, und die himmelansteigende Kathedrale erhebt sich in mehr sichtbaren Umrissen sanft über die mit gelben Moos getönten Dächer der Stadt. Sie macht nur den Eindruck eines unschuldigen Kindes, das auf dem Schlachtfeld mitten unter den Toten, die es einst liebevoll pflegten, lacht und tollt. Immer dichter wurde der feurige Regen und die Granaten beginnen in der Nähe der Kathedrale ihr mörderisches Werk. Schon liegen die schweren Geschütze der Franzosen in Trümmer und um die Plattform beider Türme zischen und platzen die Granaten. Der Verlust der Franzosen an diesem Tag ist furchtbar, in großer Zahl bleiben sie auf dem Platze liegen. Nur die Schwerverwundeten, die ausschließlich amputiert werden müßten, kommen ins Hospital.

Bis zu diesem Augenblick hat die Kathedrale nur ein großes Loch auf der rechten Seite des Daches. Das Haus des Präfekten und 60 andere Wohnhäuser in dessen Nähe sind dem Erdboden gleichgemacht. Gegen 5 Uhr nachmittags fing der Dachstuhl von St. Rémi Feuer. Es war groß und erschütternd, wie in voller Erhabenheit und Anmut die gewaltigen heiligen Feuer zum hohen Himmelsbogen emporleckten. Wie konnte ich den Blick von der erhabenen Pracht der „Mutter aller Kirchen Frankreichs" wenden, habe ich ja etwas so Schönes, so Romantisches und doch so Schmerzliches nie gesehen. Nur der Feuergeist adelt das Heiligtum!

*

Was nun die Außenarchitektur der Kathedrale anbetrifft, so hat sie unter der Beschießung gelitten, doch ist sie noch reparaturfähig. Zuerst das prachtvolle Portal der Kirche, vor welcher die französische Artillerie aufgefahren ist! Die Bildsäulen sind teils gebrochen, teils enthauptet. Christus und die Leidtragenden

Digitized by Google

sind beschädigt, während die Jungfrau von Orléans völlig unversehrt blieb. Ein Teil der Spitze des Nordturms droht abzustürzen und die zierlichen Säulen sind durch die Schüsse stark lädiert.

Es gibt keine Türen mehr, die Eingänge stehen klaffend weit auf und ich blicke in das ungeheuere Schiff, wo mir eine Trostlosigkeit entgegengähnt, die jeglicher Beschreibung spottet. Granatensplitter haben fast alle Kirchenfenster zersprengt, die kunstvollen Pfeiler sind geschwärzt und ein Brandgeruch verhindert frei aufzuatmen. Die Kronleuchter sind zu Boden gestürzt und der Altar, ein unvergleichliches Meisterwerk, stark beschädigt. Ich gehe weiter durch Schutt und Asche weihevoller Steine und verkohlter Holz- und Strohüberreste aus den Krankenlagern deutscher Helden. Und ich lasse meine Augen in dieser heiligen Kunststätte rundlaufen und wohin ich blicke, gähnt das Grauen entgegen. Die ersten Stufen der Treppe im Nordturm sind durch das Feuer aus dem Schiff völlig verbrannt und um sie zu benutzen, stellte ich mir aus den Holzüberresten der verkohlten Bänke eine notdürftige Leiter her. Ueber verkohlte Sprossen und Stufen krapple ich empor zur Plattform des Nordturms. Von der Höhe aus breitet sich vor mir ein noch vor einigen Tagen prächtiges Panorama aus, heute aber durch die Beschießung der Stadt in einen jammernswerten Zustand gebracht. Die reiche rémische Stadt trägt tiefe Wunden. Die deutschen Granaten haben in der Ceresstraße, Universitätsstraße und im Vorort Flechambault, sowie im Stadtteil der Glasbläsereien furchtbar wütend gearbeitet.

Neben den ausgezeichneten Sammlungen prähistorischer Objekte und Kunstgegenstände aus der römischen und gotischen Zeit, haben die Franzosen bei Zeiten die unvergleichlich prachtvolle Teppichsammlung in Verwahrung gebracht. Diese 42 Teppiche umfassen 1. die 2 Teppiche des „fort roy clovis" ein Geschenk von Charles, Kardinal von Lothringen und Erzbischof von Reims (1538—1574) aus dem Jahre 1573; 2. die 17 Teppiche „Histoire de la vie de la Vierge," Geschenke aus dem Jahre 1530 von Robert de Lenoncourt, Erzbischof von Reims (1509—1532); 3. die 17 Teppiche „Histoire de la vie du Christ", ausgeführt von Daniel Peperſack und geschenkt im Jahre 1640 von Henri de Lorraine, Erzbischof von Reims (1629—1641); 4. die vier Teppiche „Cantique des Cantiques", Seidenstickereien auf Leinwand aus dem 17. Jahrhundert und 5. die beiden Teppiche „Saint Paul a Lystre" und „Saint Paul a l'aréopage", Kopien aus der „Tätigkeit der Apostel" nach Raphaël, Gobline aus dem 19. Jahrhundert.

Digitized by Google

An Bord eines Linienschiffes

Von Richard Woldt

Kriege sind Belastungsproben. In Friedenszeiten rüsten die Völker. Für das Waffenhandwerk werden Menschen ausgebildet und als Soldaten in das Räderwerk der komplizierten Heeresmaschinerie eingegliedert. Die Techniker ersinnen und verfeinern die Werkzeuge der Kriegsführung: Waffen, Festungswerke, Schiffe, und in ihren stillen Stuben sammeln die Generalstäbler Material, schätzen die eigenen und fremden Heereskräfte, entwerfen die Operationspläne, wie nachher in dem gewaltigen Schachspiel die Kriegsmittel zu Lande, zu Wasser und in der Luft zur Entfaltung kommen sollen.

Aber was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe! Manöverübungen und Schießversuche können doch nur die Grundlage zur Aufstellung von Theorien geben, die wichtigsten Erfahrungstatsachen bringt erst der Krieg selbst, der fürchterliche Ernst in der Erfüllung all jener Bedingungen, für die gerüstet worden ist.

Und dieser Krieg wird alle Maßstäbe hinter sich lassen. Er bedeutet ein Ringen zwischen modernen Staaten, die auch den Krieg „kultiviert" haben. Die früheren Kämpfe waren Nahkämpfe, Heer gegen Heer, Mann gegen Mann, heute sind Fernkämpfe daraus entstanden und Massenheere in einer Kampfesfront von bisher ungekannter Ausdehnung stehen sich gegenüber.

Zugleich ist dieser Krieg auch ein technischer Krieg erster Ordnung. Mit den modernsten technischen Hilfsmitteln haben die Völker ihre Heere ausgestattet, der Soldat ist ein Maschinenmensch, der all jene Zerstörungsmittel in Betrieb setzt, die von der Technik geschaffen wurden. Grausamer, verheerender, furchtbarer hat die Technik den Krieg gemacht, eine besondere Eigenart haben die Kampfesformen des Seekrieges erhalten müssen.

Die Ereignisse überstürzen sich. Wortkarg sind in ihrer sachlichen Kürze die Berichte des Generalstabes und der Admiralität und doch ist jeder Tag ein Kriegsdrama für sich. Erst später werden wir die Geschehnisse besser würdigen können.

Was hat sich nicht schon alles auf dem Kriegsschauplatz des Meeres ereignet! Sofort nach der Kriegserklärung in fieberhafter Eile und doch wohlüberlegter Zweckbestimmung der Aufmarsch. Ueberall an den wichtigen Küstenpunkten lauert der Tod. Aus der Verteidigung ist die deutsche Marine gelegentlich auch zum Angriff übergegangen.

Digitized by Google

Gleich zu Beginn legt die „Königin Luise" an der Themsemündung Minen, dann später die beispiellose Kriegsfahrt von „U 9", die Kreuzerfahrten der „Emden." Und nun in diesen Tagen, während die vorstehenden Zeilen geschrieben werden, kommt die Nachricht, daß das englische Linienschiff „Bulwark" plötzlich mit Mann und Maus in die Tiefe ging. Die englische Admiralität läßt sofort dazu die Mitteilung verbreiten, der Dreadnought sei wegen einer „inneren Explosion" zum Sinken gekommen, er sei an sich selbst zu Grunde gegangen.

So ist der Seekrieg! Es lohnt sich schon, an dem Repräsentant eines Linienschiffes die Vorgänge auf dem Meere klar zu machen.

* * *

Der 10. Februar 1906 bedeutet für die Geschichte aller Kriegsmarinen ein denkwürdiges Datum: an diesem Tage ist der erste Dreadnougth von Stapel gelassen worden. Der Typ des Kampfschiffes vom jeweilig größten Kaliber hat für alle Staaten moderner Seekriegsführung eine neue Periode kostspieliger Rüstungen eröffnet. Der englische „Fürchtenicht" wurde auch bei uns in Deutschland nachgebildet und ist durch den Typ des Linienschiffes vertreten.

Was ist ein Dreadnought? Der zünftige Schiffbauer antwortet auf diese Frage mit einer Reihe von Angaben über Breite, Länge, Deplacement, Maschinenleistung, Armierung und Besatzung. Aber welche Vorstellung kann sich die „Landratte" davon machen? Was nützt es dem Laien, der noch nie ein großes Linienschiff selbst besucht hat, wenn er folgende Zahlen hört:

Linienschiff

Deplacement oder Wasserverdrängung in Tonnen (1000 kg)	24 000 t
Länge	172 m
Breite	29 m
Tiefgang	8,3 m
Maschinenleistung in Pferdestärken ausgedrückt	28 000 PS.
Geschwindigkeit pro Stunde und Knoten (1 Knoten = 1852 m)	23 Knot.
Armierung: 10 Geschütze 30,5/50	
14 „ 15/50	
12 „ 8,8/40 u. s. w.	
Kohlenfassung in Tonnen	3 600 t
Besatzung	1 079 Mann.

Es kommt darauf an, den Sinn, den Rhythmus in dem Schöpfungsplan eines solchen Meeresriesen zu verstehen.

Der Dreadnought ist ein wehrhaftes Schiff, ausgerüstet mit Geschützen von furchtbarer Zerstörungskraft, umgeben wie ein Gürteltier mit einem gewaltigen Panzer.

Digitized by Google

Auch von den Schiffsgeschützen macht der Ingenieur nicht viel Wesen, in seiner lakonischen Zahlensprache schreibt er z. B. 8,8 cm S. K. L/40 oder 30/5 S. K. L/50, d. h. ein Geschütz von 8,8 cm (30,5) innerem Rohrdurchmesser, dessen Rohr 40mal (50mal) so lang ist, also eine Länge von 3,75 m bezw. 16 m hat.

Das sind Krupp'sche Schnelladekanonen. Die Oeffentlichkeit hat sich mit den 42 cm Festungsgeschützen beschäftigt, aber auch die großen 30,5 Schiffskanonen können sich mit ihren 16 Meter langen Rohren, ihren Rohr- und Geschoßgewichten, den Geschützladungen und der Durchschlagsenergie sehen lassen.

Dabei sind die 30,5 Geschütze gegenwärtig noch nicht einmal die größten Kanonen; einzelne Staaten gehen dazu über, die Kaliberstärken der schweren Geschütze auf 38 cm zu steigern. Auch die Neubauten der deutschen Marine werden diesen Typ erhalten.

Die Anhänger der Dreadnoughts-Formation wenden auf die Ausbildung der großen Geschütze ihr Augenmerk. Die große Schiffskanone ist die Hauptwaffe. Und es wird nicht nur darnach gestrebt, die Zerstörungsenergie der Geschosse zu steigern, sondern die Artilleriewirkung soll auf die größten Entfernungen möglich sein. Der Gegner soll schon im Fernkampf geschwächt in die Entscheidungsschlacht eintreten.

Ebenso eingehend ist in Marinefachkreisen die Debatte um die beste Aufstellung der Geschütze. Die schwere Artillerie wird nach Möglichkeit „mittschiffs", d. h. in der Mitte des Schiffes angeordnet. Auf Drehtürmen gelagert, soll der Schiffsriese versuchen, zum Gegner in Breitstellung zu kommen und nun besonders aus allen schweren Geschützen die gesamte furchtbare Feuerwirkung entfesseln. So sind die Zwillings-, Drillings-, Vierlingstürme entstanden, der Einbau von zwei, drei und vier Geschützen in ein gemeinsames Panzergehäuse.

Während die schwere Artillerie auf dem Oberdeck breit und protzig mit ihren Riesenrohren finster drohend dem Beschauer entgegen starrt, halten sich die mittleren und kleineren Geschütze mehr verborgen. Bescheidener lugen die Rohre aus den Oeffnungen des Schiffsrumpfes und den Schanzverkleidungen hervor. Ihre Aufgaben sind auch andere.

Die leichte und Mittelartillerie von 8,8 und 15 cm Mündungsdurchmesser der Rohre soll die Feuerkraft der schweren Geschütze ergänzen. Die großen Kanonen richten schon in großen Entfernungen ihr Ziel auf die panzergeschützten Teile des feindlichen Schiffes, die Mittelartillerie nimmt sich die ungeschützten Teile vor. Und dann sind die beiden kleineren Geschützarten dazu bestimmt, die gefährlichen Torpedoboote unter Feuer zu nehmen. Wenn diese Feinde des Linienschiffes sich heranschleichen, muß die Mittelartillerie mit gut gezielten

Digitized by Google

Treffern und die leichten Kanonen mit dem Hagel ihrer Schnellfeuer die Torpedoboote abwehren und zu vernichten suchen.

Alle Marinefachleute haben vorausgesagt (und sie werden wohl schon in diesem Kriege Recht bekommen), daß heute die Seegefechte, wenn es zum Treffen Schiff gegen Schiff kommt, sich schnell entscheiden. Auf die beste und schnellste Feuerwirkung wird es ankommen, wer imstande ist, den Gegner zuerst durch seine Artillerie den größten Materialschaden zuzufügen.

Ein anderes wichtiges Moment der Kampffähigkeit eines Linienschiffes bedeutet die Panzerung.

Nach der Erfindung der Bombenkanone durch den französischen Oberst Paixhaus im Jahre 1822 ergab sich die Notwendigkeit, die Schiffe gegen das neue Geschoß zu verteidigen. Mit Panzerplatten aus Walzeisen fing man an, die Verbesserung der Geschütze ließ auf verbesserten Plattenschutz sinnen. Heute werden in der Kriegsschmiede von Krupp Stahlnickelpanzer angefertigt; durch Zusatz von Nickel erhalten die Stahlplatten Zähigkeit und Elastizität, und durch ein Härteverfahren wird die Außenhaut gegen das Durchschlagen des Geschosses hart und undurchdringlich. Krupp hat diese Härtung so ausgebildet, daß eine fertigbearbeitete Platte bis zur Weißglut erhitzt, an der Oberfläche von einem kohlenwasserstoffhaltigen Gasstrom bestrahlt wird. Die stark kohlenhaltig gewordene Oberfläche erfährt dann bei plötzlicher Abkühlung in einem Oelbad ihre Härtung.

Ein farbenprächtiges Bild ist bei Krupp im Essener-Werk der Werdegang einer solchen Panzerplatte.

Der glühende Block kommt angewärmt aus dem Ofen. Ein Fahrkran packt ihn und trägt ihn auf das Walzenbett, das aus 10—12 Walzen besteht. Einen Augenblick liegt der Block schwerfällig und hilflos auf dem Walzenlager. Er leuchtet in blendendem Farbenspiel und läßt Funken sprühen, bis plötzlich unter ihm ein dumpfes Rollen anhebt. Die Walzen setzen sich in Bewegung. Sachte und behutsam und doch zugleich sicher und mitleidslos nimmt das Walzenspiel den Block in Behandlung. Wie der Teig unter dem Nudelholz wird eine Platte ausgewalzt von der Länge, Breite und Stärke, wie das die Arbeiter auf ihrem Arbeitszettel ausgeschrieben erhielten. Dann kommt wieder eilfertig ein Kran angefahren, die Platte wird eingehakt, zum Oelbad hingeschleppt, gehärtet und fertig gemacht. Je nach ihrer Dimension und Form schützt sie dann später die empfindlichen Apparate der Kommandostelle vor den feindlichen Geschossen oder nimmt ihren Platz irgendwo am Schiffsrumpf ein.

Es sind große Aufträge an Geschützen und Panzerplatten, die von der Firma Krupp jährlich für die deutsche Marine geliefert werden müssen. Die Panzerplatten an den Bordwänden haben eine Fläche von 10—15 qm und ein

Digitized by Google

Einzelgewicht von 20 000—30 000 kg. Einzelne Platten kommen der Marinebehörde auf 60 000 Mark Anschaffungskosten. So schwer und kostspielig ist der Schutzmantel, den der Dreadnought für seine Kriegsfahrt bekommt.

Trotzdem ist das Schiff beweglich und geschmeidig in seinen Bewegungen auf dem Wasser.

In Friedenszeiten konnte man das auf Manöverfahrten bewundern. Hintereinander dampft das Geschwader der großen Linienschiffe mit 23 Knoten pro Stunde (das sind rund 43 Kilometer) heraus. Für die großen Schiffskolosse als Marschgeschwindigkeit auf dem Wasser ist das eine ganz anständige Kraftleistung, die von den Maschinen hergegeben werden muß.

Das Flaggschiff, auf dem sich der Flottenchef befindet, hat die Führung. Durch Flaggensignale wird jedem Schiff angegeben, was es zu tun hat und wie im Parademarsch „links schwenkt", „rechts schwenkt", so wenden und drehen sich die Riesenschiffe; es ist als wenn sie der Flottenchef an der Leine führt. Diese Formationen werden fleißig geübt, auf anstrengenden Geschwaderfahrten mußte die Besatzung lernen, das Schiff in allen möglichen Situationen zu beherrschen und zu dirigieren.

Der Dreadnought ist aber auch ein sehr gehorsamer Geselle. Ein in seiner Art wundervolles System von Signaleinrichtungen und Kommandoapparaten durchzieht wie ein Nervennetz den ganzen Schiffskörper.

(Fortsetzung folgt.)

Jean Wuhuu

Von Hermann Horn, Obermenzing-München

Auch als die langen Züge der Truppen durch das Dorf zogen, war Jean Wuhuu nicht anders wie sonst.

Der Maire sah, wie er sich am Misthaufen neben den weißen Gänsen umhertrieb und Rüben aus einem Wagen stahl.

Der Dorfgewaltige war dick und trug glänzende Augen in dem aufgeschwemmten Gesicht, wie ein kranker und aufgeregter Mann. Er lockte Jean Wuhuu hinter die Scheune und warf ihn mit einem Tritt in die Brennesselstauden, die neben dem Scherbenhaufen und der schwarzen Bretterwand standen. Der Unglückliche hob in ohnmächtigem Schmerz drohend die Hände auf, fletschte die Zähne und hub einen Tanz der Wut und des Schmerzes an. Das dauerte

Digitized by Google

eine Weile, dann setzte er sich auf den Scherbenhaufen traurig, wie stets am Ende, und hub sein Heulen an wuh-huu —. Der Maire ergötzte sich daran, — denn er hatte, wie das ganze Dorf, das Schaudern davor vergessen. Die Leute horchten nicht mehr auf, wenn sie die langgedehnten Töne hörten, und pflegten nur zu sagen: „Jean Wuhuu heult."

Der Verstand dieses Unglücklichen war kurz und unzulänglich. Trotzdem lebte in seinem Inneren ein heißes, dumpfes Verlangen nach den Menschen insbesondere den Frauen, denen er gerne nachschlich, um sie bescheiden und sehnsüchtig zu betrachten. Diese Glut brannte stets umsonst und fand nur Abweisung statt Vereinigung, und so ungeschwächt sie wie die Gefühle eines wedelnden Hundes stets begehrlich bei jedem Anlaß hervorbrach, der Widerstand der Enttäuschung lockte immer wieder das schmerzliche Heulen aus ihm hervor, das ihm seltsame Ahnungen von Gefühlen des Schmerzes und der Wollust erweckte.

Er war groß und kräftig, sprach mit ungelenker Zunge und die ständigen Enttäuschungen gaben seinem Gesicht etwas Verstörtes und Wildes. Und dieser Eindruck wurde durch den schwarzen Bart und die vernachlässigten, langen Haare noch vermehrt.

Gegen Abend saß Jean Wuhuu auf einem Markstein am Waldweg, der mit seinen zerrissenen Wagenspuren in's Dorf führte. Drei fremde Männer standen plötzlich vor ihm mit Gewehren und beschmutzten Gesichtern, und frugen ihn nach dem Dorfe.

Er starrte sie an, und als sie die Frage in einer seltsam klingenden Sprache wiederholten, lachte er mit seinen weißen Zähnen, sprang auf, deutete mit den Armen in der Luft umher, lallte vielerlei und führte die drei dann, über den braunen Weg mit den großen Steinen, der sich tief in das Moos des Waldes eingefressen hatte, dem Dorfe zu.

Einer schritt vor ihm, zwei hinter ihm.

Auf einmal zuckte der breite, graue Rücken des Mannes vor ihm zusammen, verschwand und vor ihm stand ein furchtbares Gesicht, das schrie ihm etwas entgegen. Aber das Gewehr mit dem glän-

Digitized by Google

zenden, breiten Messer, das sich gegen Jean Wuhuu gewendet hatte, fiel klirrend zu Boden, der Unglückliche schwankte und der Weg war erfüllt mit aufgeregten Menschen des Dorfes.

„Ho-ho" und „ha-ha" lachten sie, „gut getroffen —." Sie schnitten den Gefallenen die Kehlen durch, durchwühlten ihre Taschen und schnatterten durcheinander.

Jean Wuhuu stand zitternd zwischen ihnen und hätte gern geheult, ohne es zu wagen, und sie zogen alle ab, bis auf den Letzten. Der setzte ihm das Bajonett eines Gefallenen auf die Brust und schrie ihn an, und hob drohend die Fäuste. Wehe, wenn er das Maul nicht halte, und trat nach ihm, vor er den andern nachging.

Der Aermste beugte sich zu den Toten, er versuchte die wackelnden zerschlagenen Köpfe aufzurichten und tränkte seine Hände mit Blut.

Angst überfiel ihn, denn es war dunkel geworden und er begehrte heißer denn je nach der Gemeinschaft der andern. Voll Sehnsucht trabte er den andern nach, die in der Nacht verschwunden waren.

Lange umkreiste er die Schenke, vor er durch die Hintertüre eintrat. Da sassen sie alle, in der Mitte der Maire mit bleichem Gesicht und suchte sich gegen die andern zu behaupten, die begehrten, was er selbst wollte, und nicht wagte.

Viel schrien sie, schlugen mit den Fäusten auf den Tisch, sprangen hitzig auf, bewiesen mit den Händen und der Schnelligkeit der Zunge, klagend und polternd, fluchend und triumphierend.

Und dann stand des Pfarrers Schwester aus der Stadt vor ihnen. Totenbleich, das volle Gesicht brennende Augen blickten darin, und in schneeweißer Kleidung.

O — wie ihre Stimme bebte in Schmerz und Wut aufgelöst.

„Könnt' Ihr nicht lesen? O, diese Hunde, diese Hunde, überall schlägt man sie zurück, wo sie sich stellen. Aber sie treiben unsere Kinder, Frauen und Greise, unsere Priester vor sich her, daß unsere Kugeln die erst durchbohren müssen, vor wir an ihre Mordkehlen kommen können. Ihre plumpen Stiefel werden Euch zertreten, zertretet sie, nebenan in der Scheune bewaffnet Euch, alles ist da, seid Männer. Männer für Frankreichs Größe. Frankreich — Frankreich!"

Digitized by Google

Und wie sie alle erbleichten und vor sich hinsahen, gewahrte einer Jean Wuhuu, der aus dem Hintergrunde hevorgetreten war, und mit weit aufgerissenen Augen sehnsüchtig nach dem Mädchen sah.

Als seien sie froh, einen Ausweg zu finden, stürzten sie sich, aufmerksam geworden, auf ihn, er müsse sterben, er werde sie verraten — zweimal, denn er wisse nun, wo die Waffen seien.

Und so wild war die Erregung, daß sie nichts vernahmen, bis plötzlich unter der Türe ein deutscher Unteroffizier mit drei Mann stand, und laut „Ruhe" rief.

Da ließen sie ab von Jean Wuhuu, der nun ein Mittelpunkt war, mit seinem langen Haupt und Barthaar und den aufgeregten Augen, die aus den Höhlen traten, weil der offene Mund keine Worte fand.

Alle erzitterten, die ihn eben hatten morden wollen. Ein Schauder durchzog sie, die Rache für alles, was sie ihm angetan, war in Jean Wuhuu Hand gegeben. Wenn er wollte und verstand, würde der Elendeste und Verachtetste des Dorfes über sie alle triumphieren.

Und sie standen und warteten — — —

Aber Jean Wuhuus Herz begehrte wie immer nach ihnen und wußte von keiner Entscheidung. Er streckte die Hände nach dem Mädchen aus, das ihn mit einem nie genossenen, lockenden Lächeln ansah und stieß einen Laut aus, den keiner verstand, in seiner Sprache war es die Versicherung begehrender Treue.

Dem deutschen Unteroffizier war diese Gestalt verdächtig und er sah das Blut an seinen Händen.

Der Maire trat vor auf die Frage eines der deutschen Soldaten, zog die Schultern katzbuckelnd hoch und bewegte bedauernd die gespreizten Hände: „Nix versteh — —" und hatte verstanden und überlegte schon die Antwort auf die neuen Fragen. O, gerade wegen des Blutes an den Händen, hätten sie den fest nehmen wollen — daß er das ganze Dorf nicht in Unglück stürze.

Und Jean Wuhuu verstand, als ihn die Soldaten packten, daß er wieder betrogen war wie so oft und schlug aufgeregt mit den Armen um sich, fletschte die Zähne nach seiner Art und deutete

Digitized by Google

auf die andern und machte mit der Hand einen Schnitt über seine Kehle.

Während die deutschen Soldaten zögerten, kamen neue die nächtliche Dorfstraße entlang. Die trugen die drei meuchlings ermordeten Kameraden zwischen sich herein in die Wirtsstube und legten sie auf den Boden.

„Wer hat's getan — — wer hat's getan", schrie der Unteroffizier, und schlug dem schneeweiß gewordenen Maire, der wieder die hochgezogenen Schultern hin und her bewegte, mit der Faust in's Gesicht.

Und ehe es einer verwehren konnte, schoß das junge Mädchen mit einer verborgen gehaltenen Pistole den deutschen Unteroffizier zu Boden und schrie mit schriller Stimme: „Zu den Waffen — zu den Waffen!"

Auf den Straßen begannen die Schüsse zu krachen, in der Stube keuchten und brüllten die Kämpfenden, das weißgekleidete Mädchen fiel unter den Bajonettstichen erbitterter Soldaten, da hub ein fürchterliches, entsetzliches Heulen an, daß die Kämpfenden, Feind gegen Feind inne hielten und sich entsetzt in die Augen sahen. „Es ist nur Jean Wuhuu", flüsterte ein Bauer, vor er den Bajonettstoß erhielt, der nur aufgeschoben war.

Lange tobte der Kampf, Feuerbrände loderten allerorts auf und die Soldaten wie die Dorfbewohner waren vor den Flammen geflohen. Vom Waldsaum sahen sie, nebeneinander erschöpft und schweigend auf die rote Lohe herab, die stetig und gefräßig knisternd und prasselnd die Dorfstraße entlang zog.

Da hörten sie alle zum letzten Male Jean Wuhuu. Sein Heulen klang jammervoll, entsetzlich zum Himmel auf und hatte die Kraft eines schmerzerfüllten, ewig begehrenden und enttäuschten Tieres.

Und die Dorfbewohner vergaßen zu sagen: „Es ist nur Jean Wuhuu", sie setzten sich auf die Erde und lauschten.

Enttäuscht und von allen Kräften des Lebens verlassen, starrten sie leer in die Nacht und waren weit dem Grauen geöffnet, das aus Jean Wuhuus schrecklichem Heulen in sie drang.

Digitized by Google

Georg Brandes und sein stolzes Gemüt

Von Stefan Großmann

Eines Tages wurden mir im Ministerium des Aeußeren einige Nummern des Kopenhagener „Politiken" gezeigt, in dem ganz unbeschreibliche Lügen über die Verzweiflung, die Hungersnot und die ausgebrochene Revolution in Wien und in ganz Oesterreich standen. Ich vertrage eine ordentliche Menge Lügen, diese aber schienen mir doch zu dick aufgetragen. Außerdem schmerzte es mich, sie in einem skandinavischen Blatt zu finden. Ich weiß wohl, wie viele französische und wie viele russische Einflüsse in Kopenhagen spielen, es ist ein Kleinparis und bildet seine Leute, besonders seine Journalisten, nach Pariser Modellen. Immerhin, Kopenhagen ist trotz dieser Verwischtheit, noch immer ein Stück Skandinavien .... Ich setzte mich hin und schrieb einen offenen Brief an Georg Brandes, der ja auch der Bruder des Ministers und Redakteurs Edvard Brandes ist und also mit dem größten Blatt der Radikalen in einigem Zusammenhang steht. Dem offenen Brief merkte man die geheime Wut über die lügnerischen Meldungen des „Politiken" kaum an, ich lud G. Brandes ein, sich das zerfallende, von Hungersnöten gepeinigte, von Rebellen aufgewühlte Wien selbst anzuschauen und bei einem Mahl auf dem Kahlenberg die letzten Freuden Wiener Gastlichkeit zu genießen.

Darauf antwortete Georg Brandes in einem Brief, worin er den „Angriff" zurückwies und der Mitarbeiter des „Politiken" und Bruder des Redakteurs und Ministers Edvard Brandes tat so, als erschiene „Politiken" irgendwo zwölftausend Meilen weit von ihm ....

Ich antwortete Brandes in einem Privatbrief, worin zu lesen war:

„Sie dürfen nicht glauben, daß ich einen Angriff gegen Sie losließ! Es war ein Appell! Bei dem Ernst der Stunde ist es nötig, daß Deutschland-Oesterreich auch seine Freunde mobilisiert.

Es hat sich nur darum gehandelt, daß in „Politiken", dem gelesensten Blatte Ihres Vaterlandes, viel Häßliches, von Rußland inspiriertes, gegen Deutschland-Oesterreich erschien.

Wir verlangen von Dänemark nicht, daß es Partei nehme, obwohl ich, dem skandinavischen Geistesleben seit Jünglingsjahren hingegeben, nicht zufällig einer Nordländerin angetraut, gewisse pangermanische Träume nie aufgeben werde — wir verlangen von Dänemark nur, daß seine Presse nicht aus trüben Quellen schöpfe!

Digitized by Google

Wenn es mir gelungen wäre, Ihre Aufmerksamkeit auf die sonst von Ihnen nicht gelesenen Artikel des „Politiken" zu lenken, bin ich schon zufrieden ..... Ich wollte einen geehrten Zuschauer auf eine Unanständigkeit in seiner Nähe aufmerksam machen. Wer in diesen Tagen Deutschland Freundschaft bezeigt, dem wird dies nicht vergessen werden, freilich auch nicht korrekte Gleichgültigkeit."

Auf diesen Brief kommt Georg Brandes dieser Tage in „Politiken", daß er nun doch wieder zu lesen scheint, zurück. Er zitiert den letzten Satz des Briefes und schreibt dazu: „In der Regel versäumte man nicht ... bekannten Schriftstellern ins Auge fallende Vorteile in Aussicht zu stellen und gleichzeitig eine Drohung für den entgegengesetzten Fall zu murmeln." (Folgt die Zitierung des Satzes: „Wer in diesen Tagen Deutschland Freundschaft bezeigt etc. etc."). „Es ist klar, daß eine solche Aufforderung auf stolzere Gemüter ihre Wirkung verfehlt. Auf manche andere wirkt sie aber."

Ich habe Georg Brandes auf lügnerische Berichte in seinem Leibblatt gewiesen. Er war ein zu stolzes Gemüt, um sich für eine rechtschaffene Berichterstattung im Kreise seines Wirkens einzusetzen. Auch gut. Aber ich frage jeden, der diesen Brief ohne bösen Willen liest: Welcher Vorteil, welcher „in die Augen fallende Vorteil" ist darin Georg Brandes in Aussicht gestellt, welche Drohung ist ihm zugemurmelt worden? In jenem Artikel schreibt Georg Brandes: „Ueberall, wo Deutschland eine wohlwollende oder begeisterte Auslassung über die deutsche Sache fand, vervielfältigte es sie ins Unendliche, hob den Fürsprecher bis in den Himmel und belohnte ihn durch Kauf seiner Bücher mit soliden Geldsummen." Da G. Brandes in einem Aufsatz die Skandinavier Steffen und Hedin, Björnson und Hamsun, Madelung, Jensen und Nansen wegen ihrer deutschfreundlichen Kundgebungen tadelt, wird er, ein so stolzes Gemüt er sonst sein mag, nicht zögern, anzugeben, wer von den Genannten mit „soliden Geldsummen" von Deutschland belohnt wurde! In Wahrheit stockt das deutsche fast wie das französische Verlagsgeschäft und die nordischen Autoren leiden darunter ebenso wie die deutschen. Ein so stolzes Gemüt wie Georg Brandes wäre zu einer weniger gemeinen Motiv-Ansinnung verpflichtet! Er ist doch sonst sehr zartfühlend. Es kränkt ihn, daß Maeterlinck und Wells „die sich in der einen oder anderen Form gegen Deutschland aussprachen" (wie diskret hier Maeterlincks Mordgelüste beschrieben werden!) vom Simplizissimus „karrikiert und verhöhnt" wurden.

Für Deutschland-Oesterreichs heroischen Kampf hat Georg Brandes nur ein kleines, still ironisches Lächeln, das er sich vor vierzig oder fünfzig Jahren bei französischen Skeptikern angeschafft hat. Ich will dies Bißchen unmenschliche Ironie nicht erst mit langmächtigen Zitaten aus dem Aufsatz Brandes belegen. Sein stolzes Gemüt ist vorsichtig genug, diese Ironie zwischen den Zeilen zu

Digitized by Google

verstecken. Ich möchte dieses unsagbare Lächeln nur feststellen. Vermutlich ist Deutschland so gutmürig, zu vergessen, wer es in diesen Tagen im Fieber des Krieges gehaßt hat. Den aber, der es in diesen Tagen gelassen — aus der Neutralitätsloge — belächelt hat, wird es sich einige Zeit merken.

Vierzeiler

Von Max Bernstein

Dalcroze

Viel hat er getan für „Körperkultur" —
Wir wollen's ihm nicht vergessen.
Ihm fehlte die des Geistes nur,
Um deutschen Wert zu ermessen.

Wells.

Die Lippen, die einst nach Wahrheit riefen,
Sie predigen schäumend statt Kriegs den Mord.
Wir sehen ihn sinken in finstere Tiefen
Und zucken die Achseln: „Mann über Bord"....

Conan Doyle.

Trefflich mag es dir gelingen,
Zeigst du scharfen Sinnes Klarheit.
Aber in den großen Dingen
Trifft nur großer Sinn die Wahrheit.

Immer neue Beweise.

Braucht nicht neue Aktenstücke,
Wer das Netz wob, zu beweisen.
Was gesponnen fremde Tücke,
Deutsche Kraft wird es zerreißen!

Die Kathedrale.

Gar Mancher klagt mit tiefem Kummer,
Daß solch ein Werk der Kunst die Welt verliert,
Der aus der gleichen Zeitungsnummer
Zuerst erfahren, daß es existiert.

Digitized by Google

England spricht.

Bekämpfen sie meinen Feind entschlossen —
Das ist mir jetzt gerade recht.
Und schädigt der Feind meine lieben Genossen —
Das ist für später auch nicht schlecht.

England.

Warum kein Feind so hassenswert
Wie des Neiders Gestalt bleibt?
Weil er nach fremdem Blut begehrt,
Während sein eigenes kalt bleibt.

Britannia rules the waves.

„Ich bin der Herr! Denn keiner hat
Die Kraft, mit mir es zu wagen!"
So rühmte der Riese Goliath —
Eh' ihn Davids Schleuder erschlagen ....

Die Feldpost.

Von manchem Fehler hört man raunen.
Doch gab es je ein Lob von größ'rer Stärke,
Als dieses tadelnde Erstaunen,
Daß sich ein Fehler zeigt an deutschem Werke?

Lujo Brentano

Am 18. Dezember vollendet Lujo Brentano in München sein siebzigstes Lebensjahr.

Der Tag soll denen, die sich dankbar seine Schüler nennen, nicht im Kriegslärm verhallen; auch heute, da sich in der Not der Zeit alle großen Dinge fast nur an militärischen Werten messen, soll das Gedenken der Wissenschaft uns nicht verloren gehen.

Freilich: die Zeit will nichts von dem Gelehrten hören, dem Historiker des ländlichen Erbrechts, dem Lehrer von seltener Klarheit des Ausdrucks und heller Frische der Darstellung. Sie blickt auf den Kämpfer. Und so ist auch uns gerade heute niemand so wichtig und wertvoll als der Sozialpolitiker Brentano; denn ihn erblicken wir in unmittelbarer Berührung mit dem großen Geschehen unserer Geschichte. Er steht als ein vorahnender und zugleich fühlender und wollender Wegbereiter am Anfang deutscher Sozialpolitik; gerade seine rücksichtslose Unbefangenheit in diesen Fragen hat ihn zu dem vielbefehdeten und am meisten gehaßten Vertreter des „Kathedersozialismus" gemacht. Aber er wird heute auf nichts mit so großer Genugtuung blicken als gerade auf die Tätigkeit, die er der Arbeiter-

Digitized by Google

bewegung und der sozialen Frage gewidmet hat. Denn kein Zweifel: die deutsche Sozialpolitik, die Hebung des vierten Standes, intellektuell und gesundheitlich, die Festigung der Arbeiterschaft in tragfähigen Verbänden erweist sich heute, auch militärisch betrachtet, als eines der stärksten Fundamente unserer Siegeszuversicht im Felde, unserer ruhigen Ordnung in der Heimat. All das Gerede, das bis in die letzten Jahre mit starker Heftigkeit gegen Brentano anstürmte: daß die Durchführung seiner Forderungeu die deutsche Industrie auf dem Weltmarkt konkurrenzunfähig mache, bricht in dem Augenblick jämmerlich zusammen, da der Weltmarkt aufgehört hat, da aber die Tüchtigkeit, Gesundheit, Disziplin der arbeitenden Bevölkerung die Lebensgrundlagen künftiger Gewerbeentwicklung sichern muß.

In Brentano mischt sich die anschauende Ruhe des erkennenden Gelehrten mit der Leidenschaft des Publizisten. Beides ist gleich stark in ihm. Innerhalb der Geschichte der Volkswirtschaftslehre werden jene Arbeiten über die Arbeitergewerkschaften, über die Tarifverträge seinem Namen einen unvergänglichen Platz geben; aber er gehört ebenso der innerpolitischen Geschichte Deutschlands als der Wecker und Klärer des Willens zur sozialen Tat.

Er ist eine kämpferische Natur, er kann hassen und es ficht ihn wenig an, sich gehaßt zu wissen. Aber er ist auch eine Quelle der Liebe und des Vertrauens, eben weil er eine Natur mit starker innerer Kraft ist. So konnte er einen Kreis von Schülern sammeln, die nicht nur des künstlerischen Glanzes seiner Vorlesungen sich erinnern, der Anmut seines Vortrags und der feinen Spiegelung seines munteren Witzes, sondern denen das Ungebrochene seines Charakters, die klare Menschlichkeit seines Weltbildes eine erzieherische Gabe war, die sie aus Hörsaal und Seminar mit ins Leben hinausnahmen.

Die frische Beweglichkeit seines Wesens, vor der das Starre flieht wie das Kleinliche, das Pathetische wie das Philisterhafte, hat ihm eine wunderbare Jugend erhalten. Deren freuen sich dankbar und mit guten Wünschen heute alle diejenigen, deren Jugend in den erhellten Kreis seines Wirkens getreten ist.

Theodor Heuss

Irland

„Wird und kann im Jahre 1915 in einem Lande Europas ein Religionskrieg ausbrechen?“ So fragt bei Anlaß einer Besprechung der Ulster-Affäre Richard A. Bermann in seinem witzigen Buch „Irland“, und neigt zur Verneinung der Frage. Wir haben gesehen, daß Dümmeres möglich ist. Und so wird immer wieder der Verstand mit neuer Verwunderung vor der lästigen Tatsache stehen, daß zwischen Menschen und Völkern Mächte walten, neben denen der gute Verstand als armer Zwerg sich ducken muß. Soll man darum weniger auf kluge Leute und feine Köpfe hören? Sich weniger über das Tröstliche freuen, daß menschlicher Scharfsinn und Witz gelegentlich, und sei es nur auf Seiten bedruckten Papieres, das materielle Geschehen bewältigen und eine Art von Vernunft, von Harmonie, von Sinn in die Dinge bringen kann?

Nein, und darum rühme ich hier, unzeitgemäß genug, ein kurz vor dem Krieg erschienenes Buch „Irland“ von R. A. Bermann (Berlin, Hyperionverlag), das voll von Witz und amüsanter Darstellungskunst steckt und dennoch gar nicht ausschließlich, nicht ein-

Digitized by Google

mal vorwiegend von der Person des klugen Autors handelt, sondern wirklich von Irland, von dem seltsamen Irland, wo Herr Carson im Interesse der Bezwinger Irlands die von den Bezwingern Irlands gewünschte Selbstständigkeit des Landes bekämpft, wo es für den, der kein Eingeborener ist und bezahlen kann, wundervolle Gegenden und Aussichten gibt, wo jedermann überzeugt ist, er stamme von den uralten irischen Königen ab, wo es weder Nationalspeisen noch überhaupt eine Nationalität mehr gibt, sondern nur einen liebenswürdig knottigen und sperrigen Provinzialcharakter, der sich gegen die Anglisierung wehrt, nachdem sie in der Hauptsache schon vollzogen ist. Das Buch ist so subjektiv wie ein flott und geistreich geschriebenes Reisebuch nur immer sein kann, dennoch lernt man daraus über Irland, fast mehr noch über England, eine Menge Lernenswertes. Sogar einen Haufen Geschichtliches, was man sonst so schwer lernt. Denn — „wie oft denkt man an einem normalen Tag in Deutschland an den dreißigjährigen Krieg? In Irland kann ein gebildeter Mensch nicht zwölf Stunden leben, ohne einmal an Begebenheiten des siebzehnten Jahrhunderts erinnert zu werden. Dagegen helfen Wälder von blühenden Fuchsien nicht und Bergabhänge voll Ginster und Heidekraut."

Die Unsentimentalität dieses guten Buches ist nicht schnoddrig, denn der Verfasser ist Oesterreicher, und seine Poesie ist verschämt und nicht oberflächlich, denn er ist ein moderner Mensch voll Mißtrauen gegen sich selber. Er müßte ein guter Reisekamerad sein.

Hermann Hesse

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Weihnachtsbrief 1914

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Berlin.

Der 1. Dezember versammelte die Reichstagsabgeordneten. Die Stadt war fast wie sonst. Sie hat mehr eigenes Leben als am 4. August. Der Verkehr ist groß, wenn auch an den Hauptkreuzungen nicht so riesenhaft, wie vor einem halben Jahr. Mein Hotel war trotz seiner Größe voll von Gästen; nur Deutsche, fast keine Ausländer.

In den Ministerien herrscht außerordentliche Geschäftigkeit. Der Einlauf im Reichsamt des Innern an Depeschen beträgt täglich 800, im Auswärtigen kommen und gehen die Menschen eiliger als je. Von der Goltz verabschiedet sich nach Konstantinopel. Er ist sehr gealtert. Das Kriegsministerium ist nicht nur in seinen rein militärischen Abteilungen aufs Höchste angespannt, es hat sich eine große Zivilistensektion in der Rohstoffabteilung beigelegt, die sich für die verschiedenen Branchen wieder in eine Reihe von Ausschüsse gliedert, die alle belagert sind. Die Staatsmetropole wurden zum Sitz von Staatsmonopolen in einem Maß, das den ganzen Charakter des Wirtschaftslebens inmitten des Kriegs umwälzt. Man sucht sich gewisser Brücken von der Privatwirtschaft zur Staatswirtschaft, durch die Schaffung von Aktiengesellschaften zu bedienen, die der Staat beherrscht, aber mangels Erfahrung nicht durch Staatsbeamte in Gang setzen kann. Er macht deshalb bei der Großindustrie improvisierte Personalanlehen und die A. E. G., die unter elektrischer Hochspannung zu arbeiten geübt ist, stellt ihre Köpfe zur Verfügung. Von organischem Talent und Einsicht der an die Spitze gestellten Persönlichkeiten hängt

Digitized by Google

viel ab. Der Versuch, die Preise im Interesse des Staats und der Privatwirtschaft von der gefährlichen Höhe, nach der sie streben, herabzuholen, ohne durch die Eingriffe an anderen Stellen den Anreiz zu gewerblicher Tätigkeit und Schaffung von Arbeitsgelegenheit auszuschalten, ist groß. Bei dem Mangel einer Vorbereitung und dem plötzlichen Nebeneinanderarbeiten zweier verschiedener Wirtschaftsprinzipe, wird es ohne Brüche nicht abgehen. Aber die staatliche Belebung der gewerblichen Tätigkeit ist gleich unentbehrlich zur Zurückdämmung der Arbeitslosigkeit und zur Beschaffung des riesigen Heeresbedarfs. Deutschland gleicht wirtschaftlich einer Festung. Die Not kennt das Gebot wirksamsten Schutzes und man muß Experimentalphysik in Kommunismus treiben.

Stimmung.

In Berlin fragt man nach der Stimmung draußen, draußen nach der Stimmung in Berlin. Es herrscht drinnen und draußen eine klug unterdrückte Ungeduld. Die Menschen sind in Deutschland diszipliniert und mit Geduld bewaffnet. In Berlin etwas weniger als im Reich. Unter vier Augen sind viele erstaunt, daß es nicht noch schneller geht. Es ist merkwürdig, die meisten Leute in Berlin haben eine Neigung, nach irgend einer Person zu suchen, an der sie ihren Unmut über die Ursache ihrer Ungeduld entladen können. Man redet hier viel mehr von den einzelnen Heerführern und den Personen des Hauptquartiers. Hindenburg ist der Liebling und die Hoffnung. Daneben ist sein Generalstabschef Ludendorff Favorit, vollends, seitdem er gesagt hat: „Wer sagt, daß wir's in Rußland nicht schaffen, der kann mich ...“ Man freut sich, daß er so sanguinisch im Sattel sitzt. Man redet über die Riesenleistungen der einzelnen Kontingente; es fällt ehrliches norddeutsches Lob für die Süddeutschen ab und Bedauern über die ihrer Standhaftigkeit entsprechenden Verluste. Aber die Trauer geht auch in den Häusern von Berlin um. Ich war in einem Haus von Berlin W., das allein 5 Tote hat.

Digitized by Google

Der Kanzler.

Der Kanzler hatte einen erfreulich guten Tag. Er sprach rednerisch besser als je. Der Ton hatte etwas von der feldgrauen Einfachheit und Frische an sich. Es war politisch wichtig, daß Bethmann-Hollweg am 2. Dezember auf der Rednertribüne reüssierte. Er bekam die öffentliche Meinung hinter sich. Ein, noch außerhalb des Parlaments stehender Konventikel, den man in Berlin den „verlängerten" Wehrverein getauft hat, arbeitet mittels subkutaner Einspritzungen und Einflüsterungen gegen Bethmann-Hollweg. Geht man den geräuschlosen Treibereien auf die Spur, so stößt man auf merkwürdige Gedankengänge und Personen. Zwingt man diejenigen, die sich bewußt oder unbewußt anstecken lassen, Rede zu stehen, dann trifft man auf eine Substanzierung des Mißfallens, die durchsetzt von Widersprüchen ist. Verkündiger der Kriegsnotwendigkeit machen das auswärtige Amt dafür verantwortlich, daß diese Politik nicht mehr Bündnisse auf diplomatischem Weg erreicht habe. Auch das Mißvergnügen über strategische Einzelheiten explodiert gegen den Kanzler. Wenn sie die Eventualität, daß nicht alle militärischen Blütenträume reifen, für Momente ins Auge fassen, so sind sie im Voraus unzufrieden mit dem etwaigen Friedensvertrag, machen für diesen nicht die Strategie, sondern den Kanzler verantwortlich und heischen deshalb in naiver Weise eine Personaländerung. Auch auf von der Goltz sind sie sehr übel zu sprechen. Wenn er nicht so „mild" gegen die Belgier gewesen wäre, „so wäre alles anders", lautet die kopflose Behauptung. Man muß mit diesen Treibereien, die ihren Herd bei kleinen Minderheiten, ihren Nährboden aber zum Teil in der Antipathie gegen eine innerpolitischen Kursänderung haben, rechtzeitig ins Auge fassen, damit durch diesen Unfug kein Schaden entsteht. Licht und Luft hilft gegen den Hausschwamm.

Das belgische Problem

beschäftigt die Köpfe und die Phantasie. Ich habe es in allen Tonarten taktieren hören, mit allen Varianten zwi-

Digitized by Google

schen den beiden äußersten Extremen. Es ist sehr nützlich, wenn diese Beschäftigung sich rein privatim abspielt. Mag man zu der Frage stehen wie man will, sie darf nicht nach den Rezepten von Dilettanten gelöst werden. Auch ist es falsch, sich zu präjudizieren und nicht das Gesamtresultat der Strategie abzuwarten, mag dieselbe nun alle oder nur einen Teil der Hoffnungen erfüllen.

Ich verüble das der Staatsweisheit meines verehrten und sonst überkritischen Kollegen Bassermann, daß er Formulierungen öffentlich ausgibt, die nachher zu Stimmungsverwirrungen führen können. Der militärische Adjutant von Antwerpen ist in der Lage, in der Vielseitigkeit des Problems intime Einblicke zu gewinnen.

Die strategische Lage

bildet in Berlin den Hauptinhalt aller Gespräche. Man soll künftig nicht glauben, daß die Menschen im Jahre 1914 nur diejenigen Gedanken beschäftigt haben, die sich in der Presse spiegeln. Die Presse muß aus taktischen Gründen auf Kritizismus verzichten. Es ist dies wegen der willkommenen Einheitlichkeit der Stimmung und wegen der Möglichkeit einer Entstellung kritischer Aeußerungen außerhalb des Landes geboten und wird von der deutschen Presse in einer, die Disziplin und Uniformität der andern Länder noch übertreffenden Weise bestätigt. Aber auch unter vier Augen ist die Ueberzeugung allgemein: daß auch im Westen kein Einbruch der Gegner jetzt oder später gelingen kann. Die Abwehrkraft Deutschlands mit ihren außerordentlichen menschlichen, technischen und wirtschaftlichen Kräften ist unüberwindlich.

Die Hoffnungen der Marine, gestützt auf bestimmte Tatsachen, sind groß und lebhaft.

Die Lage im Osten, wo der Krieg Bewegungskampf geblieben und nicht in den Schützengräben neutralisiert ist, wird nach der Auffassung aller, auch der intimsten Kenner, zu einem

Digitized by Google

Mißerfolg der russischen Aggression führen; trotz aller und aller Truppennachschübe Rußlands droht seinem Feldzug ein Zusammenbruch. Damit ist auch der heiße Sanguinismus seiner Alliierten dem winterlichen Gefrierpunkt entgegengeführt.

Der Kampf an der Nordsee wird — so wie der Gesamtfeldzugsplan in den ersten fünf Monaten sich gedreht hat — an der Weichsel mitentschieden, entscheidet auch über die Entfernung oder Annäherung des Friedens und den Friedensvertragsinhalt, mit dem sich voraussichtlich die Kabinette in der Stille ebenso lebhaft beschäftigen, als sie es kluger Weise öffentlich bestreiten. Tropfen höhlen den Stein, auch Blutstropfen. Der Kriegsdruck bohrt insgeheim und automatisch, in allen Ländern und jeden Tag verstärkt am Frieden. Der Druck ist am größten in Belgien, in Frankreichs okkupierten und an der Front liegenden Gebietsteilen und in Rußland. Die taktischen Gründe, die zwingen, den Druck zu leugnen, beseitigen ihn nicht, und Menschenkenner wissen, nicht erst seit heute, daß in leidenden Ländern die Kriegsstimmung in die Friedenssehnsucht umschlagen kann, bevor man es außen wahrnimmt.

Deutschlands Boden ist durch die unvergleichliche Tüchtigkeit seiner Truppen von der Fackel des Kriegs verschont. Aber die Weihnachtskerzen sind tief beschattet. Der Christtag findet die Menschheit ohne „Frieden" und ohne „Wohlgefallen". Die Völker versichern, gegeneinander um ihre „Sicherung" zu kämpfen, für einen Zustand, der die Wiederkehr des Zustands von 1914 unmöglich macht. So schwer wird dieser empfunden. Aber alle ahnen, „nicht Roß noch Reisige" haben diese Riesenmacht, sondern nur eine Umbildung der Völkergesinnung. Das große Problem ist, wie kann 1915 der Ausgangspunkt eines Geistes sein, der die Opfer fruchtbar macht.

Digitized by Google

Pariser Kriegspanorama

Von * * *

Einer unserer Mitarbeiter, der sich das erste Kriegsvierteljahr noch in Paris aufhielt, schickt uns folgende Stimmungsbilder.

Paris, im Oktober.

I.

Champ de Mars.

Die Herbstsonne versinkt hinter den Hügeln von Passy und St. Cloud; blutig, kupferrot. Das Heer der farbigen Schatten von Ville d'Avray flutet in weiten Wellen über die Stadt, als wäre es von der Mobilmachung mitbetroffen worden. Seitdem es eine Straßenbeleuchtung hat, sah Paris nicht mehr Sonnenuntergänge von solcher Pracht wie in diesem glutvollen Herbst. Wurde ihm die Freude am verlöschenden Himmelslicht durch künstliche Konkurrenz beeinträchtigt. Der arme Weltstädter wußte längst, daß der Sonnenaufgang für ihn nicht bestimmt ist. Den sieht in der Weltstadt gewöhnlich nur, wer nicht in ihren Mauern geschlafen hat. Jetzt, da die Zeppelinfurcht weite Stadtteile im Dunkel läßt, lernt der Stadtmensch, daß das Bogenlicht der Straße, das Flammenglühen der Auslagen ihm auch den Sonnenuntergang denaturiert hatten.

Der zweifelhafte Orientalismus des Trocadero stanzt eine unwahrscheinlich schwarze Silhouette aus dem rosafarbenen Abendhimmel. Auf dem weiten Champ de Mars studiert die Menge den offiziellen Frontbericht. Wie jeden Abend erfährt sie, daß man überall Fortschritte gemacht habe, und daß die Russen immer noch auf dem Weg nach Berlin seien. Plötzlich zieht ein schon vertrautes Geräusch alle Blicke in die Höhe: vom rechten Seineufer kommt er, der Taube (sprich „toob" oder auch wie taupe d. i. Maulwurf). Sein Ziel ist der Riesenturm, der durch die drahtlose Telegraphie aus dem Symbol sinnloser Zwecklosigkeit ein durch eine „zone militaire" behütetes Wertobjekt geworden ist. Da wird es aber lebendig. Die weißen Zelte am sanften Abhang zum Pont de Jéna verwandeln sich in Abwehrkanonen, von allen Seiten beginnt es zu knattern und zu bellen. Der Posten am Verankerungspylon des Antennennetzes leert das Magazin seines Lebelprügels auf den fremden Vogel. Der zieht unbekümmert um die ihn umschwirrenden weißen Wölkchen seine Bahn, von Zeit zu Zeit etwas in den letzten Sonnenstrahlen Blitzendes zurück-

Digitized by Google

lassend. Noch einen Blick wirft er hinüber nach dem Flugplatz von Issy les Moulineaux, wo die französischen Flieger hastig ihre Apparate zur Verfolgung bereit machen. Erst als hinter dem großen Rad schwarze Punkte aufsteigen, wendet er sich gelassen nach Norden.

Unter ihm jagen sich wirre Gerüchte. Eine Bombe soll Avenue Montaigne eine Familie getötet haben, eine andere in die Seine gefallen sein. Bei der Etoile sei ein Auto zerschmettert, hinter Pantin der deutsche Vogel heruntergeschossen worden. Die (recht zahlreichen) Skeptiker lächeln resigniert. Sie haben Recht: Bis heute ist es niemals gelungen, in Paris selbst ein deutsches Flugzeug herunterzuholen.

Der Aquatintahimmel ist erloschen. Der „Bougie de Brobdignac" ragt in ein Meer von Pastellfarben hinein, das alle Uebergänge vom opalisierenden Grün bis zum schwärzesten Blau aufweist. In finstere Schatten gehüllt schläft die Lichtstadt zu ungewohnt früher Stunde. C'est la guerre . . . Plötzlich blitzt in Issy eine Lichtschlange auf, ein mächtiger Lichtkegel streift über den halben Horizont:

Den Kometen steckt er wie eine Rute
Drohend am Himmelsfenster aus . . . .

Der Herrgott? Nein. Und ein Komet ist es auch nicht. Wie so viele andere, haben die Menschen auch diese ehrwürdige Tradition in eigene Regie übernommen. Und betreiben nach ihrer Art die Sache gleich rationell und methodisch. Die Lichtbänder verlängern, verkürzen, spalten und vereinigen sich wieder. Und liefern so in wenigen Stunden einen erschöpfenden Lehrkursus sämtlicher bisher beobachteter Kometenschweifformen.

2.

Les grands boulevards.

Es ist zweifelhaft, ob es Wälder gibt, die man vor Bäumen nicht sieht. Es ist jetzt aber erwiesen, daß es Straßen gab, die man vor lauter Wagen und Autos nie zu sehen bekam. Der Krieg hatte auf den großen Boulevards zunächst wenig geändert. Man saß vergnügt an warmen Augustabenden auf den Terrassen der Cafés, genehmigte befriedigt die Besetzung von Mülhausen, Colmar und Zabern, den Beginn der Belagerung von Metz und Straßburg und gedachte sich so gemächlich allmählich den Rhein hinabgleiten zu lassen. Jeder Tag brachte seine petite victoire, und falls diese einmal ausblieb, dieweil auch die stärkste Phantasie nicht immer mit Volldampf arbeiten kann, erörterte man die Aufteilung des deutschen Reiches, wobei nur die Provinzen Brandenburg und Pommern Schwierigkeiten machten, indem für diese beim besten

Digitized by Google

Willen kein „rechtmäßiger" Eigentümer gefunden werden konnte. Das Monatsende brachte dann das böse Erwachen. Das Erscheinen der Prussiens bei Compiègne und Chantilly die Panik. Innerhalb weniger Tage flüchtete über eine Million unter Vorantritt der Regierung in die Provinz. Zurückblieb eine veränderte, unbekannte Stadt, voll nie erschauter Wunder. Man konnte von der Madelaine bis zur Rue Montmartre flanieren, ohne einem Vehikel zu begegnen. Kein heute Lebender hatte jemals solches gesehen oder nur für möglich gehalten. Die ewig über der Weltstadt brütende Benzinwolke war verschwunden, und auf den herbstlichen Baumkronen lag jener goldene Duft, den man in deutschen Landen nur in manchen Städten des Oberrheins antreffen kann. Man stellte endgültig fest, daß die großen Boulevards aus Häusern und Bäumen bestehen, nicht etwa aus Straßenverkehr, Schaufenstern und Jahrmarktsplunder, wie die herrschende Meinung bisher angenommen hatte. Die schreienden Auslagen und die Cinémas waren geschlossen, und man nahm mit Verwunderung wahr, wie altmodisch trotz aller Amerikanisierung diese konservativste aller Riesenstädte im Grunde geblieben war. Es war wie ein Traum. Das Alles war neu, und doch auch wieder nicht. Wo hatte man es nur schon gesehen? Die Antwort fand man, wenn man am Pavillon de Marsan vorbeiging. Da hängen die Boulevardbilder der Nachzügler der Schule von 1830, die längst schon Impressionisten waren. Die alte Zeit war wieder erwacht . . .

Jetzt beginnen die Blätter zu fallen, und der Traum ist nur noch schwer festzuhalten. Die langen Reihen der in Ermangelung jeden kaufkräftigen Publikums geschlossenen Läden drängen sich dem Auge deutlicher auf als vordem, Trauer und Ernst stehen hier zu dem genius loci in schreienderem Widerspruch als sonstwo in der Welt. Die Veteranen erzählen — dem Jüngeren unkontrollierbar, daß selbst unter den Schrecken der Belagerung und des Bombardements das Weltstadttreiben vor 44 Jahren nicht so vollständig gelähmt gewesen sei, wie jetzt. Nachprüfung ist gestattet. Doch genügt ein Blick auf die zahlreichen Zeitungsbuden zur völligen Ernüchterung. Die Zeitungen bestehen mangels Papier — und Siegesnachrichten in der Regel nur aus einem einzigen zweiseitigen Blatt. Und selbst dieses enthält zahlreiche weiße Stellen, denn in keinem anderen kriegführenden Lande feiert die Zensur solche Orgien, ist so viel zu verheimlichen. Dem Deutschen werden täglich die offiziellen Berichte der feindlichen Hauptquartiere mitgeteilt, in allen größeren Städten findet er die Zeitungen der neutralen Länder ausgehängt. Noch nicht dreimal ist dem Franzosen innerhalb der zehn ersten Kriegswochen der deutsche Tagesbericht bekannt gegeben worden, und auch dann nur verstümmelt, im Auszug. Schon an der französischen Grenzstation Bellegarde gegenüber Genf darf keine schweizerische Zeitung feilgehalten werden, wird der aus der Schweiz kommende

Digitized by Google

Zug nach schweizerischen Zeitungen durchsucht, die von den Beamten konfisziert werden; selbst die frankophilen in Genf und Lausanne erscheinenden Blätter. Nur durch solche hermetische Absperrung gegen das Ausland gelang es, den Franzosen wenigstens halbwegs bis heute in seinen Illusionen zu erhalten.

Nur die Postkartenindustrie behielt ihre Freiheit, und so kann hier die französische „Zivilisation" über die deutsche Kultur, französischer Esprit über deutsche Plumpheit Triumphe feiern. Das wird denn auch recht gründlich besorgt. Die dazu benötigten Requisiten bestehen in der Hauptsache aus Töpfen und Stühlen der Nacht und dem entsprechenden Zubehör. Diese werden dann in irgendwelche Beziehungen zu den beiden verbündeten Kaisern, gelegentlich auch zum deutschen Kronprinzen gebracht. Auch allerhand Schweinernes wird gelegentlich zur Erheiterung herangezogen. Selbstverständlich muß auch der arme Mannecken-Piß herhalten, der auf die Distanz Brüssel-Paris dagegen gänzlich wehrlos ist. Der ganze Plunder könnte nach deutschen, also barbarischen Anschauungen nicht zwei Stunden ausgestellt bleiben, ohne daß die Polizei einschritte. Aber man ist zum Glück im Lande der lateinischen Zivilisation und dankt seinem Schöpfer, daß man nicht so ist wie diese Vandales, Huns, Ostrogoths und — Burgrafs. Dieses ist das Schlimmste; kein Mensch hat jemals erfahren warum.

3.

Esplanade des Invalides.

Hier schlägt das Herz der Stadt, seitdem der alte Afrikakämpfer Gallieni das Kommando aus den Händen des republikanischen Hofgenerals Michel des camp retranché de Paris genommen und seinen Sitz in dem alten Palais aufgeschlagen hat. Auf der Esplanade stehen Autos und sonstige Transportmittel in langen Reihen. Wie sonst. Die badauds schauen dem Requisitionsgeschäft zu. Wie sonst kriechen die kleinen Buben durch die den Graben martialisch flankierenden alten Mörser, welche die Vorübereilenden an schmerzliche Lücken in der Heeresausrüstung mahnen. Rekruten ziehen truppweise durch das Tor nach dem rechten Flügel, wo das Musterungsgeschäft vor sich geht. Offiziere und Ordonnanzen eilen hastig hinüber nach dem Kriegsministerium in der Rue St. Dominique. Da gab es etwa Mitte August wundersames zu schauen. Eines Nachmittags hing hier im Ehrenhof eine deutsche Fahne. Sie war dunkelrot, weiß gekreuzt und führte den üblichen schwarzen Adler in der Mitte. In einem Seitental der Vogesen war eine deutsche Brigade in einen Hinterhalt geraten, und die Fahne unter einem Leichenhaufen gefunden worden. Wie so vieles andere, hatte man auf französischer Seite auch diese Eventualität nicht vorausgesehen. Nicht bedacht, daß der Kriegszufall auch diese Möglich-

Digitized by Google

keit nicht ausschloß. Obwohl selbst in dem wirklich nicht allzu brillant verlaufenen Feldzug von 1870 zwei deutsche Fahnen erbeutet worden waren, wenn auch derart zerschossen, daß man darauf verzichten mußte, sie aufzuhängen, und sie nur unter einer Glasglocke seither ausstellen konnte. So kamen denn die bei Kriegsausbruch im französischen Kriegsministerium gebietenden Gevatter Schneider und Handschuhmacher in die größte Verlegenheit, als ein Auto die rara avis hereinbrachte. Man bewunderte die reiche Arbeit, die in so starkem Kontrast zu der Dürftigkeit französischer Feldzeichen stand, die schnell herbeieilenden — sagen wir artig neutral „schönen Damen" schnitten sich Fransen ab zum Andenken, zuletzt ließ man die Fahne durch einen Unteroffizier am Balkon aushängen. Als die Kunde in die Offizierklubs kam, erstickten die dort versammelten alten Herrn beinahe vor Wut. Eine ehrenvolle Niederlage wollten sie hinnehmen, wenn der Gegner nun einmal allzu stark wäre, aber nicht lächerlich werden vor aller Welt. Man telephonierte entrüstet nach dem Elysée. Der dort hausende kriegerische Lothringer schäumte. Schon nach zwei Stunden wurde die Fahne wieder eingezogen und im Elysée von Offizieren in einem kleinen Salon untergebracht, vor dem die Nacht über ein Leutnant zur Ehrenwache befohlen wurde. Eine Kompagnie der Garde Republicaine brachte sie am nächsten Morgen nach der Kapelle der Invalides. Ohne Musik. Wenn in französischen Landen seit dem ersten Mobilmachungstage ein Spiel gerührt wurde, so ist dies durch deutsche Musikbanden geschehen. Als man zwei Wochen später den Donner deutscher Geschütze bereits in den östlichen Stadtteilen von Paris hören konnte, zeigte die Fahne Ausreißgelüste, und die Regierung glaubte sie vorsorglicherweise bei dem Ausflug nach Bordeaux mitnehmen zu müssen . . .

Kleine Bretonen kommen vom Pont Alexandre III. Es sind Marinefüsiliere, die zum ersten Mal die Lichtstadt betraten und das Grab Napoleons sehen wollen. Man schickt sie nach der Rückseite, wo der nächste Zugang zum Dom ist. Da stehen einige Troupers vom 21. (lothringischen) Armeekorps am Tor; sie führen ihre vernarbenden Wunden spazieren. Ihre Gesichter tragen einen kalten, hochmütig-verächtlichen Ausdruck zur Schau. Selbst das mystische Blau der Napoleongruft vermochte ihnen nicht recht zu imponieren, geschweige denn die sonstigen Herrlichkeiten des vom Krieg im Lebensnerv gelähmten Paris. Ein grimmer Kerl mit rötlichem Schnauzbart erzählt von den Kämpfen in Deutsch-Lothringen: „Ja, wenn sich alle gehalten hätten wie wir Lothringer, dann ..... Ein premier soldat (Gefreiter) aus Nancy verstand mehr vom Kriege, als die geleckten Offiziere, die von Paris kamen . . . Und dann die aus dem Midi, die Provencalen . . . Pouah! . ." Weiter kommt er nicht, da er gerade seinen Kautabak in weitem Bogen ausspucken muß . . .

Digitized by Google

Es wird kühl. Ein dünner Oktobernebel steigt auf. Es dunkelt zu ungewohnt früher Stunde. Am Abend schätzt man das Haus selbst in dieser weichen Isle de France. Ein weißbärtiger Stelzfuß humpelt herbei, das Tor zu schließen. „On manque d'Invalides aux Invalides" hatte der Matin mit großen Lettern vor wenigen Monaten verkündet. Er kann sich beruhigen. Die deutschen Haubitzen haben für ein weiteres halbes Jahrhundert gesorgt . . .

An Bord eines Linienschiffes

Von Richard Woldt

(Fortsetzung)

Als Organisationsgefüge kennt der Militarismus nur die unbedingte Disziplin, das Einfügen des Einzelmenschen in das einmal ausgebildete Triebwerk des gesamten Heereskörpers. Es gibt hier keine freie Willensbestimmung. Der Soldat hat an seinem Platz zu stehen und bedingungslos das zu tun, was ihm an ausführender Handlung vorgeschrieben ist. Das freie Denken unter eigener Verantwortung wird ihm abgenommen. Das Gehirn ist ausgeschaltet, jene Macht bestimmt, die in kunstvoll abgestufter Verantwortlichkeit der Vorgesetzten über dem Soldaten steht.

Das spüren wir auch bei der Marine: der Matrose behandelt Hebel und Klinken, Apparate und Maschinen, Griff um Griff so, wie der Befehl, das Kommando an ihn herankommt. Blind führt er aus, was von ihm verlangt wird. Und gedacht und entschieden wird oben von der Kommandostelle.

Dort ist das Gehirn, wo der Wille entsteht, der Entschluß. Die Ausführung der Matrosen im Maschinenraum, an den Geschützständen, an den Steuerapparaten sind Handlungen, sind Taten. Die Tat wird auch hier von dem Willen dirigiert. Ein vielgestaltiges Netz von Signaleinrichtungen von Schiff zu Schiff, und von Kommandoapparaten zur Befehlsübermittlung des Kapitäns an die eigene Besatzung hat die Technik schaffen müssen.

Auf der Plattform hoch am Kompaßstand, von unten gut sichtbar, hält ein Matrose in jeder Hand eine Fahne. Mit harten Bewegungen schwenkt er diese Fahnen nach den verschiedenen Richtungen. Es sind die Flaggensignale, die bei Tage nach den nächsten Schiffen hin gegeben werden. Die Matrosen, für diese Funktionen ausgebildet, sind die „Signalgäste." Sie müssen lernen, die Sprache der Flaggen zu handhaben, um den Signalaustausch von Schiff zu Schiff zu übermitteln. Die verschiedenen Stellungen der Arme bedeuten Buchstaben, die sich zu Worten zusammensetzen. Eine ähnliche Sprache führen farbige Wimpel. Gleich bunten Schmetterlingen flattern sie an den Masten

Digitized by Google

auf und nieder, die Fähnchen je nach ihrer Farbe geben die Formationsbefehle an, die der Flottenchef dem Kommandanten der einzelnen Schiffe übermittelt.

Die Anwendung von Flaggen und Wimpel ist nur bei gutem Wetter und bei Tage möglich, eine Ergänzung bilden Lichtsignale.

Auch das fiel uns in Friedenszeiten im Kieler Hafen auf, daß nicht nur am Abend und des Nachts, sondern auch am Tage Lichtsignale hoch fliegen. Aus Pistolen werden sie abgefeuert und geben nun, je nach ihrer Zusammenstellung, eine Telegraphensprache.

Ferner treten an die Stelle der Flaggen in der Dunkelheit Nachtsignalapparate; drei doppelfarbige Laternen, die in zweckmäßigen Abständen untereinander möglichst hoch aufgehängt sind, werden durch einen Schalter von der Kommandobrücke aus zum Leuchten gebracht. Wieder besteht die Sprache in der Zusammenstellung der Lichter und Farben und dem kundigen Auge gibt auch die „Topplaterne" an der äußersten Spitze eines Mastes, die von unten durch einen Schalter ein- und ausgeschaltet wird, ein ganz bestimmtes Signal.

Alles das sind optische Nachrichtenmittel, durch Lichtwirkungen hervorgerufen. Dazu kommen die akustischen Signale, die auf Schallwirkungen basieren. Es sind Pfeifen und Sirenen, und es klingt wie ein Aufschrei, wenn man in stiller Nacht den unheimlich heulenden Ton einer solchen Sirene hört. Auch Alarmschüsse aus den leichten Geschützen sind für Signalzwecke vorgesehen.

Von der größten Bedeutung aber für die gegenseitige Verständigung auf See ist die Anwendung der drahtlosen Telegraphie. Diese wunderbare Erfindung, den Gedanken ungehemmt und ungehindert über Land und Meer hinauszusenden, ist der Kriegstechnik in weitem Umfange nutzbar gemacht worden. Wir können uns den modernen Krieg kaum ohne Funkentelegraphie vorstellen.

Als Nelson mit seinen Schiffen die französische Toulonflotte im Mittelmeer suchte, befanden sich die beiden gegnerischen Geschwader nur wenige Meilen von einander entfernt, ohne daß sie davon eine Ahnung hatten. Heute wäre das nicht möglich. Neben den Erkundigungsfahrten, die planvoll von dem Kern eines jeden Flottenkörpers abgelassen werden, verbindet die Funkentelegraphie selbst auf große Entfernungen die einzelnen Schiffe miteinander. Zur gegenseitigen Orientierung und Warnung über Stellung und Stärke des Gegners sind sofortige Meldungen mit Funkenspruch möglich. Oben am Mast ist die Mitteilung aufgefangen worden und leise knackt in der „Funkenbude" der Apparat, der die Mitteilung entziffert ...

Dazu kommen die Kommandoapparate.

Die Führung eines Kriegsschiffes erfolgt im Ernstfall von dem gepanzerten Kommandostand aus, der eine freie ungehinderte Uebersicht nach allen Seiten gestattet und meist vor dem vorderen Mast etwas erhöht angeordnet ist. Ebenso

Digitized by Google

ist die Zentralkommandostelle unter dem Kommandostand durch Panzer geschützt, der Platz, der die Apparate zur Befehlsübergabe vereinigt.

Die Kommandoapparate an Bord dienen dazu, Befehle von der Kommandobrücke nach den Maschinenräumen, nach den Geschützen, den Torpedoräumen, den Ruderständen zu übermitteln.

Unter den früheren Verhältnissen genügte die Uebertragung der Stimme des Kapitäns durch Sprachrohre. Bei den älteren und vor allen Dingen kleineren Schiffen ist die Uebertragung auch hier und da vorhanden, durch 30—50 mm weite Kupferröhren wird ja auch der Schall verhältnismäßig weit fortgepflanzt. Bei längeren Leitungen kommt man aber bald an die Grenze der Lautübertragung; neben den Sprachrohren wurden mechanische Telegraphen eingeführt.

Die Anlage bestand aus einem „Geber" und einem „Empfänger." Beide Apparate haben Scheiben, auf denen die vorkommenden Befehle aufgedruckt sind. Auf jeder Scheibe bewegt sich ein Zeiger, der den Befehl anzeigt, der erteilt und in Empfang genommen werden soll. Der Kapitän dreht mit der Hand den Zeiger seines Gebers auf ein bestimmtes Feld der Scheibe, in gleicher Weise wird auf dem Empfänger durch Drahtseilen, Ketten, Rollen und Räder eine parallele Zeigerstellung hervorgerufen.

Die modernste Ausführungsform ist elektrisch. Wieder handelt es sich um zwei Apparate, deren Zeiger sich auf entsprechend vorgedruckten Scheiben bewegen können, nur daß die eigentliche Arbeitsübertragung nicht Hebel und Gestänge, sondern der elektrische Strom ausübt.

Nach diesem Prinzip arbeiten die Kommandoapparate für die verschiedensten Zwecke. Es gibt an Bord eines großen Linienschiffes „Maschinen-Telegraphen", „Ruder-Kommandoapparate", „Ruder-Anzeiger", „Artillerie- und Torpedo-Telegraphen", „Kessel-Telegraphen."

Der Maschinen-Telegraph übermittelt die zur Ausführung der verschiedenen Manöver nötigen Befehle von der Kommandostelle aus nach den Maschinenständen.

Der Kessel-Telegraph verbindet den Maschinenraum mit dem Heizraum, damit dort die Orientierung über die benötigten Dampfmengen vorhanden ist. Durch Glockensignal gibt der Maschinist weiter, mit welchen Quantitäten Feuerungsmaterial die Heizer die Feuerung bedienen sollen. Die elektrischen Glockensignale mit dem Zeigertelegraphen sind also für die Heizer die „Manager" ihrer schweren Arbeit.

Der Ruder-Telegraph soll bei der Havarie, bei einer Betriebsstörung, der mechanischen Anlaßleitung der Dampfrudermaschinen die Befehle zur Ruder-einstellung nach dem Maschinenraum übermitteln. Der Ruderanzeiger hat die jeweilige Stellung des Ruders an den interessierten Dienstorten mitzuteilen,

Digitized by Google

denn genau so wie die Fortbewegung des Schiffes durch Telegraphen signalisiert und kontrolliert wird, steht auch die Ruderbewegung, die Steuerung des gewaltigen Schiffskörpers, unter Beobachtung.

Der Artillerie-Apparat dient dazu, von der Kommandostelle aus Befehle nach den Geschützstürmen und Kasematten zu geben. Da hier eine große Zahl von Kommandos wegen der vielen Geschützstände gegeben werden muß, so sind die Apparate mit drehbaren Trommeln oder Scheiben versehen; der Artillerie-Telegraph ist mit der Tastatur einer gewaltigen Orgel vergleichbar, auf der die grausige Gefechtssymphonie gespielt wird.

Der Torpedosignalgeber. Auch die großen Linienschiffe haben, meist unter Wasser, ein paar Torpedoausstoßrohre, aus denen sie im geeignetem Moment der Schlacht den feindlichen Schiffen ein paar Torpedos in den Leib jagen. Die Telegraphen-Apparate dienen dazu, den Artilleristen den Befehl zum Abschuß des Torpedos zu geben.

Ein Klingelzeichen und der Zeiger des Empfängers rückt im Torpedoraum auf „Füllt." Das ist die Orientierung des Kommandanten, ob die Kolonne der Torpedomannschaft schußbereit ist. Dem leitenden Offizier wird zurücktelegraphiert „Ist gefüllt." Der Kommandant läßt jetzt den Zeiger des Empfängers auf „Fertig" springen. Von unten wird nach dem Geber geantwortet: „Ist fertig" und dann folgt das Kommando „Los", das Rohr öffnet sich, ein paar eingeübte Bewegungen der Geschützmannschaften, ein Rauschen und der Torpedohai wühlt sich heimtückisch an das feindliche Schiff heran .....

Es ist ferner notwendig, auf der Kommandostelle in jedem Augenblick zu wissen, welche Bewegungen das Schiff macht, mit welcher Schnelligkeit gefahren wird. Dafür sind Umdrehungs-Fernzeiger konstruiert, die Maschinen und Mannschaft kontrollieren. Auf dem Tableau eines solchen Apparates befinden sich vier Skalen, für die vier Maschinen „Backbord-Vordermaschine", „Steuerbord-Vordermaschine", „Backbord-Hintermaschine", „Steuerbord-Hintermaschine." Auf jeder Skala markiert ein Zeiger mechanisch, mit welcher Umdrehungsgeschwindigkeit nach vorwärts oder rückwärts die betreffenden Maschinen arbeiten. Von den Wellen der Maschinen überträgt das bei den neueren Apparaten wieder der elektrische Strom.

Dazu kommen lautsprechende Telephone, die wie aus einem großen Schallrohr noch auf ein paar Meter Entfernung die durchgesprochenen Worte laut vernehmbar übertragen.

(Schluß folgt).

Digitized by Google

Deutschland und die französische Revolution

Von Ludwig Hatvany

Wer hat es versäumt, die Straßen von Paris immer und immer wieder mit gerührtem Gefühl zu durchwandeln? Denn wahrlich, ich sage euch, hier hat jeder Stein seine Weltgeschichte.

Doch wollen wir einmal die Brille des Historikers abtun und die bürgerlichen Häuser von Paris ganz nüchtern, kalt und ohne vorgefaßte Meinung ins Auge fassen. Der Schmutz lagert sich nicht als edle Patina über architektonische Wunder, — das ist nur Schmutz, einfacher Schmutz, und die von Schmutz bedeckten Häuser sind keine Paläste von ehedem, die eine kümmerliche Nachwelt zur billigen Mietskaserne umwandelt. Diese Häuser scheinen eben von jeher, nur als bürgerliche Mietswohnungen gedient zu haben. Warum also vor nüchternen Nützlichkeitsbauten die tiefe Ergriffenheit des Beschauers?

Mir ward das Geheimnis enthüllt an jenem Abend, da ich an die morschen Säulen der freien Vorhalle des Odéontheaters gelehnt, einen Blick auf den kleinen Platz vor dem Theater tat. Hier hat sich seit der Premiere des „Figaro", seit hundertunddreißig Jahren nichts verändert. Das Auge wandert neugierig forschend von Haus zu Haus und da ihr triviales Aeußere nichts besagt, so sucht die durch altbekannte, weltberühmte Straßennamen stets erregte und wachgehaltene historische Phantasie von der Vergangenheit dieser Gebäude etwas zu erraten. Auf dem ersten Stock des Hauses, links, bei der Straßenecke ist eine Marmorplatte angebracht. Die Buchstaben sind nicht gut zu entziffern, bis mir dann auf einmal im jähen Widerschein eines Autos ein Name entgegenblitzt: Camille Desmoulins.

Mein Gott, welche Enttäuschung. Wie anders lebte dieses Haus in meiner Vorstellung. Spricht doch der liebenswürdigste, leichtsinnigste, grausamste Emporkömmling der Feder, der tolle Abenteurer des zündenden Wortes, dieser Charmeur der Guillotine: Camille Desmoulins, von eben diesem selben Haus, wie von dem Endzweck alles Erreichbaren, wie von einem wahren Paradiese. Hier hat er den kurzen Rausch glücklicher Liebe in seinem Heim und glücklichster Macht in seiner Heimat erlebt und von hier aus schrieb er seinem Vater intime Ergüsse, die uns den wahren Sinn der revolutionären Schlagworte erraten lassen. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit heißt ganz einfach, das Recht, die Sicherheit und die Wohlfahrt des kapitalistischen Bürgers im Gegensatz zu dem feudalen Recht und zum höfischen Prunk des Aristokraten. Hätte die zerlumpte

Digitized by Google

Menge der aufgewiegelten Stadt auch nur einen Blick in die Familienbriefe des verführerischesten ihrer Führer werfen dürfen, der nun nach der guten Partie mit seiner feinen, reichen Lucile ganz zufrieden und wohlgemut in die schönduftende, neue Wohnung zieht, ihr wäre wahrlich der Schrei nach Freiheit in der Kehle stecken geblieben.

Wir hingegen, die Kinder des dritten Standes, die Ururenkel der französischen Revolution, erblicken in diesen bürgerlichen Mietskasernen aus dem achtzehnten Jahrhundert das irdische Gehäuse der bürgerlichen Revolution, die ersten faßbaren, materiellen Formen einer bürgerlichen Welt, in der wir noch immer zu leben haben. Hinc illae lacrimae .... daher auch die innerlichste Ergriffenheit bei dem Anblick dieser schmucklos nüchternen Mauern.

*

Dieses vorsintflutlich anmutende Odéon-Theater hieß einstens „das neue Théatre Francais" und war gewiß mit den neuesten Errungenschaften des Theaterwesens vortrefflich ausgestattet. Dieser verträumte kleine Platz vor dem Theater war ein Teil des neuen Quartiers, wo reiche Bürgersleute der erstaunten Welt gezeigt haben, daß man nicht notwendig eines eigenen Palais bedarf, um auf das bequemste zu wohnen. Auch das erste Hotel, im heutigen modernen Sinne des Wortes, das Hotel Ritz des achtzehnten Jahrhunderts, ersteht unweit vom Odéon-Theater. Als Josef der Zweite seine Schwester in Paris besucht, wohnt er nicht im königlichen Schloß, sondern in diesem Gasthof, der, zwar für bequeme Bürger gebaut, auch den Ansprüchen eines Monarchen genügt. Die Stadt der Demokratie bereitet die Zeit der Demokratie vor und Paris wird, so wie es einst die der grandseigneurialen Prunkformen war, allmählich zum bürgerlichen Formenspender Europas. Das geht nun beinahe hundert Jahre lang, bis zu den großen Boulevardbauten des zweiten Kaiserreiches. Der Typus Haußmann'scher Boulevardbauten wiederholt sich besonders stolz auf dem Wiener Ring und in bescheidenerer, provinzieller Form, überall in den Ringbauten der siebziger und achtziger Jahre.

Von diesem Zeitpunkt an macht sich eine gewisse Erschöpfung merkbar. Paris bleibt stecken — Europa muß sich selbst helfen. Eine Epoche des Schwankens und Experimentierens beginnt. Bald wird der amerikanische Wolkenkratzer, dann wieder das englische Einfamilienhaus als Muster genommen, schließlich bleibt dem deutschen Professor nichts übrig, als sich den Kopf zu zerbrechen über die Möglichkeit des billigen, praktischen und zugleich gesunden und schönen Wohnens. Der Jugendstil grassiert — es entstehen Bauten, die gewiß billig und praktisch und gesund sind, denen sich jedoch mit dem besten Willen keine Schönheit nachrühmen, aber leider umsomehr eine engherzig karge Abgesperrtheit von weitem unangenehm anmerken läßt.

Digitized by Google

In Frankreich hatte man nur ein spöttisches Lächeln für deutsche Experimente und blieb ruhig in alten Häusern wohnen, deren Ebenbilder wegen ihrer dunklen muffigen Unwohnlichkeit in unseren Städten allmählich niedergerissen werden. Während in Paris die Bürgerstadt von ehedem licht- und luftlos weiterlebt, entstanden im sonstigen Europa, nach dem Berliner Muster, sonnige und räumige, aber monoton einförmige, barbarische — sprechen wir das Wort aus — trivialhäßliche „Kurfürstendämme."

Doch das war nur eine Etappe. Die lyrische Sehnsucht des Deutschen nach Schönheit, der ewig germanische Sinn für das Zierliche und Schmucke läßt sich von dem utilitären Berlinertum nicht erdrücken. Im Gegenteil. Er lebt im Unterbewußtsein des kraftvoll erwachten, lebendigsten Berlin weiter und die verträumte deutsche Gartenstadt hält ihren blumigen Einzug in die kahle Metropole. Seit kurzem scheint das Problem gelöst zu sein. Wer einmal die Kolonie Frohnau um Berlin und die allerneuesten Bauten in der Stadt selbst, wer die fröhlichen Niederlassungen um München (Harlaching, Solln, Pullach) gesehen hat, der muß sich gestehen, daß das bürgerliche Ideal knapper Berechnung und spielerischer Mannigfaltigkeit, des weisesten, praktischen Sinnes und der geschmackvollsten Ausführung nun endlich gelöst zu sein scheint.

— —

Womit natürlich nicht gesagt ist, daß der zum gesellschaftlichen Snob gewandelte Kaufherr nicht am besten tut, wenn er den Pariser Aufenthalt dem Berliner Wohnen vorzieht. Wie schön ist es für den einstigen Bankmenschen, sich im eleganten Viertel ein altwürdiges Palais oder in der Umgebung von Paris ein historisches Lustschloß zu kaufen. Der Börsenagent von Chicago wird mit einem Schlage zum Nachfolger der Bourbonen und Bonapartes, der Pompadour und der Du Barry. Eine Gartenmauer, hinter der nur das hohe Grün der Wipfel über die Straße schauert, trennt sein verweichlichtstes Epikuräertum von der engen, ungeordneten, lärmenden Innenstadt oder von dem benzindurchtränkten Staub der Pariser Umgegend. Doch wehe dem kleinen Advokaten, dem Professor, dem Beamten, der sich mit dem Komfort der Vorrevolutionszeit, im besten Falle mit dem des zweiten Kaiserreiches begnügen muß und verurteilt ist, gleichviel ob in den Ortschaften mit dem luxusverheißenden Namen: Enghien, Maison Lafitte oder vielleicht auch in den bescheideneren Villenkolonien der Marne zu wohnen: es erwartet ihn überall dasselbe entsagungsvolle Schicksal. Eine altmodische, verfallene, baderaumlose Villa und die trostlose Aussicht auf eine verwahrloste, staubige Landstraße.

Wer sich aber aus der Stadt flüchtet, um sich in der Provinz zu erholen, dem ergeht es nicht besser. Das französische Dorf mit seinen alten, finstern, stockhohen Häusern — die sich vom Pariser Haus nur durch den Düngerhaufen im

Digitized by Google

Torweg unterscheiden —, mit seinen steinernen, trostlosen, undurchdringlichen Gartenmauern, gemahnt mich immer an eine losgelöste, armselige Vorstadt von Paris. Der Gutsherr in seinem Schloß thront „sozialismuserregend" über der traurigen Gemeinde. Nicht anders in der Provinzstadt. Um die Ueberreste eines großartigen Mittelalters (Rouen, Reims), einer royalen Barockzeit (Nancy, Luneville) vegetiert eine alte, verkommene, bürgerliche Ansiedlung aus den vorigen zwei Jahrhunderten. So wiederholt sich in Dorf und Stadt, immer und überall, in verschiedenen Varianten, das Pariser Bild.

*

Nirgends in der Welt ist der Abstand zwischen arm und reich so grausam fühlbar, nirgends ist der Mittellose so hilfloselend und der Nurbemittelte so wenig imstande, für sein bißchen Geld etwas Gutes zu kaufen, als in dem Lande, darin einst der dritte Stand für seine theoretischen Rechte gefochten. Vielleicht läßt sich die berüchtigte Sparsamkeit des französischen Philisters am besten durch den Umstand erklären, daß das Geld in Frankreich als Kaufmittel für Lebensgenuß in Summen aufgebracht werden muß, wie es sich nur die französische Plutokratie und die internationale Horde genießender Nachtlokalbesucher leisten kann.

Frankreich ist also trotz der bürgerlichen Revolution und trotz der republikanischen Staatsform schon längst nicht mehr das Land des glücklichen Mittelstands. Indem der Gallier auf die leblosen Reste einstiger aristokratischer Herrlichkeit oder auf das gegenwärtige, wüste und morbide Treiben seiner einheimischen und zugereisten Wohlleblinge deutet und für den billigen Luxus des Deutschen nur Worte des Spottes kennt, scheint er ganz zu vergessen, daß man einst für eben diese bürgerliche Wohlfahrt die Marseillaise gesungen, die Bastille erstürmt und einen französischen König guillotiniert hat. Die einfach-edle deutsche Gartenstadt, das luftige, duftige, billige Mietshaus, die schöne, moderne Schule (in Frankreich ist die Schule in ihrem Programm mittelalterlich, in ihrer Einrichtung unhygienisch), das gutbestellte, reine Krankenhaus (Frankreich ist in dieser Beziehung bedauerlich zurückgeblieben), die blitzblanken Straßen, die nicht damit drohen, daß sie nach einem Gewitter einstürzen (man erinnert sich an ähnliche Unfälle in Paris), jede demokratische praktische Einrichtung vom billigen und doch gutgehaltenen Hotel. (In Frankreich gibt es kein Mittelding zwischen Hotel Ritz und dem Schmiergasthof), bis zum feinen aber preiswertem Buch (in Frankreich gibt es entweder unerschwingliche Prachtausgaben oder sehr schlecht ausgestattete, billige Bücher) — alle diese großen Annehmlichkeiten eines vorgeschrittenen Mittelstandes, was sind sie anders als wahrgewordene Zukunftsträume eines Desmoulins? Der bürgerliche Wohlstand, der sein Hab und Gut militärisch bewacht, — der Paradoxist würde sagen, das ganze, militaristisch, bürgerlich-moderne Deutschland ist

Digitized by Google

die eigentliche Erfüllung der französischen Revolution.

Vielleicht bedeutet die französische Zerrissenheit, daß die Welt des tiers-état ausgewirtschaftet hat? Vielleicht soll sich unter dem Druck der Krise Frankreich verändern und neue, ungeahnte Lebensformen der Welt schenken. Wer nur einen Tag in einer französischen Industriestadt verlebt hat, den muß eine bange Ahnung erfassen von neuen Gesellschaftsschichten, die unabweislich nach vorwärts drängen. Wer weiß? Vielleicht? Wer wagt es, sicheres vorauszusagen? Deutschlands heutige Kraft ist jedenfalls ein Beweis der starken Lebensfähigkeit des tiers-état und wehe der unglücklichen Heimat, die, stets ihre eigene Gegenwart vernichtend, von Krise zu Krise in ewiger Unruhe lebt, für bessere Staatstheorien, die dann einst, in einer fernen Zukunft, fremde, ja sogar feindliche Länder zu verwirklichen haben.

Und die Nacht grub Gräber ...

Von Paul Zech

Blutrot aufgeglühter Birkenwald
überflammte unsere Kolonnen.
Jeder Schritt, der Waldung abgewonnen,
war von Donnerkeulen überballt.

Jeder Baum war Krater, der Granaten spie,
von durchschossner Brust noch aufgefangen,
bis wir nicht Gewehre mehr — nein, Beile schwangen,
Farrn und Feuer pflügend mit dem Knie.

Doch der eisengraue Ring,
den wir unter Wolkenbrüchen von Geschossen
um die waldumkrallten Schanzen schlossen,
Dreimal sprang der eisengraue Ring.

Sprang zurück und dröhnte Sturm
in die tausendfachen Trommeln unsrer Rache,
tanzte in den Fahnen vorne wie ein Drache
und zerbrach den Wipfelturm.

Und die Nacht grub Gräber im erloschnen Wald,
warf hinab den Kranz aus Mond und Stern geflochten
und der Mütter Wurzelherzen pochten
wie der Salven hallende Gewalt.

Digitized by Google

Krieg

Heimgesammelt
Von Feldern und Auen
Sind schon die letzten Garben,
Und eh die Sonnenstrahlen erstarben
Haben die ängstlichen Frauen
Fenster und Türen verrammelt.

Nun nach Jahren
Des Friedens widerhallen die Wälder
Vom hellen Klang der Trompeten;
Die Weiber und Kinder beten — —
Ueber die kahlen Felder
Reiten Husaren.

Arthur Rutra

Die Schulden des Herrn v. Swerbejew

Exzellenz von Swerbejew, bis vor kurzem, bekanntlich, russischer Botschafter in Berlin, ist bei Ausbruch des Krieges unter Hinterlassung einer Schuldenlast von 152 Mark (schreibe hundertzweiundfünfzig Mark) nach seiner Heimat abgereist. Sein Amtskollege Iswolski aber, der in Tegernsee eine Villa besitzt, soll es — wenn nicht alle Zeitungsnachrichten lügen — noch weit toller getrieben haben. Denn sein Konto bei einer ehrbaren Gemüsehändlerin und Kreislerin beläuft sich allein schon auf die stattliche Summe von 300 Mark und wenn man dazu noch die unbezahlten Rechnungen für elektrisches Licht und für die Erneuerung von einem Paar schiefgetretener Stiefelabsätze nimmt, so übersteigen die Schulden des Herrn Iswolski die des Herrn Swerbejew um mehr als das Doppelte.

Welchen Zweck die beiden russischen Diplomaten mit dieser Schädigung unserer Geschäftswelt verfolgten, bedarf erst noch näherer Aufklärung. Was aber die Schulden des Herrn Swerbejew betrifft, so lassen sie jedenfalls interessante Rückschlüsse auf die sonstige Lebensweise und den Charakter der Exzellenz zu. Besagte 152 Mark sind nämlich für ein Paar Reitstiefel zu bezahlen — woraus ohne Zweifel erhellt, daß Herr Swerbejew über seine Verhältnisse lebte, erstens insofern er, trotz seiner zerrütteten Vermögenslage, dem kostspieligen Reitsport huldigte, zweitens insofern er seine Stiefel bei einem offenbar recht teuren Schuster bestellte, drittens ... aber ich will niemanden mit dem Aufzählen gewisser Schlußfolgerungen langweilen, die doch jeder politisch denkende Kopf —

Digitized by Google

und das sind wir ja jetzt alle, alle — selbständig ziehen kann.

Da wir übrigens gerade von Schlußfolgerungen sprechen —: wäre es nicht auch denkbar, daß, beispielsweise, unsere Botschafter in Paris und Petersburg zufolge ihres letzten energischen Auftretens — sagen wir (um beim Leisten zu bleiben): ebenfalls eine unbezahlte Schusterrechnung hinterließen? Und *wenn* diese Möglichkeit sich wirklich ereignet hätte — würden sich dann vielleicht die Friedensverhandlungen länger hinausziehen? Würden etwa die unbezahlten Botschafterrechnungen bei der Festsetzung der Kriegsentschädigung eine Rolle spielen, oder was sonst würde mit diesen Rechnungen geschehen?

Ich gebe zu, daß es, besonders gegenwärtig, einige wichtigere Fragen zu entscheiden gibt. Aber immerhin sind die Schulden des Herrn Swerbejew nicht gerade *so* unwichtig, daß man überhaupt nichts darüber zu sagen hätte. Ich meine natürlich: wenn man diese Schulden *bildlich* versteht. Denn dann bedeuten sie alle häßlichen kleinen Relikten, alle Läpperschulden, alle unbezahlten Forderungen materieller, aber auch ganz besonders ideeller Art, die uns unsere Feinde über dem Hals gelassen haben. Ja, wir alle — nicht nur der Berliner Schuster des Herrn v. Swerbejew — haben von unseren Feinden etwas zu fordern, denn solange sie unter uns waren, haben wir ihnen kreditiert an Universitäten und Laboratorien, in Bibliotheken und wissenschaftlichen Seminarien, in technischen Betrieben und kaufmännischen Kontoren, ja selbst in der großen, gewaltigen Organisation, durch die wir uns jetzt vor ihrem Neid und ihrer Habgier schützen müssen: im deutschen „Militarismus."

Aber wer, als nur ein Krämer, denkt heute daran, ein Verfallsurteil zu erwirken gegen Swerbejew und Genossen? Wer kann sich überhaupt ernstlich dazu entschließen, eine Rechnung aufzustellen, wo im voraus anzunehmen ist, daß die Gegenrechnung darauf die einzige Zahlung sein wird? Und, ehrlich gesagt: sind wir selbst augenblicklich in der Verfassung, unsern Gegnern eine Rechnung zu schreiben, in der wir auch nicht die Prozente dieser Feindschaft mit dazu rechnen?

Wer es aber dennoch nicht unterlassen kann, die Abrechnung, die voraussichtlich schon unser Heer besorgen wird, aus der geschützten Stille seines Privatkontors heraus vorzunehmen, der präsentiere sich wenigstens nicht als Rechnungsführer einer ganzen Nation. Denn abgesehen davon, daß man wirklich sehr im Zweifel sein kann, *wer* sich ohne Ueberhebung zu diesem Amt berufen fühlen dürfte, hängt dergleichen Verrechnungen, in diesem Augenblick wenigstens, immer etwas Kleinliches, Kindisches, Kümmerliches und Geiziges an. Haben wir denn wirklich immer nur gegeben, um später nehmen zu können; oder war uns das nicht schon manchmal genug, daß wir geben konnten, während die anderen nehmen mußten?

Wer heute unseren Feinden ihre Schulden vorrechnet, handelt wirklich ein wenig wie der Schuster, der nun Herrn Swerbejew mit der Rechnung nachläuft. Wenn ich Swerbejew wäre, würde ich nie wieder Reitstiefel bei ihm machen lassen. Aber vor allem würde ich ihm, selbstverständlich, niemals zahlen. Adolf Lapp

Karlsbader Gäste

Ein internationaler Badeort, das begreift man, ist vom Krieg nicht sehr erbaut. Karlsbad, das gerade in den letzten Jahren mit besonderer Hast

Digitized by Google

neue Hotels, Riesenhotels, errichtet hat, wurde mitten in der Saison vom Kriege überrascht und das bedeutet für die Badestadt einen sehr hohen Verlust. In den letzten Wochen sind nun neue Gäste eingetroffen, Gäste aus einer Gegend, die auch sonst Karlsbad aufsucht: Galizianer. Der Flüchtlingsstrom warf gut hunderttausend österreichische Polen nach Wien. Schließlich mußte der Strom aber auch in andere Bahnen gelenkt werden und Eine dieser Zufluchtsstationen hieß Karlsbad. Die ersten, wohlhabenderen Flüchtlinge wurden, da die Hotels leer stehen, mit verdoppelter Wirtsfreundlichkeit empfangen. Dann aber kamen Arme! Unter diesen Armen sind Leute, die gestern noch reich waren, Leute, die so schnell flüchten mußten, daß sie ihr Hab und Gut nicht sichern, geschweige denn mitnehmen konnten. Ich habe einen Lemberger Rechtsanwalt gesprochen, der sich jetzt in Wien als Extrablatthändler täglich ein paar Heller verdient, der sagte mir: „Ich mußte mit den Meinen so schnell fort, daß ich froh war, ein Bündel Kleider und meine drei Kinder beisammenzuhaben. Im Gedränge am Bahnhof verloren wir das jüngste Mädchen. Gott weiß, wo und ob es noch lebt ..." Es gibt unter den Galiziern, die Wahrheit zu sagen, auch etliche wenig angenehme Flüchtlinge, Leute, die keinen ausgesprochenen Reinlichkeitsfanatismus haben, dafür aber die leichte Gereiztheit und die anklägerische Wehleidigkeit der Heimatlosen. Manche waren wochenlang auf Reisen, sie konnten nicht anders als in Frachtzügen befördert werden und das Leben in diesen reisenden Pferchen war traurig genug. Es ist vorgekommen, daß Schwangere in diesen vollgepfropften Waggons geboren, auch hatten die Flüchtlinge während der vieltägigen Reise zwischen leidlich warmer, aber verpesteter Luft und so eisiger Kälte in den Waggons zu wählen, daß es auch erfrorene Gliedmaßen gab.

Die Stadtgemeinde Karlsbad war — nach dem anklagenden Bericht eines Karlsbader Lokalblattes — von dem Eintreffen galizischer Flüchtlinge vierzehn Tage vorher verständigt worden! Die erste Antwort war, daß Karlsbad versuchte, die Flüchtlinge fernzuhalten. Das gelang nicht. Als die Galizier nun anlangten, da wurden sie in einen — Keller (Esterhazykeller) in der Franz Josefstraße geschafft. Zum Lager wurde ihnen aufgeschüttetes Stroh angewiesen. Hier lagen Familien, Männer, Weiber, Kinder, etwa achtzig Personen in dem einen Keller. Auch eine Wöchnerin und ein Ruhrverdächtiger drunter. Das unterirdische Gewölbe war nur schwach erhellt. Der Berichterstatter des Karlsbader Blattes schreibt, daß in dem Raum ein solcher Gestank herrschte, daß man eintretend, sich einer Ohnmacht nahefühlte.

Die zweite Unterkunft fanden die Flüchtlinge auf der Karlsbader Rennbahn. Auch hier keine genügenden Vorbereitungen, vor allem keine benützbaren Oefen. Die Leute froren. Erst später wurden die Oefen in Stand gesetzt. Die Flüchtlinge besaßen oft keine Decken, so lagen Kinder frierend auf dem Stroh! Die Verwaltung der reichen Badestadt hatte nicht einmal für Kotzen gesorgt! Das Erste, was man mit den wochenlang oder wenigstens viele Tage lang herumgeführten Flüchtlingen hätte tun sollen, wäre natürlich gewesen: sie zu baden. Es gab keine Badegelegenheiten, obwohl in Karlsbad natürlich kein Mangel an Wannen sein kann! Andere Flüchtlinge waren in dem Vorort Fischern im Stalle eines Hotels untergebracht.

Digitized by Google

Selbstverständlich gab es auch viele gute Menschen, die sich daran erinnerten, daß diese galizischen Flüchtlinge Vaterlandsgenossen sind. Es gab kleine Wirte, die sich der Vertriebenen annahmen, arme Leute, die den Aermsten beistanden, Kinder, die den Kindern der Heimlosen Spielzeug brachten. Das sozialistische Blatt in Karlsbad erließ einen Aufruf zu Gunsten der in den Karlsbader Konzentrationslagern liegenden Oesterreicher..

Offiziere haben mir, mehr als einmal, erzählt, daß die jungen polnischen Juden, die als Soldaten in den Schützengräben liegen, ihre hebräischen Gebetbücher neben sich liegen haben. Sie beten um die Niederlage des Pogromzaren, sie beten für ihre irgendwohin vertriebenen Eltern, Schwester, Kinder. Das Schicksal verhüte es, daß so ein galizischer Soldat einen Feldpostbrief der Seinen aus Karlsbad empfange!.... Die Stadt Karlsbad, in der jetzt viele tausend lichte Zimmer mit Betten und Badewannen leer stehen, erinnern sich an ihren uralten Beruf, Fremde ordentlich zu beherbergen, auch wenn es vertriebene, verarmte, melancholische Galizianer sind!

Stefan Grossmann

Von ein paar Büchern

Die geschäftigen Rezensenten hatten diese letzten Monate, die sich sonst für sie in sinnloser Arbeit überstürzten, Erholungszeit — der Strom der Weihnachtsbücher ist ausgeblieben. Damit ist manchem guten Mann sein Lebenszweck verbogen, aber im übrigen — Gottseidank! Es hätte vielleicht nicht erst der eisernen Warnung bedurft, daß der Verlagsbuchhandel die Fruchtbarkeit der deutschen Literatur etwas eindämme.

Glücklich, wer jetzt Jean Paul, Keller, Raabe lesen kann — er ist geborgen. Wer möchte jetzt nicht die Unrast der Tage einmal bei einem guten innigen Buche vergessen, aber wir bringen es nicht fertig. Die Zeitungen lassen uns nicht los, die Zeitschriften und Broschüren drängen sich in unsere einsamen Stunden — Krieg, Krieg!

Und der Buchhandel muß, will er Personal beschäftigen und etwas verdienen — die „Konjunktur" ausnutzen — die ‚Hausse, in Kriegsliteratur ist nicht eben würdig, denn sie hob namenlos viel Schund in die Höhe, aber sie ist wirtschaftlich sehr verständig.

Es ist vielleicht recht zufällig, was man im einzelnen liest — man flieht die gräßlichen chronikalen Bilderbücher und greift dorthin, wo man Erwartungen hat. Die auch von großen Unternehmen herausgebrachten Kriegschronikbücher in Wochenfortsetzungen sind fast alle (notwendiger Weise) mäßig; völlig enttäuschend die Chronik, die E. Engel für Westermann zusammenstellt.

Von der ernsthaften Kriegsliteratur erscheint mir Paul Rohrbachs Buch: „Der Krieg und die deutsche Politik" bei weitem das Beste: Wärme bei leidenschaftsloser Klarheit des Ausdrucks, Sachkenntnis bei ruhiger Haltung des Urteils, Festigkeit, Kraft. Das kleine Buch ist ausgezeichnet durch höchste Natürlichkeit des Vortrags: die geübte Hand beschreibt mit sicherer Führung der Geschichte die schier unentweichbare Notwendigkeit dieses Krieges. Es ist zum Teil vor dem Kriegsausbruch geschrieben und dann, ohne Aenderungen, durchgeführt: so bleibt es geschichtlich ernsthaft und ist kein aus Aktualitäten und Enthüllungen zusammengeleimtes Tageswerk.

Von der zahllosen Broschürenliteratur enthält das Wertvollste die

Digitized by Google

Sammlung „Der deutsche Krieg", die Ernst Jäckh bei der Verlagsanstalt in Stuttgart herausgibt: Hefte mit verschiedenem Temperament und wechselndem sachlichen Gewicht, alle mit dem ernsthaften Willen der Klärung, Belehrung, Willensbewegung ohne subalternen Lärm. Einige der Arbeiten sind etwas schwach (Binswanger, Erzberger); um so vortrefflicher die meisten andern, so von Oncken, Naumann, Traub, Losch, Bäumer, Schmidt. Naumann behandelt das französische Problem mit feiner und unbefangener Gesinnung.

Ich stelle in diese Reihe noch Ulrich Rauschers kleine Bekenntnisschrift: „Die Kriegspflicht der Daheimgebliebenen" (A. Langen); eine Arbeit, die durch die Abwesenheit des Pathos und die lebendige Kraft des Ausdrucks ausgezeichnet ist und in der Schlagwortverwirrung der Heimat (ihrer Presse!) durch klare Würde und bereiten Ernst Ordnung schaffen will.

Eine muntere Stunde schenkt uns die Zusammenstellung von Werner Klette „Unsere Feinde, wie sie sich lieben" (Delphinverlag München); es ist der Einfall zum Buch ausgebaut, englische Urteile über Frankreich, Rußland u. s. f. abzudrucken, französische über England usw., keine Zeitungspolemiken, sondern Bruchstücke aus ernsthafter Literatur. Das Büchlein hat, neben dem Reiz der aktuellen Bosheiten, einen bestimmten volkspsychologischen Wert; zahlreiche gut gewählte Karikaturen stützen seine Schlagkraft.

*

Die letzten Tage brachten noch ein paar große Stapel: Nansens Buch über „Sibirien" (Brockhaus), die herrliche Ausgabe der Briefe des großen Friedrich (Hobbing) — man sieht sie an und freut sich, wenn eine ruhigere Stunde sie uns ganz aufschließt.

Bei den schweren Bänden liegt ein kleiner, leichter: Das ist ein neues Versbuch von Hermann Hesse „Musik des Einsamen" (Verlag Salzer, Heilbronn). Und wer spürt es nicht: zwischen der oft gewalttätigen Zwecklyrik unserer Tage ist es eine wahre Wohltat, fern von gereimter Publizistik (die auch ihre Rechte hat!) der Gast eines Dichters zu sein, der nicht Journalist, sondern Künstler ist. Die Blüte reifer und herber Männlichkeit, Resignation, die sich in ruhiges Kraftgefühl verwandelt — es ist jener stille feste Schritt der Verse, den wir in der Kunst Hesses kennen und dem wir gerne folgen, da er uns zu einem nicht entweihten Tempel führt.

Theodor Heuss

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Die Zukunft

Von Conrad Haußmann, M. d. R.

Wie haben wir Menschen von heute, *nie hat eine Generation ein solches Neujahr erlebt*. Halb hat sich die Menschheit mit ihrem Anpassungsvermögen und ausspähend nach den Ereignissen der nächsten Stunde schon abgestumpft gegen den unerhörten Druck des Niedagewesenen. Aber der Wechsel des Jahres 1914/1915 richtet den Blick unter der Wucht eines geschichtlichen Rucks empor und hinaus über die endlosen Schlachtfelder — Schlachtfelder in einer Ausdehnung von weit über tausend Kilometern! Einst gab eine einzelne Oertlichkeit der Schlacht den Namen und der Geschichte des Landes, des Jahrzehnts, des Jahrhunderts Richtung oder Gepräge. Heute wird ein einziger Krieg gleichzeitig in drei Erdteilen der alten Welt geführt und auf ihren Meeren bis an die Ufer der neuen Welt. Die Schlachtfelder von 1870, von 1815, von 1812, in Frankreich, Belgien und Rußland sind im gleichen Augenblick mit Blut getränkt und zugleich ballen sich da, wo Napoleon in Aegypten, wo Cäsar und Alexander marschierten, wo die Kreuzzüge und Moses durchzogen, Kriegsheere, welche die Scharen und Legionen an Zahl und Rüstung hundertfach überragen. Die Erde hatte nie die Feuerbrunst eines Weltteils, nie eine Sturmflut von Blut gesehen. Nicht stehende Heere, sondern schreitende Völker prallen zusammen, erfinderisch wie noch nie in den Mitteln der Vernichtung, der Tötung und Verwüstung. Hoch aus den Lüften und aus des Wassers Tiefe trifft der Tod und feiert grausame Triumphe. Härter als der Winter Rußlands ist die stählerne Härte dieses Kriegs. Die Zahl der Toden übertrifft die Zahl der Heere früherer Kriege, die Zahl der Verwundeten die Einwohnerzahl ganzer Länder. Aber immer neue Männer treten in die Lücken, alle Länder und alle Weltteile füllen die Reserven.

Digitized by Google

Mag der Krieg heilig oder heillos genannt werden, das Schauspiel ist so furchtbar als gewaltig, die Schauer des Weltereignisses ergreifen jeden Einzelnen, jede Familie, jeden Staat, jeden Weltteil „und des Donnerers Wolken hängen schwer herab" auf das Geschlecht von 1915.

*

Die Urkunden zur Vorgeschichte vervollständigen sich, aber Urkunden können auch zu bestimmten Zwecken gefertigt werden, wie der Geheimbericht an das französische Kriegsministerium vom März 1913 im französischen Gelbbuch beweist. Authentischer und wichtiger ist der Brief des Herrn Bonar Law, des Führers der Konservativen Englands, der schon am 2. August 1914, also vor Deutschlands Ueberschreitung der belgischen Grenze das englische Ministerium auffordert, auf Seiten Rußlands und Frankreichs in den Krieg einzutreten. Die Träger des konservativen und chauvinistischen Geistes Englands haben also in dem hochkritischen Moment der letzten Abwägung die schon vorher taumelnden liberalen Minister vorwärts gestoßen durch die Drohung einer Entfesselung des Kriegsgeistes und des englischen Selbstgefühls bei etwaigem Zaudern der Minister. Wir wollen die Sichtung des Stoffs der Vorgeschichte einer ruhigeren Zeit vorbehalten. Zurückstellen wollen wir auch die Frage, ob England, das laut seinem Hauptorgan, der „Times", den Krieg hätte verhindern können, den Riesenfehler dieser Unterlassung heute wiederholen würde.

*

Der Rückblick auf das Jahr 1914 gestattet einige Feststellungen. Das deutsche Heer hat in zwei Riesenfronten in Ost und West einen Brustwall entgegengesetzt, den die vier Gegner mit ihren Hilfsvölkern nach 150 Tagen an keiner einzigen Stelle zu durchbrechen vermochten. Deutschland ist in keiner Schlacht der Ost- oder Westfront besiegt, keine deutsche Festung ist gestürmt oder auch nur belagert. Deutschland hat seine Heere breit in russisches Staats-

Digitized by Google

gebiet und weit in den französischen Norden hineingeführt. Belgien ist bis auf einen winzigen Streifen in deutschem Besitz, nachdem es sich, falsch beraten, mit England, Frankreich und Rußland „verbündet" hat. Der Krieg wütet in fremdem Gebiet und nicht in den deutschen Grenzen. Im Innern Deutschlands herrscht ein Zustand fast wie im Frieden. Die Grenzgemeinden im Oberelsaß und in Ostpreußen, die zu leiden hatten, sind räumlich verschwindend gegenüber den großen Okkupationsgebieten bei den Gegnern.

Die deutsche Marine hat in fünf Monaten die Armada von England und das Geschwader von Frankreich an Tatkraft und Aktivität weit übertroffen. Die deutsche Ostseeküste blieb völlig verschont, im Unterschied zu der Ostküste Englands, die an mehreren Stellen durch die englische Marine nicht vor Beschießung beschützt werden konnte.

Oesterreich und Ungarn nicht zu vergessen, hat trotz der Ueberflutung Galiziens durch russische Truppen das Innere der Monarchie zu schützen vermocht und die Aggression nach Rußland vorwärts tragen können.

Vor Allem aber, Deutschland als Wirtschaftskörper hat nach fünf Monaten eines furchtbaren Krieges noch nicht entfernt in dem Maße zu leiden wie die große Mehrzahl der Gegner und weit weniger als man das schon für den ersten Monat in Deutschland befürchtet hatte. Es beschafft den Riesenbedarf des eigenen Landes aus eigenen Kräften und hat eine sehr große Anzahl von Gewerbebetrieben, Dank der Intelligenz und der Anpassungsfähigkeit der deutschen Industrie, weiter entwickelt und belebt. Das sind neben der Beschaffenheit der Truppen die festen Wurzeln der Kraft. Die Ein-Milliardenanleihe ist reell viereinhalbmal überzahlt und die nächste Milliardenanleihe wird wieder überzeichnet, ohne Zwang und ohne Bluff.

Deutschland ist es gelungen, im Krieg ein Bündnis mit der Türkei abzuschließen, dessen rasche Aktivität die

Digitized by Google

russische Flotte im schwarzen Meer lahm gelegt hat, Rußland im Kaukasus und in Persien anfaßt, den Bosporus, trotz der englisch-französischen Beherrschung des Mittelmeers feuerfest verriegelt und dem Suezkanal ein ähnliches Schicksal in spätere Aussicht stellt. In Afghanistan und Indien kann das Flugfeuer der Erhebung einfallen.

Das Uebergewicht des Erfolgs im Jahre 1914 ist zweifellos auf Seiten Deutschlands und seine Ursachen wirken fort. Man darf dies als sicher aussprechen, auch wenn man nicht blind gegen den Berg von Schwierigkeiten ist, vor den dieser Krieg jeden seiner Teilnehmer stellt. Die Ueberzahl der Gegner, die Masse ihrer Hilfstruppen und — man darf es mit ehrlicher Achtung aussprechen — die Tapferkeit und Intelligenz der Franzosen, die ihr Vaterland verteidigen, ebenso wie der Opfermut der Belgier und die Unerschütterlichkeit der Engländer haben im Westen den Durchbruch in das Zentrum und an die Nordküste Frankreichs aufgehalten, dank der modernen Verteidigungstechnik. Denn wohlgemerkt, die Defensivkraft ein und derselben Truppe verhält sich zu deren Offensivkraft wie zwei zu eins.

Von der Vergeblichkeit der Offensive kann der hervorragende Generalissimus Joffre, Mr. French und Nicolai Nicolaijewitsch ein Lied singen. Nirgends sind sie durchgestoßen, nirgends haben sie auch nur einen einzigen gewichtigen Schlag gegen die deutschen Truppen auszuführen vermocht.

Auch ohne verfrühten Triumph darf man sich erinnern, daß der ganze Feldzugsplan der Gegner auf einen Durchbruch der Russen aufgebaut ist, der zu einer Truppenentblösung der Westgrenze führen und der französisch-englischen Armee den Vorstoß an den Rhein ermöglichen sollte vor dem Winter und Neujahr 1915. Dieser Feldzugsplan der Alliierten ist gescheitert. Die Russen, die Hilfe bringen und die Kriegsfackel nach Deutschland tragen sollten, sind von Hindenburg nicht nur hinaus-

Digitized by Google

geschmissen, sondern im eigenen Lande geschlagen, — eine leidende Tätigkeit trotz des unzweifelhaften russischen Mutes, die der russische Kriegsquartierbericht mit der Bezeichnung „Rückwärtskonzentration" eingestanden hat. Damit ist die reelle Grundlage der alliierten Hoffnungen unheilbar erschüttert.

Wohl ist Mars ein Hasardeur, aber die Offensivkraft — und auf diese kommt es an — die mit Maschinengewehren besetzten deutschen Linien zu durchbrechen, selbst wenn die Russen das unglaubliche Kriegsglück haben sollten, die Deutschen an diese Linien zu drängen, besitzt Rußland und Frankreich jetzt nicht mehr. Dadurch entfällt die Hoffnung der Alliierten auf Sieg, falls diese Hoffnung sich nicht auf Wahrscheinlichkeiten und nicht auf Wünschen aufbaut.

*

Und nun einen Blick auf die Zeit nach dem Krieg. Deutschland, Oesterreich-Ungarn und die Türkei werden keine Verstimmung gegeneinander hinaustragen. Denn keiner dieser Staaten hat Hoffnungen oder Versprechungen enttäuscht. Den Alliierten droht tiefste Verstimmung. Belgien darf aufschreien, daß es von den Verbündeten im Stich gelassen worden ist, Frankreich darf anklagen, daß es die erdrückende Riesenlast des Feldzugs der Verbündeten zu Dreiviertel habe tragen müssen, im Westen mit seinen Truppen, in Rußland mit seinem Geld. Das Geld ist verloren und die russische Armee hat die Zusage des Einbruchs in Deutschland und nach Berlin nicht eingelöst und damit den furchtbaren Krieg zu einem vergeblichen Abenteuer der Revancheidee gemacht. Noch heißer wird der Groll sein, der sich in Paris gegen England richtet, dessen Fußballspieler die französische Jugend allein vorgehen ließen und dessen Flotte die deutschen Küsten nicht bombardiert hat.

Diese Enttäuschungen sind so gewaltig, daß sie die Gruppierung der Entente dauernd

Digitized by Google

sprengen werden. Will Frankreich künftig Politik- und Darlehensgeschäfte wieder mit Rußland machen? Oder mit England, das wenigstens den Profit in Asien hat, daß Rußland durch die Deutschen schwer geschwächt ist.

Es ist heute und noch geraume Zeit nicht die Aufgabe der Deutschen, den Blick der Franzosen zu schärfen. Die Erkenntnis ist unfruchtbar, solange sie sich nicht selbst einstellt. Nur soll man den Deutschen nicht nachsagen, daß sie nicht inmitten des Kriegs den Blick für die Tragik Frankreichs bewahrt haben, die nicht ewig sein muß, wenn nicht die Lehren dieser grausamen Kriegsgeschichte vergeblich sind. Wer jetzt nicht lernt, der lernt nimmermehr. Das gilt für Alle. Auch für die Deutschen.

Wenn Deutschland als Nationalstaat den Krieg bestanden und an innerer Einheitlichkeit gewachsen ist, so liegt hierin zugleich ein Hinweis auf die politische Zweckmäßigkeit, sich keine fremden und unhomogenen Volksteile einzuverleiben und die Einladung, im Westen nicht über den strategischen Sicherheitszweck hinauszugehen. Das Wort des Kaisers am 4. August 1914 ist wahr gewesen: „Uns treibt nicht Eroberungslust, uns beseelt der unbeugsame Wille, den Platz zu bewahren." Freilich, solange die Gegner die kriegsgeschichtliche Entwickelung, deren Grundlinien schon an Neujahr 1915 zu erkennen sind, nicht verstehen wollen, kann weder von Frieden noch von Freigabe der Faustpfänder die Rede sein.

Es wäre anmaßend, wenn Deutschland meinen würde, es müsse andere überreden, vernünftig zu sein. Es wird am stärksten in allen Lagen sein, wenn es sich an den Wahlspruch hält, den die Königin Charlotte auf Feldpostkarten den württembergischen Truppen zugeeignet hat: „Der Patriotismus besteht nicht in dem Haß gegen andere Völker, sondern in der Liebe zum eigenen."

*

Digitized by Google

Eine Schweizer Stimme im „Bund", die wohlwollende Neutralität atmete, hat zu Beginn des Kriegs besorgt gefragt, „ob der Feldzug in Deutschland die innerpolitische Reaktion stärken werde?" Diese Furcht ist durch den Gemeingeist, der sich in Deutschland entwickelt hat, gebannt. Es wäre eine Fälschung des tiefsten Sinnes der allgemeinen Aufopferung, wenn eine Beschränkung politischer Rechte eintreten würde, statt einer vertrauensvollen Ausgestaltung derselben, getragen von Vertrauen zum eigenen Volk.

Politisches Mißtrauen werden sich das deutsche Volk und die deutschen Kämpfer, die Unerhörtes leisten, nach dieser Zeit der Opfer nicht bieten lassen. Dieser Krieg hat in Deutschland mächtig das Bewußtsein des Gleichwerts erhöht. Aber auch noch ein anderes Bewußtsein, daß die Auslese der leitenden Köpfe in Heer, Diplomatie und Staatsverwaltung künftighin klug und ehrlich nur nach dem Grundsatz der größten Tüchtigkeit und nicht nach veralteten Rücksichten erfolgen darf.

Schützenvereine

Von Ludwig Thoma

Unter den vielen Vorschlägen, die heute für eine soldatische Erziehung der Jugend gemacht werden, begegnete ich kürzlich einem, der ernsthafte Beachtung verdient. Die Jungmannschaft soll schießen lernen.

Der Vorschlag hat alles für sich und die Ausführung würde nirgends auf Schwierigkeiten stoßen, hoffentlich auch nicht auf Widerstände in Kreisen, die nun einmal keiner Neuerung hold sein können.

Es ist notwendig, daß das deutsche Schützenwesen vom Grunde aus umgebildet wird.

Digitized by Google

Wer schießt denn heute in Deutschland? Erwachsene Männer und ältere Herren und maßgebend ist ausschließlich der Geldpunkt.

Wer es sich leisten kann oder wer solche Ausgaben auf die leichte Schulter nimmt, wird Mitglied eines Schützenvereins und weiß am Ende des Jahres, daß diese Art von Vergnügen nicht gerade die billigste ist.

Die größeren Schützenfeste sind sehr teuer geworden, die kleinen bieten keine Möglichkeiten des Gewinnes und wer nicht vom Zufall und vom Glück begünstigt ist, kann auch als guter Schütze nicht gegen die Professionellen aufkommen.

So ist es gekommen, daß selbst große Veranstaltungen, die bekannten drei- und vierhundertjährigen Jubiläumsschießen nur von ein paar hundert Schützen, wenns hoch kommt, besucht werden. Und immer von den gleichen.

Eines ist dabei unbestreitbar: daß die Leute, deren Ausbildung dem Schützenwesen Inhalt, Zweck und Sinn geben könnte, ihm vollständig ferne stehen. — Nämlich: die Jungen.

Ein weiteres ist aber ebenso gewiß.

Die heute in Deutschland betriebene Art des Schießens hat für die militärische Ausbildung keinen Wert.

Allgemein schießt man auf 130, bei Bundesschießen auf 180 Meter, und zwar mit Gucker (Diopter) und Korn, nicht mit Mittelvisier, dazu mit einem haarfein gestellten Stecher und mit einem Gewehre, dessen Kolben so ausgehöhlt ist, daß man die Backe möglichst bequem hineinlegen kann.

Das alles führt zu Gewohnheiten, die einer soldatischen Ausbildung geradezu hinderlich sein würden.

Raschheit, auf die es ankommt, schnelles Erfassen des Zieles, schneller Abzug, das Fangen, wie der technische Ausdruck lautet, gelten nichts. Der Gebrauch des Guckers und die kurze Distanz führen dazu, daß der Schütze möglichst bedächtig das Ziel einen Schuß für den andern aufsitzen läßt und hier entscheidet weniger die Schnelligkeit des Entschlusses, die Fixigkeit, das scharfe Auge, als die Kunst den Atem möglichst lange anzuhalten.

Digitized by Google

Es haben sich alle möglichen Kniffe herausgebildet, um das ruhige Halten zu ermöglichen.

Die Tiroler, als die schlausten, ziehen zwei Joppen an, damit sie der Schlag des Herzens nicht stört und bekannte Meisterschützen trinken sich ein ganz genau bemessenes Rotweindampfl an, das ihnen den Gleichmut gibt. Wieder andere müssen die zweite Maß Bier getrunken haben, enthalten sich des Rauchens, ja einige versuchen es gar mit Brom und anderen Giften, alles, um nur ja eine ruhige Hand zu haben.

Was hat das alles mit dem militärischen Schießen zu tun, bei dem auf ruhiges Halten wenig, auf schnelles Erfassen des Ziels alles ankommt und bei dem 300 Meter als geringe Entfernung gelten?

Heute, wo fast nur im Liegen oder im Schützengraben mit Auflegen geschossen wird?

Den Nutzen der Schützenvereine ermißt man am besten, wenn man sich vorhält, daß sich in der Hauptsache seit 60 und mehr Jahren eigentlich nichts geändert hat.

Denn auch mit Vorderladern hat man, wie heute, mit Gucker und Korn auf 100—120 Meter geschossen. Die große Entwicklung der Waffe ist also ohne Einfluß auf unser Schützenwesen geblieben.

Das muß anders werden, oder das Schießen der Vereine wird immer mehr ein bloßes Spiel.

Wie soll's nun anders werden? Das Vorbild haben wir in der Schweiz, wo militärisch geschossen wird; mit dem für Scheibenstände angepaßten Militärgewehr, mit Mittelvisier und Korn, auf Entfernungen, die zur soldatischen Ausbildung und Fortbildung hinreichen, und liegend oder knieend.

Freilich — und da ist doch eine Schwierigkeit — müßten unsere Schießstände abgeändert werden.

Das läßt sich aber an den meisten Orten wohl machen, wenn die Verwaltung guten Willen hat und nicht in überängstlicher Scheu vor allen Möglichkeiten ein kostspieliges Abblenden verlangt.

Digitized by Google

Sie könnte sich wirklich auf die Besonnenheit der Schützen verlassen, und davon abstehen, die Vorsehung zu spielen. Ganz gelingt es ihr ja doch nicht und es bleiben beim Gebrauche der Schußwaffe noch viele Gefahren bestehen.

Gehen hierin die Behörden einmal etwas großzügiger vor, dann erwachsen ihnen noch einige andere recht schöne Aufgaben.

Die Staatsregierung hat bis heute an der bürgerlichen Schießkunst nie fördernd, nur hindernd Anteil genommen, und hat nur die Anlegung von Schießständen erschwert. Wie wäre es, wenn sie sich um die Entwicklung der Schießkunst und um diese Art der Jugenderziehung kümmern würde. Das erprobte Beispiel könnten wir wiederum in der Schweiz finden und darnach wäre vielleicht folgendes zu ermöglichen.

Der Staat liefert an jeden Schützenverein für Bleigeschosse abgerundete Militärgewehre, die sonst an exotische Länder um billiges Geld verkauft werden.

Er verlangt von allen jungen, gesunden Leuten von 16 Jahren an, daß sie in der Zeit vom April bis Oktober monatlich zweimal an den Sonntagen unter Aufsicht Schießübungen abhalten. Er liefert die Munition und gibt etliche Ehrenpreise, die nicht Geldpreise sein müßten. Es würde genug Anspornung geben, wenn er z. B. Schützenschnüre an die Besten verleihen würde.

Die Leitung hat der unter Aufsicht des Bezirksamtes gewählte oder auch von diesem ernannte Schützenmeister; es fänden sich in jedem Orte die geeigneten Männer, denen diese Aufgabe Freude machen würde.

Außerdem könnte ja in jedem Kreise ein Oberschützenmeister über die Ausführung der Vorschriften wachen.

Das will nicht mehr sein, als eine Anregung. Ein fertiger Plan könnte vom Ausschusse des deutschen Schützenbundes vorgelegt werden, wenn sich, wie es den Anschein hat, maßgebende Leute für die Entwicklung der soldatischen Erziehung unserer Jugend auch über den Krieg hinaus bemühen werden.

Digitized by Google

An Bord eines Linienschiffes

Von Richard Woldt

(Schluß)

Ausgestattet mit diesen Kommandoapparaten und Signaleinrichtungen hängt der Erfolg der kriegerischen Aktion des Schiffes natürlich von der Schulung der Besatzung ab. Alle militärische Erziehung muß darauf hinausgehen, die Menschen der Besatzung mit der Betriebssetzung jener Zerstörungskräfte vertraut zu machen, die für das Schiff als Kriegsfaktor in Frage kommen.

Vom ersten Tage an, wenn der junge Mann in die Marine eintritt, umgibt ihn eine eiserne Disziplin. „Des Dienstes gleichgestellte Uhr" regelt alle Einzelheiten seines Soldatenlebens. Die ausgehobenen Marinerekruten haben ein paar Wochen auf dem Kasernenhof ihre ersten militärischen Unterweisungen erhalten. Wenn sie dann auf das Schiff kommen, erhält jeder Matrose wie ein lebendes Inventar seine Nummer, und nach dem Schiffsplan werden die Soldaten ebenso wie die Einrichtungsgegenstände eingeordnet. Die Offiziere und Unteroffiziere sind abkommandiert, die Matrosen auszubilden. Das Schiff und die Besatzung soll eine Einheit werden. Die Matrosen werden „geklaßt", jeder Mann bekommt seine „Rolle", seinen Platz, sein Tätigkeitsfeld im Triebwerk des ganzen Organismus zugewiesen. Alle Kategorien erhalten wieder ihre spezielle Ausbildung. Die zukünftigen Artilleristen kommen an die Geschütze, das Maschinenpersonal unten in den Maschinenraum, die Signalgäste werden für den Signaldienst ausgebildet.

Nach den ersten Vorübungen geht es mit den Kasten hinaus auf See. Zunächst zu Einzelübungen und nachher zu Uebungen im Geschwaderverband.

Die Geschwaderübung ist ein fingiertes Gefecht. Da wird „klar Schiff" geübt, „Feuer im Schiff", „Leck im Schiff", aber die wichtigste Schulung und den Höhepunkt im Leben der Besatzung liegt doch in dem Kommando „Klar zum Gefecht!"

Die Geländer werden weggenommen, vom Oberdeck verschwinden alle Teile, die für den Kampfzweck entbehrlich, für die Bewegungsfreiheit hinderlich sind. Am Kommandostand steht der Kapitän, er empfängt seine Befehle vom Flottenchef und vor sich läßt er auf der Tastatur die Kommandoapparate spielen. Die Artilleristen an den Geschützständen erhalten ihre Feuersignale, nach dem Maschinenraum hinunter läuft die Befehlsübergabe der Bewegungen, der Schwenkungen und so muß im Ernstfall der Entscheidungsschlacht jeder Soldat auf seinem Posten stehen, muß gedrillt sein, um kaltblütig die Teilfunktionen

Digitized by Google

zu erfüllen, die für ihn bestimmt sind. Eine moderne Seeschlacht ist ein Mikrokosmos, ein vielgegliedertes Loslassen der Zerstörungskräfte.

Der Flotte sind Marineflugzeuge und Marineluftschiffe vorausgeeilt, um die Stellung und Stärke des Feindes zu erspähen. Hoch aus den Lüften empfängt der Admiralchef seinen Bericht: der Schlachtplan wird entworfen und alle Gefechtseinheiten erhalten ihre Weisungen.

Die Großkampfschiffe werden verteilt und dampfen vorwärts. Die Kreuzer als die Kavallerie rekogosziert, greift feindliche Torpedoboote an und die unheimlichen Unterwasserboote liegen auf der Lauer, um sich auf gegnerische Schiffe loszustürzen.

Aehnlich wie der Generalstab einer Landarmee das große Schachspiel des Krieges, den Plan, die Taktik und Gangart der einzelnen Kriegsfiguren ersinnt und einleitet, findet auch im stillen Kartenzimmer des Admiralstabes eine solche Beratung statt. Nach den Meldungen über die Stärke und Formation des Feindes wird der eigene Schlachtplan entworfen. Und es sind wieder die verschiedenen Signalmethoden, nach denen auf dem Operationsfeld des Seekampfes die Befehle der Gefechtsleitung weitergeben werden.

Gewiß können sich im Laufe der Schlacht die Formationen ändern, ein starres Festhalten an die einmal aufgestellten Dispositionen würde verhängnisvoll werden. Aber auch jetzt löst sich die Schlacht nicht in ein Chaos, in ein ungeordnetes Losstürmen auf. Die Leitung geht auf Unterführer über, auf Kommandanten kleinerer Gefechtseinheiten. Diese bilden einen einheitlichen Kampfverband für sich und suchen die leitenden Grundgedanken des von der Admiralität entworfenen Gefechtsplanes zu verwirklichen.

Die Verbindungen untereinander haben aber noch nicht aufgehört. Selbst wenn im Gewühl der Schlacht von Schiff zu Schiff der eigenen Flotte andere Verständigungsmittel nicht mehr möglich sind, arbeitet noch die drahtlose Telegraphie. Oben dröhnen und toben die Geschütze ihre gewaltige Symphonie der Zerstörung, unten aber im stillen Apparateraum arbeitet mit leisem Knacken der Funkentelegraph. Er berichtet dem Flottenkommandanten über den Verlauf des Kampfes, und hin und her geht Antwort und Gegenantwort, bis die Schlacht entschieden ist.

* * *

Wenn nun auch in diesem Krieg die Landheere für das Gesamtresultat die wichtigsten Entscheidungen herbeiführen, so wird auch der Seekrieg bedeutungsvoll genug sein. Der deutschen Marine steht der Brite gegenüber und die Feuerprobe hat unsere junge deutsche Seemacht im Kampf mit der bisher weltbeherrschenden Flotte Englands auszuhalten.

Digitized by Google

Aber Grey und seine Berater haben wohl an den Einsatz nicht gedacht: die wirkliche oder auch vermeintliche Weltmachtstellung Englands auf dem Meer. Zur Tradition des englischen Volkes gehört es ja, sich zur See für unüberwindlich zu halten. Und nun kommen die Zweifel; englische Zeitungen sprechen sich darüber glatt aus: selbst erfolgreiche Seegefechte größeren Stils würden auch für die englische Flotte opfervoll genug sein, um den Wunderglauben an die Unbesiegbarkeit der englischen Seemacht ins Wanken zu bringen.

England führt allerdings gegen uns einen Handelskrieg. Unsere Volkswirtschaft soll zerstört werden, statt kriegerischer Waffentaten will der Krämergeist siegen. Aber die englische Admiralität weiß schon, weshalb sie die Vorsicht als den besseren Teil der Tapferkeit wählt, trotz aller Tiraden ging die bisherige englische Taktik darauf hinaus, nicht die Entscheidung durch eine starke Offensive zu suchen. Erfolgreiche Guerilla-Kämpfe der deutschen Marine haben dem Selbstgefühl der englischen Nation schon empfindliche Schläge versetzt. In der englischen Tagespresse konnten wir solche moralische Wirkungen schon konstatieren, als der tollkühne Streich der Besatzung von „Königin Louise" und die Bravourleistung von „U 9" bekannt wurde.

Dazu kommt noch eine andere Folgeerscheinung, die wir heute in seiner ganzen Bedeutung noch nicht überschauen können. Dieser Krieg wird wichtige marinetechnische Probleme zur Entscheidung bringen müssen. Es handelt sich um die Frage „Großkampfschiff oder Unterseewaffe." Werden die Großkampfschiffe jetzt im Torpedo und Unterwasserseeboot (eventuell auch im Marine-Luftschiff und Wasserflugzeug), solche gefährlichen Gegner bekommen, daß der Ausgang der Schlacht dadurch entscheidend beeinflußt wird?

Aus England sind die Zweifel zuerst gekommen. Vor Jahresfrist fiel das Wort des englischen Admirals Scott von den Unterseebooten „die den Dreadnoughts jedes Existenzrecht nehmen, die sie vertreiben werden von der offenen See, vor deren unsichtbaren und unabwehrbaren Angriffen sie im Hafen selbst keinen Schutz finden können."

Dieses Urteil, so laut und bedingungslos ausgesprochen, hat großes Aufsehen erregt. Mit Recht. Denn hier sprach einer der angesehensten Fachleute Englands, der Vater der modernen Schiffskanonen, und ging mit seinem eigenen Lebenswerk grausam ins Gericht.

Die gleiche Stimmung gaben die Ausführungen Churchills in einer seiner letzten Etatsreden wieder: „Man hat sich überall daran gewöhnt, lediglich in Dreadnoughts zu rechnen, aber vielleicht kommt der Tag, an dem die Stärke der Marine überhaupt nicht mehr an Dreadnoughts gerechnet wird." Diese Charakteristik wurde gegeben in Rücksicht auf die Entwicklung der Unterse-

Digitized by Google

waffen, ähnliche Wirkungen auf die Kampffähigkeit des Linienschiffes wird auch durch den Luftkrieg zur See erwartet.

Gewiß wollen wir uns hüten, frühzeitig zu prophezeien. Was im Fluge der Ereignisse jetzt der Krieg hervorbringt, wird erst später einmal gesichtet werden können, wenn die Dinge aus einer gewissen Distanz zu betrachten sind. Erst müssen wir die ausführlichen Berichte des Generalstabes und der Admiralität besitzen, um Ursache und Wirkung genau auseinanderhalten zu können, um einwandsfrei die Erfahrungen und Erfolge der verschiedenen Kriegswaffen gegenseitig abzuwägen.

Aber eine solche Episode wie „U 9" gibt heute schon den Beweis, daß ein erfolgreicher Unterseebootkampf eine furchtbare Wirkung hervorrufen muß. Wenn die Zweifler an die Unbesiegbarkeit der Dreadnoughtsschiffe Recht bekommen, dann ist vor allen Dingen England mit seiner Rüstungspolitik geschlagen.

England hat in Dreadnoughtsrüstungen seine Marinepolitik einseitig vorwärts getrieben, eine Ablehnung der Dreadnoughts-Theorie würde wichtige Bestandteile der englischen Flotte entwerten. Aber auch in kleineren Staaten wird es dann leichter möglich sein, maritim mit England Schritt zu halten. Für den Anschaffungspreis eines großen Linienschiffes, den man heute auf 45 Millionen Mark bei modernen Typen veranschlagen kann, bekommt man schon 30 Unterseeboote.

So wird dieser Krieg zur See manche Umwertung vollziehen, er wird wichtige militärische und politische Fragen entscheiden und in seinen Wirkungen bedeutungsvoll genug sein.

Der ewige Krieg

Von Catherina Godwin

Als ich im Frühling den mächtigen Friedenspalast in Haag zum ersten Male sah, schien eine Atmosphäre von Verlassenheit den kahlen Riesenbau zu umschweben. Oede starrten aus rotem Gestein die trüben Fensterscheiben, hinter denen sich kein Leben regte.

Rückerinnernd scheint mir jener Friedenspalast wie das Symbol seiner eigenen mächtigen Idee, die verlassen und unbelebt, ewig unzeitgemäß bleiben muß.

Digitized by Google

Entsetzen schleicht über uns alle dahin, daß gerade jetzt, da die große Friedensidee schon aufgebaut schien, die gewaltige Theorie des Völkerfriedens sich plötzlich gebietend in ihren krassen Gegensatz: — in die gewaltige Realität des Völkerkrieges — verwandelte.

Aber ist denn im letzten der Gegensatz von Krieg und Frieden so kraß? Setzt denn das Extrem so unerbittlich grausam ein, wie es uns scheinen will?

Sind Krieg und Frieden nicht vielmehr Wechselbegriffe, die nicht von einander lösbar sind? Gehen sie nicht gewissermaßen in einander über und arbeiten einer für den andern, so wie der Militarismus in Friedenszeiten für den Krieg sich rüstet und in Kriegszeiten nur für den Frieden kämpft? Arbeiten sie nicht beide in identischem Streben ständig für ihr gemeinsames Ziel: für die Erhaltung — für den Fortschritt — für das Leben der Nation?

Auch der Frieden trägt in sich den Widerschimmer des Krieges.

Denn wenn das Ich der Nation, den akuten Kampf mit der Waffe aufgibt, dann beginnt sofort der andere, chronische Krieg zwischen den einzelnen Menschen, den wir „Konkurrenz" nennen; und wieder ersteht erneut und verstärkt der heimliche Kampf von Kaste zu Kaste, vom Ich zum Ich. Und auch dieser Kampf ist untrennbar mit dem Kulturbegriffe des Fortschritts verknüpft, auch in diesem Kampfe werden Kräfte gemessen und gesteigert, es versinken die einen und steigen die Anderen und auch hier ahnen wir, wie beim Kampfe der Nation, daß auch unser Lebenskampf für die kommenden und wiederkommenden Generationen gekämpft wird.

Es gibt keinen Frieden, wie wir ihn träumen. Auch Frieden ist rudimentärer Krieg.

Der scheinbare Lebensdualismus von Krieg und Frieden ist geboren aus einer Lebenseinheit.

Sobald wir den Kampf bekämpfen, bekämpfen wir das Leben selbst. Denn wo das Erdreich von Leben beginnt sich zu regen, keimt der Kampf empor, der mit dem Lebensbegriffe verwachsen ist.

Digitized by Google

Der Lebensausdruck ist die Bewegung und jede Bewegung ist Kampf.

Wir sind nun einmal Kriegsvölker, vom Beispiel der Natur bestimmt, zur Verdrängung des Schwächeren durch den Stärkeren.

Es ist dies das Vernichtungsprinzip des Einzelnen und das Erhaltungsprinzip der Allen.

Und wie der Eine und die Allen, über sich selbst und ihr Menschentum hinaus nach dem Göttlichen streben, das sie in hundertfacher Gestalt sich symbolisieren und zu dem sie hienieden doch nur in ihrer Sehnsucht gelangen — so ist das Streben nach dem Frieden, der heilige Wunsch nach einem fernen hohen Ziele, an das wir glauben und für das wir gläubig immer wieder und wieder — in blutigem Kampfe — kämpfen.

Massenquartier und Persönlichkeit

Von Werner Klette

Ein bayrischer Truppenübungsplatz, Baracke 117, halb 5 Uhr früh. Herr Privatdozent Dr. A... erwacht und besinnt sich; er hat heute „Zimmerschur." Er ist als 32jähriger einer der ältesten Ersatzreservisten und liegt hier seit 10 Wochen auf Stroh, links von ihm ein aus Kairo eingerückter Kaufmann und rechts ein aus Brasilien noch glücklich herübergelangter Heizer. Zu dritt haben sie *eine* Decke als Unterlage. Dreiunddreißig Mann und zwei Unteroffiziere schlafen, schnarchen und husten in der Halbbaracke...

Herr Dr. A... gähnt. Lange liegt er oft wach und hört zu, wie die Leute stöhnen und wohl aus dem Traum heraus ein paar wirre Worte sagen. Heute wartet er auf den Schritt des „Unteroffiziers vom Tag", auf den rauhen Griff nach der Klinke, den barschen Ruf: „Aufstehen!" Kaum dringt das erste Frührot durch die acht behauchten Fenster — hat die Oktoberkälte den Schläfer geweckt oder das sanfte Pfeifen der Mausfamilie, die man noch immer nicht erwischen konnte? Oft hat er ihr bei ihrem Poltern zugehört und dann eine der so seltenen *Stunden des Besinnens* genossen, hat mit sich allein sein dürfen. Denn der Soldat ist nie allein, das Massenquartier erstickt die Persönlichkeit. Jetzt im Kriege darf er nicht einmal „an sein fernes Lieb" denken; scharfes

Digitized by Google

Aufpassen im Felde vor dem Feinde, strenge Wacht beim Postenstehen auch für die Landwehrleute hier im Lager, wo in ziemlicher Freiheit fast zehntausend Franzosen gefangen gehalten werden.

Auch unter ihnen hat unser Dr. A... intelligente, ja bedeutende Köpfe bemerkt; auch sie mögen in der fremden Umgebung nachsinnen über die Leichtigkeit, womit sich der Mensch anpaßt, über den Wert, im Massenquartier zusammengepfercht zu werden mit robusten und stillen, mit rohen und wilden Naturen. Durch eine Kette gemeinsamer, allen gleich fremden Handlungen tagsüber mit ihm vereint, fühlt sich der Mensch dem Mitmenschen innerlich näher gebracht, ja macht selbst Witze, die er vor Monaten nie belacht hätte, und freut sich kindlich seiner Fähigkeit des Sichanpassens.

Bald drängen Bilder die Gedanken zurück; man lebt inniger mit der Natur vereint, als je in einer Sommerfrische... Während unser alter Rekrut zu dem klarer sich abhebenden Braun der Holzbalken in diesem unhygienischen und arg feuergefährlichen Schuppen aufblickt, ziehen die täglich vertieften Eindrücke im Gedächtnis herauf. Eindringlich ist besonders der Eindruck der wohldisziplinierten aufmarschierten Baracken, wenn man in einer Vollmondnacht die mittlere Lagerstraße dahineilt; als ein Bild militärischer Sorgfalt stehen sie mit ihren acht rotleuchtenden Fenstern im silbrigen Licht wohlausgerichtet da; sie sind sich so gleich, daß man mit der elektrischen Taschenlaterne erst suchen mag, bis man No. 117 findet. Ueberhaupt mag ein Malerauge auf dem bayrischen Truppenübungsplatz bei Tage recht viel Freude und Anregung finden. Verschnauft man beim Vorstürmen in ausgeschwärmter Schützenlinie und schließt einen Moment die Augen, so haftet meist ein impressionistisches Meisterstück der Natur. Unter den zarten Pastelltönen des wie Perlmutter schillernden Abendhimmels scheinen sich die Grundfarben in köstlichen Intensitäten zu sammeln, etwa dort 50 Meter fern in den blauen Uniformen mit den roten Aufschlägen und Krägen, die sich vom feldgrauen Gelände abheben. Die sinkende Sonne bestrahlt wohl auch, als Ueberraschung bei wolkigem Wetter, irgend einen Zielpunkt des Flügelmanns, einen Beobachtungsturm, einen buschigen Baum, „das" Wäldchen, „den" spitzen Kirchturm... Längst wurden hier die Gegenstände zu Begriffen, längst erzwang sich ihr Aufruf Muskelreaktionen, so eng sind sie verkettet mit Befehlen, die im Ohr blieben... „Sprung auf, marsch, marsch! Richtung der Kuppelturm links —!"

Gewinnbringend erscheint außer der für den geistigen Arbeiter so nützlichen gründlichen Muskelanspannung bei Freiübungen, Märschen, Turnen und Felddienstübungen, insbesondere die gemeinsame Ernährung, das „Menagieren." Im Lager muß man oft eine Viertelstunde im Regen stehen, bis man den „kriegsstarken" Kaffee bekommt; ist auch die Suppe kräftig, so ringt das Gebiß eines

Digitized by Google

doch schon etwas degenerierten Kulturmenschen leicht ohne rechten Erfolg mit dem an vier, fünf Wochentagen wiederkehrenden, mit der Hand dargereichten Kuhfleisch; und die Gemüse sind, wie meist in Bayern, selten und grob zubereitet. Ans Abendessen aber denkt unser Doktor nicht gern, denn da hat er unkameradschaftlich verzichtet und ist in die Kantine gegangen. Bekanntlich hat der Soldat eigentlich gar keinen Anspruch auf Abendessen; die wenigen Pfennige, die am Morgen „Kaffee" erspart werden, reichen eben zu einem handtellergroßen Scheibchen Schweizerkäse oder einer „Regensburger"; schlimm aber sind die Tage, wo es nur Kaffee und ein Weißbrot gibt, oder einen Rettich oder den nicht jedem Magen willkommenen „Leberkäs." Es gibt in jeder Baracke arme Teufel, die sagen, man sei doch von 7—11 Uhr und 3—6 Uhr herumgejagt worden und könne sich ruhig halb 9 zu Bett legen —: da schläft man eben schon, wenn sich der Hunger meldet. Keiner gesteht ja gern, was er ruhig gestehen dürfte: daß er zu Kriegsanfang den kleinen Laden zugesperrt, oder daß er mit den 33 Pfennigen Kriegssold auskommen, Putzzeug und Stiefelfett kaufen und womöglich der Frau noch etwas Geld nach Hause schicken muß. Was soll er da in der Kantine hocken?

Unser Dr A... freilich ist dort Stammgast geworden, nachdem er seinen ersten Schreck über Rauch und Lärm dadrin überwunden hat. Die zwei, drei Gasthäuser in der Bahnhofsgegend sind fern und gleichfalls überfüllt; in den fünf, sechs Kantinen des Lagers aber, das man ohne Erlaubnisschein nicht verlassen darf, bekommt man für 50 Pfg. ein Schweinskotelett und für 10 Pfg. den Salat dazu. Das Bier kostet 24 Pfg., und zahlt man seinem Nachbarn eine Maß, so bekommt man sein Vertrauen geschenkt und erzählt, was sich die letzten dreißig Jahre in seiner weiteren Familie zugetragen hat. Man würde es freilich gern sehen, wenn einige Liebesgaben sich in die Ersatzregimenter verirrten... Gewiß, die gehören zunächst in die Front; aber unter den Landwehrleuten sind viele, die sich getreulich und sofort gestellt haben, im Ausland aber Frau und Kinder, Geschäft und Gehalt verließen und sich nun als Putzer eines Unteroffiziers einige Groschen verdienen...

Das Ereignis des Tages für die Truppen, die erst ausgebildet werden, ist die Ankunft der Zeitung. Wie mögen erst die Kameraden draußen im Feld sich danach sehnen! Man fährt zu Rade bis zur Bahn entgegen, um sie noch vor Beginn des Gewehrunterrichts zu erwischen; man liest auch die Lokalblättchen, weil darin bisweilen die militärischen Berichte aus den großen Tageszeitungen nachgedruckt werden... Und Sonntags versucht man wohl gar, in die Geheimnisse der Felddienstordnung oder des Exerzierreglements sich einzuarbeiten. Man begnügt sich mit der Theorie, weil man selbst fühlt, man ist der Praxis noch nicht gewachsen.

Digitized by Google

Aber ahnen lernt man sie auch im Lager: kommen doch die Artillerie und die Kavallerie der nächsten Garnisonen zum Scharfschießen. Dann surren die Geschosse, dann blitzen und dröhnen die Granaten, Rauchwolken springen draußen auf, und nach dem träge nachkommenden Knall errät man die Entfernung des Ziels. Stehende und liegende Schützen stellt es dar, auch kulissenartig errichtete Häuser, eine Burg, eine Kirche. Lange hielt sie der Ankömmling für echt.

Ahnen mag man auch, wie es draußen aussieht, wenn wieder ein Zug neuer gefangener Franzosen ankommt.

Prächtige Farbwirkungen auch hier: die blauen Mäntel und die roten Hosen der Infanteristen, dazwischen hinein ein flotter Dragoner im hellblauen, kurzen Rock, die afrikanischen Jäger mit dem Nackenschutz und die dunkeln Artilleristen. So umdrängen die Gefangenen eine Verkaufsbude, wo sie Milch, Tabak usw., aber kein Bier kaufen können. Andere fahren Kommißbrot, das sie backen, herbei, und sie sollen immer noch so ausgehungert sein, daß sie gern hineinbeißen. Man begreift das nicht; denn in ihrer eigenen Mannschaftsküche kochen ihre Kameraden dasselbe Mittagessen wie die deutschen Köche für die deutschen Mannschaften. Möchten es die deutschen Feldsoldaten wenigstens immer so gut haben, wie diese gefangenen Franzosen — von den drüben in Gefangenschaft gehaltenen deutschen Kameraden wagt mans ja kaum mehr zu hoffen ...

Einen Tag aber gibts, da kommt sich gelegentlich auch der Lagersoldat wie ein Gefangener vor. Da Urlaub auch den Kriegsrekruten nur ungern gewährt wird, sind die Sonntage schlimm und lang. Da gibt es wohl einigemale Appell, vielleicht auch Kirchgang in die nächste Klosterkirche, höchstens noch einen Alarm, weil ein kommandierender General sich angemeldet hat. Glücklich sind dann die, welche Besuch aus der Stadt bekommen — ein kostspieliger Spaß! Die meisten Soldaten sind ja leidenschaftliche Kartenspieler — hier ist das Spiel köstlicher Zeitvertreib. Bald aber hat auch der Rekrut gemerkt, wie man sich Urlaub erschwindeln kann, um wenigstens einen Samstagabend und einen Sonntagmorgen bei Frau und Kind verbringen zu dürfen: in der Schreibstube des Rekrutendepots kennt man genau gewisse Freitag eintreffende Telegramme, die von Erkrankungen nächster Verwandter und von der Heimkehr leicht verletzter Feldsoldaten gar rührend und dringend berichten ... Damit geht man dann etwas unruhig zum Hauptmann, der vielleicht im Zivilleben Oberstaatsanwalt oder Landesgerichtsrat ist. Mit dem professionellen, skeptischen Lächeln blickt er dem ergrauenden Rekruten ins Auge, denkt aber dann: „Er ist verheiratet und der Befehl kann ja schon morgen kommen —“ und unterschreibt den bereit gehaltenen Urlaubsschein ...

Digitized by Google

Ein Erblindeter

Als es nacht wurde
und ich traurig, in mich verſunken,
wie in einem Abgrund,
nur noch den Sekunden lebte
und Stund und Tag auch nicht mehr war
und Jahreszeit und Jahr,
und nur noch der Ewigkeit ungangbare Wüſten
mein Fuß betaſtete,
o, da flog ein Schmetterling
oder auch ein Blatt
in meine unſehenden Hände!
Und ſie hielten's wie heilig in ihrer Mitte,
allein ſchon von der Möglichkeit berauſcht,
daß mich, der ich nicht ſuchen kann,
die Dinge finden!
Als würd ich nun wie Gras und Blatt und Baum
und es ſähen mich die kleinen
grünſchimmernden Käfer!
Und die Senſen in den Schnitterhänden
griffen ſicher nach mir aus
und eines Vogels Flug ſei auf meinen
ſchwanken Aſt gerichtet;
von einer Sonne beſchienen,
die ihr Auge iſt und ihre Hand
und auch ihr Fuß
und mütterlich ſie alle im Wachstum
weiterführt bis zu eines Abfalls Reife
oder einem Tod —
die an ihre ſtille Erde hingebannten.
Doch da nahm der Wind
das Kleine, Unerkannte mit hinweg
und ließ in meinen offnen Händen bloß
als eins der Ihrigen
und ihres Schöpfers ureigenſte Natur
die himmliſche Geduld!

Regina Ullmann

Digitized by Google

Krieg und Frieden

Fünf Monate Weltkrieg, an dem fast die Gesamtkräfte der meisten großen Militärstaaten teilnehmen. Und schon eine Verlustatistik von mehreren Millionen aus dem Kampf geschiedener Menschen und Milliardenwerte zerstörter mobiler und immobiler Güter. Aber nirgends noch eine Entscheidung, die einen brauchbaren Ansatz zum Frieden böte.

Wohl erheben sich vereinzelte Stimmen und zwar bezeichnenderweise auf der Seite, die den Weltkrieg wollte und veranlaßte, dahin, es müßte bald der Zeitpunkt der Erkenntnis eintreten, weiteres Kämpfen als nutzlos anzusehen. Die temperamentvollsten unserer Gegner, Franzosen, sprechen davon. Optimisten von gestern in Pessimisten von heute gewandelt, führen aus, daß der Fall eintreten könnte, die Deutschen siegreich bis zur Loire vordringen zu sehen, die Russen nach gescheitertem Angriffsplan am Rückzug aus Polen und Galizien zu wissen und England in Aegypten und auf seinem Indienweg ernstlich bedroht zu erkennen, so daß die Fortsetzung des Krieges *für den Dreiverband*, derzeit *nichts* mehr verspreche.

Angenommen — es könnte sich diese Ueberzeugung bei unseren Gegnern durchsetzen. Dann müßte sich erst recht der Entschluß auf *deutscher* Seite *verdichten*, *solchen Frieden glattweg abzulehnen*. Psychologisch mag es immerhin befremden, daß der friedfertigste, kulturell für die Friedensidee reifste Teil sich diesmal harthörig jeder Vermittlung verschließt. Es ist tief begründet. Begründet durch den *Zweck* dieses Krieges, den die Gegner selbst über alle Dächer hinausschrieen. Sie zogen los, Deutschland als Weltmacht zu vernichten. Deutsche Arbeit, deutscher Gewinn, deutsche Erfolge aus Konkurrenzneid niederzuschlagen. Da es nun diesmal nicht gelang, da deutsche Kraft der ganzen Schar standhielt, wollten sie einen heuchlerischen Frieden, um später — besser gerüstet — die Hetzjagd wieder aufzunehmen. Die gegnerische Tendenz, die Neid, Haß und Eitelkeit bleibend nähren werden, können wir mit noch so nachhaltigen Siegen leider nicht aus der Welt schaffen. Aber ein halbes Jahrhundert an *Ellbogen-* und *Entwicklungsfreiheit* können wir uns durch den Krieg sichern. Und wenn unsere wirtschaftliche und innere Arbeitsfähigkeit im bisherigen Maß anhält, wird uns dann auch ein zukünftiger Zerstörungsversuch stark genug antreffen.

Der Feldruf unserer Gegner von heute ist es, der uns den Krieg usque ad finem **aufzwingt** . . . v. S.

Soldatenlieder

„Die Barden! Ha! Wo sind die süßen Alten
Mit ihrem herzerhebenden Gesang?"

Nachdem Hermann mit unendlicher List die Erhebung und die Schlacht gegen Varus vorbereitet hat, und die Feldherren zusammentreten, um die Schlachtordre zu empfangen, werden die Barden gerufen, damit sie mit Gesang, die Milden anfeuern, schrecklich wie ein Schloßenwetter Blitze gegen den Feind zu speln. Auch heute zieht das Heer mit Gesang gegen den Feind, aber die süßen Alten mit ihrem herzerhebenden Gesang kommen nicht mehr, obgleich sie wieder gerufen werden. Das Jahr 1813 hat wirklich wertvolle Kriegs- und Soldatenlieder hervorgebracht und vor allem die deutsche Form eines Kriegsgedichtes; das Jahr 1866 und noch 1870 hat einige Stücke, besonders Einzugsgedichte von Fon-

Digitized by Google

tane und „König Wilhelm saß ganz heiter" dazugelegt. Aber der größte deutsche Krieg wird nicht ohne Gesang, aber ohne neuen Gesang geführt. Von den Millionen Kriegsgedichte der letzten Monate ist fast nichts bekannt und nur die Strophe populär geworden, die neue Reime auf Schuß, Stoß, Tritt und Klaps aufzählt, aber nicht an einem Gedicht gestaltet. Es fehlt uns eben heute eine dichterische Konvention, die so stark ist, daß sie auch den Laien neue Worte und Wendungen schenkt. Da sie fehlt, dichtet die kompakte Majorität plötzlich um 40 Jahre zu alt, und da sich die Zeit nicht betrügen läßt, um 40 Jahre zu schlecht. Daher werden auch kaum Soldatenlieder, kräftig und gut wie die alten im Biwak, in unseren Schützengräben entstehn. Talente zum neuen, volkstümlichen Kriegsgedicht hat Brennert, nur sind seine Gedichte zu lang, um volkstümlich zu sein.

Man kann die alten Soldatenlieder heute, wo einen jedes kriegerische Wort und Requisit rührt, nicht mehr wie im Frieden lesen. Das ganze Soldatenleben ist heute unsere Sache und wir finden beim Lesen in den alten, schönen Liedern, daß im Grunde wenig anders geworden ist und die Unveränderlichkeit des schönsten und furchtbarsten Todes immer gleichempfunden wurde, auch wenn heute niemand sagen kann, was er leidet.

Für den Soldaten ist sein Leben vor allem eine Lust. Er wird plötzlich ein anderer Mensch, hat eine Stellung und sieht nach etwas aus. Es ist für viele schmerzlich, Soldat zu werden, aber Soldat zu sein ist immer schön. Alle müssen es ja werden und alle Mädchen weinen, wenn die Burschen in ihre Kasernen ziehn. Der Rock ist schön, die Knöpfe glänzen und jede Waffe glaubt bevorzugt zu sein. Die Liebe des Mädchens macht das Leben schön und „wenn wir bei den Mädchen schlafen, sind wir unserm König gleich". Eine adelige Dame schläft bei einem Soldaten, wie es heißt „aus lauter Lieb und Treu", denn Soldaten sind geborener Adel. Eine Müllerstochter stellt den Soldaten noch höher, verstößt den verliebten Edelmann und will absolut einen Soldaten haben „und sollt sie ihn aus der Erde raus graben". Trübe ist aber der Soldat, wenn sein Schatz bei einem andern steht; dann trinkt er Kirsch, Kümmel und Nelken, bis er ins Grab getragen wird. Andere Soldaten haben ein leichteres Herz. Sie wollen ihr ganzes Leben verlieben, ohne zu heiraten, die Geliebte verlassen und eine neue suchen. Der eine kehrt zurück, sieht sich betrogen und sticht das Messer in ein falsches Herz; ein anderer hat erst als Reservist Erfolg, seitdem er als Rekrut gelernt hat, pünktlich Posten stehen. Der dritte aber kehrt zurück, heiratet und singt nun ewig von der Zeit, die man ungern ertrug, aber umso lieber im Liede rühmt.

Aber der Tod ist das Furchtbarste und Schönste. Kein Gedicht übertrifft die reiche Schönheit des „Morgenrot" von Hauff, der auch schon mit 25 Jahren an sein eigenes „Ach, wie bald! ach, wie bald!" glauben mußte. Der Füsilier besingt sein Leben, das lustige Exerzieren, das heitere Marschieren und scheidet fröhlich aus der Welt. Aber die Soldatenlieder, die nicht allgemein, sondern aus dem Augenblick und dem einzelnen Erlebnis entstanden sind, zeigen die blutigen Körper und die Schwerverwundeten auf dem verlassenen Schlachtfeld, die Gott um ihren Tod bitten. Ein schönes volksliedartiges Stück drückt die Rührung eines Jägers am Massengrab des zehnten Bataillons aus. Nach der Schlacht

Digitized by Google

von Sedan hört ein Bayer einen Sterbenden jammern. Er schleicht sich heran, gibt dem Franzosen zu trinken und begräbt zuletzt den toten Kameraden. Aber die furchtbarsten Dinge, die der Soldat kennt, vernichten die berechtigte Wahrheit des menschlichen Optimismus nicht: „Wer Glück hat, kommt davon, Wer Angst hat, springt davon". Und der Soldat von Fridericus Rex tröstet scheidend seine Lowise: „denn träfe jede Kugel apart ihren Mann, Wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann". Fällt aber der Soldat, so weiß es seine Liebste gleich. Im „Feld des Morgens früh" trifft die Kugel den Husar, der Schnitterin wird so bange, „im Feld des Morgens früh", sie spürt, daß der Liebste gefallen ist.

Die deutschen Soldatenlieder sind Volkslieder, ungereimte und gereimte, astrophische Stücke, derb, aber auch zart in den unendlich verschiedenen Weisen aus des Knaben Wunderhorn geschüttet. Es sind Marschlieder, Putzlieder, Kasernen- und Kneipenlieder, die, abgesehen vom Allgemeinen, viel Eigentümliches enthalten. Denn wenn die Welt unterginge und nur die Soldatenlieder übrig blieben, wüßten wir aus ihnen, wie die Franzosen plündern, daß der alte Fritz nur öfters zu plündern hätte permittieren sollen und daß niemand so prompt wie der Preuße sein Traktament bekommt.

Die Soldatenlieder sind natürlich nicht Gedichte, sondern Gedichte mit Musik. Bei Eugen Diederichs erscheinen kleine Flugblätter, mit alten und neuen Noten, neuen Liedern zu alten Melodien und manchem allgemeinen Stück. Deutsche Kriegslieder hat außerdem Anna de Lagarde und Mathilde Berger bei Wilhelm Heims, Leipzig, herausgegeben. Ein gemütliches, von Fritz Rumpf gesammeltes und koloriertes Bändchen ist schon vor dem Kriege bei Erich Reiß, Verlag, Berlin, erschienen. Es enthält auch weniger bekannte, melodische, alte Stücke. Die besten und beliebtesten Texte hat der Staat unter die Soldaten gebracht, durch das offizielle Kriegsliederbuch für das deutsche Heer 1914. Wenn die Krieger dieser Schlachten die Barden rufen, zu bergerhebendem Gesang, erhalten sie dieses Heft, das 20 Pfennig kostet, und ein Stück der deutschen Heeresorganisation ist. In der Art, wie es den modernen Mangel an Moment und Genie ausgleicht, hat es seinen symbolischen Charakter. Felix Stössinger

Dürers Zeichnungen

Unter den wenigen unaktuellen Neuigkeiten des Kunstverlags in diesem Winter fällt eine edle Erscheinung auf, scheinbar dem Tage fremd, für den tiefer Mitlebenden aber bedeutsam und fast aktuell als ein Hinweis auf tiefste Werte des deutschen Charakters. Heinrich Wölfflin hat einen kleinen Quartband Handzeichnungen von Albrecht Dürer herausgegeben, 78 Blätter in sehr guten Wiedergaben, chronologisch geordnet. Nach seiner bewährten Art hat Wölfflin sich nicht begnügt, den Bildern eine nebensächliche Einführung mitzugeben. Er sagt vielmehr auf seinen wenigen Seiten Entscheidendes in klassischer Bestimmtheit, seine Definition des Wesens der Dürer'schen Zeichnung ist selber ein Musterstück gründlich deutschen Erfassens und Stilisierens.

Man ist gewohnt, Dürer zu nennen, wenn man von deutscher Art oder deutscher Seele redet. Man denkt dabei gerne an die Mischung von freistürmender Sehnsucht mit tiefer innerer Gebundenheit, an den Einschlag

Digitized by Google

von Kindestum im Männlichen und von Philistertum im Leben. Der Zeichner Dürer zeigt diese Mischungen im klarsten Resultat, indem er die Linie, den klaren Strich nicht nur dem malerischen Arbeiten mit massigen Dunkelheiten vorzieht, sondern die Linie mit innigster Liebe zu einer ganz neuen Bedeutung und ornamentalen Selbständigkeit führt. Auf dem Umweg über die Abstraktion findet er die Form! Man denkt daran, wenn man bei Wölfflin liest: „Es ist kein Zweifel, daß die gegenwärtige Generation von Dürer abrückt. Man schätzt den jungen Dürer, aber gerade der meisterliche Künstler, je mehr er die vollkommene Klärung der Form als erstes Prinzip der Kunst vertritt, verliert für unsere Zeit an Interesse."

Der Krieg hat uns einen neuen Antrieb gebracht, dem ererbten Wesen nachzugeben und das Deutschtum neu zu erkennen. Viele tun es, indem sie die gestern noch angebetete Kunst des Auslandes heut mit Füßen treten. Andere gehen reinere Wege und besinnen sich mit neuer Andacht auf die Größten der Vergangenheit. Sie sehen den malerischen jungen Dürer sich zum zeichnerischen alten Dürer entwickeln, und sehen den glühenden Goethe des Werther zum stillkühlen der Wahlverwandtschaften werden, und sie sehen bei beiden den bitter strengen Weg zur Form, den bis zur Kälte gespannten Manneskampf um die geistige Ueberwindung der Natur, und sie bedauern weder die Lieblichkeiten des jungen Dürer noch die strahlende Wärme des jungen Goethe, sondern sehen beide notwendig untergehen in der Geklärtheit männlicher Form, heldenhafter Bewußtheit. Man kann, auf diese Weise, von Dürer so viel lernen wie von Scharnhorst oder Hindenburg. Und mit einer Stunde der wirklichen Vertiefung in diese deutsche Welt tut und gewinnt man mehr als mit dem ausdauerndsten Anspucken ausländischer Kunst.

Hermann Hesse

Verantwortlich für die Leitung: Dr. Theodor Heuß in Heilbronn. — Alle redaktionellen Zusendungen sind zu richten nach Heilbronn a. N., Lerchenstraße 31; unverlangten Manuskripten ist Rückporto beizufügen. März-Verlag: München, Hubertusstraße 27

Copyright 1914 by März-Verlag G. m. b. H., München.

Druck der Schell'schen Buchdruckerei, Viktor Kraemer, Heilbronn

Alleinige Inseratenannahme: Fritz Rauth, Berlin-Friedenau, Ringstraße 41.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google